

**UNIWERSYTET ŚLĄSKI W KATOWICACH**  
**WYDZIAŁ FILOLOGICZNY**

Grażyna Mucharska

**Das Thema der Gefangenschaft in der  
deutschen Prosa der Nachkriegszeit**

Praca doktorska  
napisana pod kierunkiem  
prof. dr hab. Grażyny Barbary Szewczyk

Katowice 2013

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	3
1. Gefangenensliteratur .....	7
1.1 Begriffsbestimmung.....	7
1.2 Formen und Themen der Gefangenensliteratur.....	11
1.3 Schreiben in der Gefangenschaft .....	11
1.4 Gefangenensliteratur in Deutschland im 20. Jahrhundert .....	14
1.4.1 Theoretische Überlegungen .....	14
1.4.2 Gefangenensliteratur in der DDR .....	17
1.4.3 Gefangenensliteratur in der BRD .....	18
1.4.3.1 Die Gefangenschaft als Impuls zum Schriftstellerwerden am Beispiel Horst Bieneks Prosa.....	27
2. Autobiographismus als Darstellungsmethode der Gefangenschaftserlebnisse .....	36
2.1 Versuch einer Begriffsbestimmung .....	36
2.2 Kulturwissenschaftliche Theorien .....	45
2.2.1 Wahrhaftigkeit der Autobiographie .....	45
2.2.2 Das individuelle und das kollektive Gedächtnis.....	59
2.2.3 Das autobiographische Gedächtnis.....	64
2.3 Autobiographieforschung in der Nachkriegszeit .....	65
3. Leben und Werk gefangener Schriftsteller .....	78
3.1 Walter Kempowski .....	78
3.2 Erich Loest.....	92
3.3 Walter Janka .....	104
4. Das Gefängnis in Bautzen .....	109
5. Die erlebte und erinnerte Gefängnisrealität .....	113
5.1 W. Kempowskis Vorstufsarbeiten zu Büchern über Bautzen.....	113
5.2 W. Kempowski: <i>Im Block</i> (1969) .....	125
5.3 W. Kempowski: <i>Ein Kapitel für sich</i> (1975) .....	141
5.4 E. Loest: <i>Durch die Erd ein Riß</i> (1981).....	164
5.5 E. Loests Erzählungen: <i>Etappe Rom</i> (1975), <i>Kein Mann für diese Welt</i> (1983), <i>Karl-May-Novelle</i> (1975).....	181
5.6 W. Janka: <i>Schwierigkeiten mit der Wahrheit</i> (1989), <i>Spuren eines Lebens</i> (1991) 187	

6. Schlussfolgerungen .....	198
Literaturverzeichnis.....	203

## Einleitung

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, das Thema der Gefangenschaft in der deutschen Prosa der Nachkriegszeit an ausgewählten Beispielen darzustellen. Keine der bisher durchgeführten Untersuchungen befasst sich mit dieser Thematik aus der Perspektive der Schriftsteller, die von der selbst erlebten Gefangenschaft berichten.

In meinen Untersuchungen habe ich mich auf drei Schriftsteller konzentriert (Walter Kempowski, Erich Loest und Walter Janka) und die Autoren ausgelassen, die keine politischen Verbrecher waren (wie z.B. Hans Eppendorfer<sup>1</sup>) oder die als „soziale Häftlinge“<sup>2</sup> nur ihre Erinnerungen an die Gefangenschaft niedergeschrieben haben. Meine Absicht war dabei, das Bild der Gefangenschaft ausschließlich aus der Sicht der Schriftsteller zu schildern. Walter Kempowski, Erich Loest und Walter Janka sind Autoren authentischer Berichte, die ihre Gefangenschaft in mehreren Werken verarbeitet haben. Die Entscheidung für die Analyse der Texte dieser Schriftsteller ist durch die auffallende Ähnlichkeit ihrer Schicksale begründet. Sie waren politische Häftlinge, keine kriminellen Täter, die ungefähr in demselben Zeitraum, das heißt in den fünfziger Jahren (Kempowski 1948 – 1956, Loest 1957 – 1964 und Janka 1956 – 1960) im Zuchthaus Bautzen gefangen gehalten waren. Ausschlaggebend bei der Auswahl der Autoren war auch ihr Alter im Moment der Verhaftung: Kempowski war 19, Loest 31 und Janka 42 Jahre alt, sie waren also in verschiedenen Dekaden ihres Lebens inhaftiert. Anhand der Analyse ihrer Texte soll auch festgestellt werden, inwieweit das Alter die Wahrnehmung und die Aufarbeitung der Gefangenschaft beeinflusst.

Das Werk der genannten Schriftsteller war selten Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Untersuchung. Vor allem das Thema ihrer Gefangenschaft wurde – abgesehen von ein paar Publikationen zu Kempowski – noch nicht erforscht. Von zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten zu Walter Kempowski sind vor allem die von Manfred Dierks und Dirk Hempel zu nennen. In den achtziger Jahren veröffentlichte Dierks zwei Monografien, die sich mit Leben und Werk des in Rostock

---

<sup>1</sup> Hans Eppendorfer (1942 – 1999) – Schriftsteller und Drehbuchautor. Im Alter von 17 Jahren wegen Mordes an einer Frau zu 10 Jahren Jugendstrafe verurteilt. Quelle: Hans Eppendorfer: *Eppendorfer von sich*. In: Hans Eppendorfer: *Barmbeker Kuß. Szenen aus dem Knast*. Reinbek bei Hamburg 1981.

<sup>2</sup> Helmut H. Koch: *Klage, Anklage, Widerstand – Zur Gefangenentaliteratur nach 1945*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 90.

geborenen Schriftstellers befassen: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski* (1981) sowie *Walter Kempowski* (1984). Aus den neueren Veröffentlichungen zu Kempowski sind zwei Bücher seines Biographen Dirk Hempel von großer Bedeutung: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie* (2004) und *Kempowskis Lebensläufe* (2007). Der langjährige Mitarbeiter des 2007 verstorbenen Schriftstellers schildert und dokumentiert die vier wichtigsten Lebensabschnitte des Autors: die Kindheit und Jugend in Rostock, die Inhaftierung in Bautzen, die Tätigkeit als Pädagoge und die schriftstellerische Arbeit.<sup>3</sup> 2010 erschien Lutz Hagededs Sammelband *Walter Kempowski: Bürgerliche Repräsentanz, Erinnerungskultur, Gegenwartsbewältigung*, der Beiträge namhafter Literaturwissenschaftler zu Kempowskis Werk (vor allem zum *Echolot* und zur *Deutschen Chronik*) beinhaltet, die auf ein internationales Walter-Kempowski-Symposium in Rostock zurückgehen. *Die Deutsche Chronik* war auch Thema zweier Dissertationen: 1995 erschien Christopher Rileys *Walter Kempowski's Deutsche Chronik. A Study in Ironic Narration* und 1996 Amani Ghaly's *Die literarische Darstellung von Zeitgeschichte als Familiengeschichte in Walter Kempowskis Deutscher Chronik*. Vor allem ein Teil der Chronik, nämlich *Tadellöser & Wolf* (1971) war noch jahrelang nach der Veröffentlichung Gegenstand des literaturwissenschaftlichen Interesses. Kristina Blomqvist untersucht in ihrer Dissertation *Walter Kempowskis Tadellöser & Wolff im Lichte narratologischer Theorien* (2009) die Erzählweise des Schriftstellers. Der Roman wird mit dem Fernsehspiel in Brigit Klischewskis Magisterarbeit *Eberhard Fechners Fernsehspiel Tadellöser & Wolff im Vergleich zur Romanvorlage von Walter Kempowski. Eine Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Massenmediums Fernsehen* (1982) verglichen.

Die neueste Literaturforschung widmet viel Aufmerksamkeit dem Motiv der Religion im Werk Kempowskis. Zu nennen ist hier vor allem Gita Lebers Dissertation „*Die Spiegelung Gottes": Walter Kempowski theologisch gelesen*“ (2010), in der die Autorin die Bezüge des Schriftstellers zum Christentum und zum christlichen Glauben untersucht. Auch die Publikation von Julian Tietz *In was für Missetaten sind wir geraten? Schuld und Religion bei Walter Kempowski*, die 2011 als Abschlussarbeit zur Germanistik an der Universität Hamburg entstand, befasst sich mit der Schuldproblematik und mit der Darstellung religiöser Motive im Werk Kempowskis.

---

<sup>3</sup> Vgl. Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. Umschlagtext. München 2004.

Die neueste Veröffentlichung, die religiöse Motive bei Kempowski untersucht, ist Kai Sinas Dissertation *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*, die 2012 an der Universität Göttingen erschien. Mit der Arbeit, die zahlreiche Andeutungen zu religiösen Elementen im Leben und den Texten Walter Kempowskis setzt, sollen zwei Lücken geschlossen werden, die die Forschung bisher aufweist, nämlich die Untersuchung des Verhältnisses von Religion und Kunst (in diesem Falle Literatur) sowie die Klärung der Bezeichnung „Werk“, die in Bezug auf Walter Kempowski nicht genau abgegrenzt wurde.<sup>4</sup> 2005 wurde das gesamte Werk des Schriftstellers von 16 Literaturwissenschaftler und Kritiker untersucht und ihre Aufsätze erschienen im Sammelband „Was das nun wieder soll?“ Von „Im Block“ bis „Letzte Grüße“. Zu *Werk und Leben Walter Kempowskis*.

Das Werk von Erich Loest wurde nur ansatzweise erforscht. Die erste umfangreiche Studie zu Loest ist die 1992 erschienene Arbeit *Das Vehikel der Imagination. Loests Erzählwerk als Reflexion innerdeutscher Diskrepanzen* von Andrea Sahlmen. Die Autorin, die zurecht bemerkt, dass es keine Sekundärliteratur gibt, die „Loests Prosa in angemessenem Rahmen darstellt“<sup>5</sup>, macht eine systematische Erfassung des Erzählwerks von Loest verfügbar. 2003 erschien die Dissertation *"Erinnerung entsteht auf neue Weise": Wende und Vereinigung in der deutschen Romanliteratur* von Blé Richard Lorou, in der der Wissenschaftler die deutsche Vereinigung in ihrer literarischen Verarbeitung untersucht und unter anderem den Roman *Nikolaikirche* „als poetisch komplexe Widerspiegelungen dieser [die deutsche Wende und die Wiedervereinigung – G. M.] historischen Vorgänge“<sup>6</sup> analysiert. 2011 wurde *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk* von Carsten Gansel und Joachim Jacob herausgegeben. In dem Band wird in zahlreichen Beiträgen von Literaturwissenschaftlern, Historikern, Journalisten sowie von dem Schriftsteller selbst das Panorama Loests Schaffens in den Blick genommen.

Im Gegensatz zu Kempowski und Loest wurde das Werk von Walter Janka aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive noch nicht erforscht. Außer wenigen Zeitungsartikeln existiert nur eine Arbeit, die den Verlauf seiner Gerichtsverhandlung

---

<sup>4</sup> Vgl. Maria Ekert: *Kai Sina: Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Eine Rezension. <<http://kempowski-gesellschaft.de/forschung/rezensionen/sina-suehnewerk-und-opferleben.html>> Datum des Zugriffs: 06.08.2013

<sup>5</sup> Andrea Sahlmen: *Das Vehikel der Imagination. Loests Erzählwerk als Reflexion innerdeutscher Diskrepanzen*. Frankfurt / Main 1992. S. 9.

<sup>6</sup> Vgl. Blé Richard Lorou: *"Erinnerung entsteht auf neue Weise": Wende und Vereinigung in der deutschen Romanliteratur*. Kiel 2003. S. 13.

darstellt. Es ist eine von Ingke Brodersen herausgegebene Dokumentation unter dem Titel *Der Prozeß gegen Walter Janka* (1990). Das fehlende literaturwissenschaftliche Interesse an Jankas Veröffentlichungen mag daran liegen, dass seine Texte viel mehr einen dokumentarischen als literarischen Wert haben.

Die hier erwähnten Arbeiten und Beiträge beweisen, dass die Werke der genannten Schriftsteller noch nicht ausführlich untersucht wurden. Auffallend ist vor allem die fehlende Darstellung ihrer Gefangenschaft. Deswegen scheint es gerechtfertigt zu sein, das Werk der Autoren unter diesem Aspekt zu untersuchen und den Versuch zu unternehmen, die bestehende Lücke zu schließen. Das Hauptthema der vorliegenden Arbeit besteht somit darin, das Problem der Gefangenschaft zu beschreiben und dabei nach Berührungspunkten und Unterschieden der Gefangenschaftsdarstellungen der einzelnen Autoren zu fragen. Es wird mit Hilfe einer detaillierten, textnahen Lektüre untersucht. Die Schilderungen lassen sich als autobiographische Texte betrachten, deshalb werden dabei sowohl die theoretischen Überlegungen der Literaturwissenschaftler wie Paul Lejeune, Bernd Neumann oder Roy Pascal zum Problem des autobiographischen Schreibens, als auch die Erwägungen über Gedächtnis und Erinnerungen von Maurice Halbwachs sowie von Jan und Aleida Assmann berücksichtigt. Es soll hier angemerkt werden, dass die analysierten Werke nicht unter dokumentarischen Aspekten, sondern als Literarisierungen des Gefangenschaftsthemas analysiert werden. Der Schwerpunkt der Analyse bildet die Art und Weise der Darstellung und Verarbeitung der Gefangenschaft durch die einzelnen Autoren. Es wird auch der Einfluss dieser Erfahrung auf ihr späteres Leben gezeigt. Um ein möglichst komplexes Bild der Gefangenschaftsdarstellung zu zeigen, werden in die Untersuchungen auch keine autobiographischen Texte (wie Loests Erzählungen) einbezogen, deren Analyse jedoch nützliche Einsichten in das Gefangenschaftsbild der Autoren liefert.

# 1. Gefangenensliteratur

## 1.1 Begriffsbestimmung

Der Begriff Gefangenensliteratur wird von Literaturtheoretikern und Wissenschaftlern exakt definiert. Helmut Koch, Leiter der Dokumentationsstelle Gefangenensliteratur der Universität Münster, versteht darunter „von Gefangenen im Gefängnis geschriebene bzw. in Erinnerung an das Gefängnis verfasste Texte“<sup>7</sup> und trennt von diesem Bereich die Werke ab, in denen zwar das Gefängnis als Motiv vorkommt, aber deren Autoren nie Gefangene waren. Auch Nicola Keßler, die ihre Dissertation der Gefangenensliteratur gewidmet hatte, zählt zu dieser Art der Literatur ausschließlich diejenigen Texte, die „vor dem authentischen Erfahrungshintergrund der Haft entstanden sind“<sup>8</sup>. Neben dem Terminus Gefangenensliteratur (oder der analog benutzten Bezeichnungen Gefängnis- bzw. Knastliteratur) nennt die Wissenschaftlerin andere in der Forschung vorkommende Begriffe, wie Täterliteratur<sup>9</sup> (Texte über Gefangene von ihnen selbst oder von anderen Autoren verfasst, in deren Mittelpunkt der Verbrecher und seine Tat stehen und Autoren zu Objekten degradiert werden) und Kriminalliteratur, in der das zentrale Thema das Motiv des Verbrechens und seine Aufdeckung ist.<sup>10</sup> Im Gegensatz zu den beiden letzten Begriffen ist für die Gefangenensliteratur die Vielfalt der Themen, Formen und Motive charakteristisch. Helmut Koch empfiehlt, „den Begriff der Gefangenensliteratur weit zu fassen, um nicht durch traditionelle poetologische Kategorisierungen wichtige Schreibformen der Aufmerksamkeit zu entziehen“<sup>11</sup>.

Auch die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel betrachtet die Gefangenensliteratur als Erfahrungsliteratur, die vor allem die Texte umfasst, die von den Gefangenen – während der Haft oder in Erinnerung daran – selbst verfasst worden

---

<sup>7</sup> Helmut H. Koch: *Klage, Anklage, Widerstand – Zur Gefangenensliteratur nach 1945*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg.): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 88.

<sup>8</sup> Nicola Keßler: *Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenensliteratur*. Godesberg 2001. S. 163.

<sup>9</sup> Der Begriff „Täterliteratur“ wurde von Thomas-Michael Seibert geprägt. Vgl. Thomas-Michael Seibert: *Gerechtigkeit als Kampf um Sprachzugang*. In: Klaus Lüderssen, Thomas-Michael Seibert (Hrsg.): *Autor und Täter*. Frankfurt 1978.

<sup>10</sup> Vgl. Nicola Keßler: *Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenensliteratur*. Godesberg 2001. S. 160 – 163.

<sup>11</sup> Helmut H. Koch: *Klage, Anklage, Widerstand – Zur Gefangenensliteratur nach 1945*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg.): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 90.

sind. Charakteristisch für sie ist der Authentizitätsanspruch, verstanden als „subjektiv tatsächliche Erfahrung“<sup>12</sup>. Die Autorin weist auch darauf hin, dass sich diese Literatur „durch die Doppelrolle des Autors als Schreibsubjekt und als Objekt der Bestrafungsinstanz und –methoden konstituiert“<sup>13</sup>. Das heißt, der Verfasser ist Subjekt und Objekt seiner Geschichte zugleich.

Peter-Paul Zahl<sup>14</sup> unterscheidet zwei Dimensionen der Gefangenensliteratur. Erstens ist das „die Beschreibung des Mangels“<sup>15</sup>, d.h. die detaillierte Schilderung des schlechten physischen und psychischen Zustandes des Gefangenen sowie seiner Umgebung. Den zweiten und für diese Literatur zugleich typischen Bereich bildet die Bewältigung des Mangels „durch Antizipation, durch Träume, durch Utopien, durch Wünsche, die eben durch den Mangel, durch die ungeheuren Mangelerscheinungen deutlicher ausgedrückt werden, krasser, klarer als in jedem anderen gesellschaftlichen Bereich außer in Irrenanstalten [...]“.<sup>16</sup>

Zahl unterscheidet außerdem zwei Arten der Gefangenensliteratur: die typische, die er als „originäre Knastliteratur“<sup>17</sup> bezeichnet (er versteht sie als Literatur der Unterschichten oder Delinquenten) und die Literatur der gefangenen Intellektuellen, oft Schriftsteller. Als Beispiel nennt er die Werke von Ernst Toller<sup>18</sup> und von Ernst S. Steffen<sup>19</sup>:

---

<sup>12</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 19.

<sup>13</sup> Ebd., S. 18.

<sup>14</sup> Peter-Paul Zahl (geb. 1944) – deutscher Schriftsteller, 1974 nach einem Schusswechsel mit der Polizei verhaftet und wegen gefährlicher Körperverletzung und widerstand gegen die Staatsgewalt zu 4 Jahren Haft verurteilt; im Revisionsverfahren 1976 wegen versuchten Mordes in 2 Fällen zu 15 Jahren verurteilt, 1982 vorzeitig entlassen.

Quelle: die horen. Heft 1. 22. Jahrgang. Hannover Frühjahr 1977. S. 65.

<sup>15</sup> Peter-Paul Zahl, Ralf Schnell: Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen. In: Ralf Schnell (Hrsg.): „Schreiben ist ein monologisches Medium.“ *Dialoge mit und über Peter-Paul Zahl*. Berlin 1979. S. 24 – 68, hier S. 28.

<sup>16</sup> Ebd., S. 28.

<sup>17</sup> Uta Klein, Helmut H. Koch: *Gefangenensliteratur. Eine Übersicht über ihre wissenschaftliche Rezeption*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg.): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 150.

<sup>18</sup> Ernst Toller (1893 – 1939) wurde 1918 anlässlich der Verteilung von Anti-Kriegs-Gedichten bei Streikversammlungen zum ersten Mal inhaftiert. 1919 wurde Toller wegen seiner führenden Rolle in der Münchner Räterepublik zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt und 1924 freigelassen. In seinen Gedichten, Dramen und Artikel thematisierte er seine Haft erlebnisse.

<sup>19</sup> Ernst Siegfried Steffen (1936 – 1970) von den Eltern vernachlässigt und von seinem Vater geprügelt wurde er im Alter von 12 Jahren in einer Pflegeanstalt untergebracht. 1956 und dann 1960 wurde Steffen zu insgesamt dreizehnjährigen Haftstrafen wegen Einbruchs- und Diebstahldelikte sowie Gewalttätigkeit verurteilt. Er wurde 1967 entlassen. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er in Heimen und Strafanstalten verbracht. In seinem Erzählband *Rattenjagd. Aufzeichnungen aus dem Zuchthaus* (1971) reflektiert Steffen seine Gefangenschaft.

„Ich würde erst einmal Toller und Steffen nicht in die gleiche Kategorie packen. Für Toller war Knast ein Thema, er war aber kein typischer Knacki, d.h. er war schon vorher ein Literat, bevor er in den Knast hineinkam, und hat im Knast die Erfahrungen, die er hatte, einfach verarbeitet, während Steffen und andere Leute, die aus der Unterschicht stammen, eben die originäre Knastliteratur verfasst haben. [...] D.h. die typische Knastliteratur ist eine Unterschichtenliteratur, und die ist eine unglaubliche Ausnahme von der Regel, weil die Unterschichten nicht zu schreiben pflegen. Und wenn sie zu schreiben beginnen, trennen sie sich normalerweise von ihrer Klasse und deren Erfahrungen, d.h. sie wechseln schreibend in die Denk- und Artikulationsformen einer anderen Klasse über, sie verraten theoretisch ihre Klasse damit. Aber sie könnten es auch transzendieren. Während Leute wie Toller oder ich, alle, die in den Knast kommen und vorher schon geschrieben haben, für die ist Knast ein Erfahrungsbereich neben anderen auch, wie die Arbeitswelt, die Liebe oder weiß ich was, der natürlich einen großen Einfluss darauf ausübt, was man schreibt, auch wie man schreibt, aber ich würde sie nicht als typische Knast- oder Gefangenen-Literatur ansprechen.“<sup>20</sup>

Für manche Literaturkritiker ist aber Zahls Einteilung unbegründet. Sigrid Weigel behauptet, die schriftstellerische Tätigkeit sei nicht allein durch den sozialen Status des Autors bestimmt, sondern vielmehr bilde sie ein Ergebnis seiner Auseinandersetzung mit der extremen Situation der Gefangenschaft.<sup>21</sup>

Auch Nicola Keßler teilt die Gefangenen in zwei Gruppen ein. Sie nennt politische Gefangene mit intellektuellem Anspruch, für die die Situation der Gefangenschaft selten den Schreibanlass darstellt (ohne die Erfahrung des Eingesperrtseins werden sie als Schriftsteller tätig) und „soziale Delinquenten“, die meistens keine Ausbildung haben und oft erst im Gefängnis, wenn überhaupt, mit Literatur zu tun haben.<sup>22</sup> Diese Gruppe bildet auch die Mehrheit der schreibenden Autoren.

Der Charakter der Gefangenensliteratur ist von mehreren Faktoren bestimmt. Zu den wichtigsten gehören laut Weigel „subjektive Schreibmotivation, Adressat und

---

<sup>20</sup> Peter-Paul Zahl, Ralf Schnell: Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen. In: Ralf Schnell (Hrsg.): „Schreiben ist ein monologisches Medium.“ Dialoge mit und über Peter-Paul Zahl. Berlin 1979. S. 24 – 68, hier S. 24. Bei Zitaten wird die ursprüngliche Schreibweise beibehalten.

<sup>21</sup> Vgl. Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ Schreiben im Gefängnis. Marburg / Lohn 1982. S. 17.

<sup>22</sup> Vgl. Nicola Keßler: Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenensliteratur. Godesberg 2001. S. 160 – 145.

Öffentlichkeitsbewusstsein des Autors<sup>23</sup> sowie die extreme Situation der Haft. Eine wesentliche Rolle spielt ihrer Meinung nach auch der zeitliche Abstand von dem erlebten Elend. In vielen Texten kommen auch für das Gefängnis typische Ausdrücke und Wendungen.

Peter-Paul Zahl macht darauf aufmerksam, dass die Gefangenenschriftsteller „entsetzlich monologisch“<sup>24</sup> ist. Er versteht darunter die fehlende Kommunikationsmöglichkeit der gefangenen Autoren, d.h. den Mangel an Kritik (außer dem Knastensor), die weder in Form von direkten Rückmeldungen durch Lesungen oder Diskussionen mit Kollegen noch als fachmännische, wissenschaftliche Kritik vorhanden ist.

Peter Feraru<sup>25</sup> überlegt, ob schreibende Gefangene für Schriftsteller gehalten werden können. Für Menschen draußen werden sie meistens als Häftlinge angesehen, die Texte produzieren. Die Insassen wollen aber wie Literaten behandelt werden und wenn man sie als solche betrachtet, muss man laut Feraru die gleichen Literaturkriterien anwenden, wie für die nicht gefangenen Schriftsteller. Wenn man das in Betracht zieht, stellt man fest, dass man nur wenige von den gefangenen Autoren als Schriftsteller bezeichnen kann. Die meisten verfassen rein dokumentarische Aufsätze oder „untereinandergeschriebene Prosa“<sup>26</sup>.

In meiner Arbeit werde ich mich mit Texten derjenigen schreibenden Autoren befassen, die aus politischen Gründen verhaftet worden sind. Sie waren oft vor der Verhaftung als Schriftsteller tätig und nach der Gefangenschaftserfahrung haben sie ihre Erlebnisse in mehreren Werken und auf verschiedene Weise verarbeitet. Diese Texte haben einen hohen literarischen Wert, werden aber nur selten unter dem Aspekt des Gefängnisaufenthaltes ihrer Autoren gedeutet.

---

<sup>23</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 55.

<sup>24</sup> Peter-Paul Zahl, Ralf Schnell: Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen. In: Ralf Schnell (Hrsg.): „Schreiben ist ein monologisches Medium.“ *Dialoge mit und über Peter-Paul Zahl*. Berlin 1979. S. 24 – 68, hier S. 28.

<sup>25</sup> Peter Feraru (geb. 1947) – deutscher Schriftsteller und Journalist. In seinem Roman *Das Messer der Hoffnung* (1985) beschreibt er den Einfluss der Lebensumstände im Gefängnis auf ein Individuum.

<sup>26</sup> Peter Feraru: *Schreib-Prozesse*. In: Karlheinz Barwasser (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind*. Tübingen 1982. S. 9 – 14, hier S. 12.

## 1.2 Formen und Themen der Gefangenensliteratur

Die Gefangenensliteratur charakterisiert Authentizität sowie Vielseitigkeit von Form und Inhalt. Die Mehrheit der Schreibaktivitäten machen die Briefe aus, die den grundlegenden Wunsch nach Kommunikation zu erfüllen haben. Das Bedürfnis nach dem Erhalten und Geben von Informationen sollen Aufsätze, Dokumentationen und Erfahrungsberichte befriedigen, die vor allem in Gefangenenzzeitungen veröffentlicht werden. Gefangene greifen auch nicht selten zu Gedichten und wollen dadurch ihre Gefühle zum Ausdruck bringen. Einen großen Teil der Schreibpraxis, nicht nur nach der Freilassung, sondern auch während der Haftzeit, bilden längere prosaische Texte, wie Erzählungen oder Romane. Sie ermöglichen die explizite Darstellung der Gefängnisrealität sowie die Reflexion des Gefängnisalltags, nicht nur auf reale, sondern auch auf symbolische Weise. Als häufige Form der Alltagsbewältigung gilt das Tagebuch: die Gefangenen wollen ihre Gefühle und Gedanken dem Papier anvertrauen, wobei sie das Risiko eingehen, dass es während einer Zellenfilzung gefunden und zu ihrem Schaden genutzt wird.

Charakteristisch für die Gefangenensliteratur ist die oft von den Autoren gewählte fragmentarische Form. Die Gattungen sind häufig miteinander vermischt: Die Gedichte sind prosanah und epische Texte sind mit Gedichten oder Briefen verflochten. Die Werke sind stark von der Gefängnisrealität geprägt und authentisch, so dass man sie oft als Autobiographien oder Tagebücher liest. Dramatische Formen sind selten vorhanden.

Der Themenkreis der Gefangenensliteratur ist sehr breit, er umfasst verschiedene Aspekte des Alltags, wie Essen, Wohnen, Freizeit, Arbeit, Kommunikation, Sexualität, Gesundheit, Post oder Besuch. Die Texte sind in hohem Maße „realitätsbezogen und konkret“<sup>27</sup>.

## 1.3 Schreiben in der Gefangenschaft

Viele Gefangene haben keine Schreibmöglichkeiten. Das Schreiben in der Gefangenschaft wird meistens verboten und jeder Verstoß dagegen wird streng bestraft.

---

<sup>27</sup> Uta Klein, Helmut H. Koch: *Gefangenensliteratur. Eine Übersicht über ihre wissenschaftliche Rezeption*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 97.

Als Schreiben in der Gefangenschaft verstehen die Literaturwissenschaftler nicht nur schriftstellerische Tätigkeit im wörtlichen Sinne, denn unter den spezifischen Umständen der Haft ist das meistens nicht möglich. Man versteht darunter vielmehr heimlich gemachte Aufzeichnungen, Notizen und Entwürfe für die nach der Entlassung bearbeiteten Texte, Gedichte und auch beim Schreibverbot den stillen inneren Monolog.

Manche Autoren publizieren bereits aus der Haft oder nach der Entlassung ihre Aufzeichnungen, die während der Haft entstanden sind. Andere schreiben erst nachträglich ihre Memoiren nieder und veröffentlichen sie. Ein Gefängnis-Tagebuch dient dabei als gedankliche Stütze, wie zum Beispiel das Buch von Marianne Herzog<sup>28</sup> *Nicht den Hunger verlieren* (1980). Es ist ein autobiographischer Bericht über die Isolation im Gefängnis. Die Veröffentlichung eines Tagebuchs ist eher selten.

Der Sinn des Schreibens in der Gefangenschaft besteht darin, „Kommunikationsmodelle in isolierender Umgebung zu entwickeln und Identitätsentwürfe in einer bürokratischen Organisation zu gestalten“<sup>29</sup>. Eins der wichtigsten Schreibmotive ist der Wunsch nach Kommunikation. Das Verfassen von Texten ist für viele Gefangene existenziell notwendig, denn es ist die einzige Form der Selbstartikulation. Das Schreiben ist laut Peter-Paul Zahl trotzdem ein „monologisches Medium“<sup>30</sup>, das heißt, es ist ein Akt der Einsamkeit.

Der existenzielle Aspekt des Schreibens im Gefängnis drückt sich deutlich in den von Peter-Paul Zahl geprägten Kategorien des „Über- und Unterlebens“<sup>31</sup> aus. Der Begriff „Unterleben“ stammt von Erving Goffman<sup>32</sup>. Der Soziologe versteht darunter „das ganze Repertoire solcher [sekundären] Anpassungsmechanismen, deren sich alle Mitglieder der Organisation je einzeln wie kollektiv bedienen“<sup>33</sup>. Sekundäre

---

<sup>28</sup> Marianne Herzog (geb. 1944) – deutsche Autorin von Hörfunkdokumentationen, autobiographischen Schriften und Prosa. Von Dezember 1971 bis Dezember 1973 war sie im Gefängnis wegen Verdachts der Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung.

Quelle: Sabine Geese: *Herzog, Marianne*. In: Walter Killy (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 5. Gütersloh / München 1989. S. 268.

<sup>29</sup> Nicola Keßler: *Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenentaliteratur*. Godesberg 2001. S.164.

<sup>30</sup> Peter-Paul Zahl, Ralf Schnell: Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen. In: Ralf Schnell (Hrsg.): „*Schreiben ist ein monologisches Medium.*“ *Dialoge mit und über Peter-Paul Zahl*. Berlin 1979. S. 24 – 68, hier S. 28. Das Schreiben als ein monologisches Medium wurde genauer im Kapitel 1.1, auf der S. 10 beschrieben.

<sup>31</sup> Ebd., S. 36.

<sup>32</sup> Erving Goffman (1922 – 1982) – US-amerikanischer Soziologe. Eins seiner bekanntesten Werke: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (Frankfurt / Main 1972, Original 1961) behandelt „totale Institutionen“, mit diesem Werk löste er die bis heute anhaltende Zielbestimmung der Entinstitutionalisierung von sozialen Einrichtungen wie Altenheimen, Gefängnissen und Kinderheimen aus.

<sup>33</sup> Erving Goffman: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt / Main 1972. S. 194.

Anpassungsmechanismen definiert Goffman als „ein Verhalten, bei welchem das Mitglied einer Organisation unerlaubte Mittel anwendet oder unerlaubte Ziele verfolgt, oder beides tut, um auf diese Weise die Erwartungen der Organisation hinsichtlich dessen, was er tun sollte und folglich was er sein sollte, zu umgehen“<sup>34</sup>. Durch die sekundäre Anpassung kann sich das Individuum der Rolle entziehen, die ihm die Institution (z.B. das Gefängnis) aufdrängt. Es gehört dazu zum Beispiel die Gründung bestimmter Orte und Einrichtungen, zum Beispiel Bibliotheken. Wie Goffman bemerkt, resultiert die Bibliothekbenutzung unter den Gefangenen nicht aus Bildungs- oder Unterhaltungsgründen, sondern vielmehr wollen die Häftlinge die Anstaltverwaltung beeindrucken, den Bibliothekar belästigen oder einfach ein Päckchen erhalten. Die Gefangenen wollen sich selbst und anderen anzeigen, dass sie jenseits der offiziell gezogenen Grenzen der Organisation eine persönliche Autonomie besitzen. Goffman beschreibt alle Praktiken der Insassenkultur als „Unterleben“ einer Institution und vergleicht ihre Bedeutung für die Anstalt mit der einer Art Unterwelt für eine Stadt. Das Verhalten der Insassen wird nicht nur durch totale Verhältnisse verursacht, ist also als Produkt des Reagierens auf sie zu verstehen, sondern es wirkt selbst auch stabilisierend genau auf diese Verhältnisse aus.<sup>35</sup> Das Schreiben in der Gefangenschaft ist eine Unterlebenstechnik, „eine spezielle Art, sich Welt anzueignen und mit ihr fertig zu werden“<sup>36</sup>. Das Schreiben (oder beim Schreibverbot der innere Monolog) ist zugleich eine Überlebenstechnik, da „die Literatur als Reproduktionsort der Freiheit des Subjekts im Zustand der Gefangenheit, die schreibende Bewahrung einer freien Seele bei gefangenem Körper“<sup>37</sup> ist.

Die Absicht des schreibenden Gefangenen ist die Bewahrung seiner Identität. Die Besserungsmaßnahmen des Gefängnisses, das von Michael Foucault als „Apparat zur Umformung der Individuen“<sup>38</sup> definiert wird, hat jedoch die Veränderung der

---

<sup>34</sup> Erving Goffman: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt / Main 1972. S. 185.

<sup>35</sup> Vgl. Georg Theunissen: *Arbeitstexte zum Seminar „Zuhause sein – Wohntraining oder unterstütztes Wohnen?“*. <<http://www.ph-ludwigsburg.de/uploads/media/Arbeitstexte.WOHN.doc>> Datum des Zugriffs: 22.02.2008.

<sup>36</sup> Peter-Paul Zahl, Ralf Schnell: Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen. In: Ralf Schnell (Hrsg.): „Schreiben ist ein monologisches Medium.“ *Dialoge mit und über Peter-Paul Zahl*. Berlin 1979. S. 24-68, hier S. 36.

<sup>37</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 7.

<sup>38</sup> Michael Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt / Main 1976. S. 296.

Persönlichkeit des Gefangenen, „ein Umcodieren der Existenz“<sup>39</sup> zum Ziel. Das Medium Literatur eröffnet den gefangenen Autoren die Chance, entgegen der Macht der „totalen Institution“<sup>40</sup> zumindest vorübergehend einen Anspruch auf Individualität und Autonomie zu verteidigen. Manche Autoren scheitern aber an dem Versuch, schreibend die institutionellen Angriffe auf die eigene Person abzuwehren, und übernehmen negative Selbstbilder aufgrund von Fremdbeurteilungen. Es passiert laut Nicola Keßler vor allem dann, wenn die Identität des Gefangenen so stark beeinträchtigt ist, dass er zu wenig Wille und Kraft zum Widerstand hat.<sup>41</sup>

Das Schreiben in der Gefangenschaft kann langfristig eine stärkende Wirkung haben. Der Gefangene kann sich von negativen, durch den Strafvollzug verursachten Gefühlen, wie Resignation, Wut, Gleichgültigkeit, Angst oder Hass befreien. Indem er sich als Subjekt thematisiert, bricht er aus der Rolle des willenlosen Objektes der Bestrafungsinstanz aus. Das Schreiben dient auch der Rekonstruktion verloren gegangener Orientierungsmaßstäbe, wie Zeit oder Natur, um die Wirklichkeit vor dem Zugriff der Institution zu retten. Der Schriftsteller Peter Feraru sieht das Schreiben in der Gefangenschaft als lebensnotwendig: „[...] wenn ich schreibe, dann bin ich einfach frei. Schreiben im Knast heißt immer, und egal warum Du schreibst, eines: Leben. Ausgefülltes Leben“<sup>42</sup>.

## 1.4 Gefangenliteratur in Deutschland im 20. Jahrhundert

### 1.4.1 Theoretische Überlegungen

Die Literaturwissenschaft hat bis Ende des 20. Jahrhunderts der Gefangenliteratur kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Die Gründe dafür waren sowohl „die realgesellschaftliche Ausgrenzung der Existenz und Erfahrung von Gefangenen“<sup>43</sup>

---

<sup>39</sup> Michael Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt / Main 1976. S. 296.

<sup>40</sup> Der Begriff „totale Institution“ stammt von Erving Goffman und wird definiert als „Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen“. In: Erving Goffman: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt / Main 1972. S. 11.

<sup>41</sup> Nicola Keßler: *Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenliteratur*. Godesberg 2001. S. 468.

<sup>42</sup> Peter Feraru: *Schreib-Prozesse*. In: Karlheinz Barwasser (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind*. Tübingen 1982. S. 9 – 14, hier S. 14.

<sup>43</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 9.

als auch die Verschlossenheit dieses Wissenschaftszweiges gegenüber der Knastliteratur. Bis dahin wurde die Frage nach der Psychologie des Inhaftierten in der Literaturwissenschaft ausgegrenzt. Einige Wissenschaftler, die das Problem aufgenommen hatten, haben sich bei ihren Untersuchungen auf die Autoren beschränkt, die sich zwar mit dem Thema der Gefangenschaft auseinandergesetzt haben, die aber nie im Gefängnis gefangen gehalten wurden.

Den ersten Überblick über die Tradition der Gefangenentaliteratur in Deutschland gibt Sigrid Weigel in ihrem Buch *Und selbst im Kerker frei...!* (1982). Sie schildert die Geschichte der Gattung vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Für diese Periode entscheidet sich die Wissenschaftlerin in Anlehnung an Michael Foucaults Anmerkungen über den modernen Strafvollzug, dessen Entstehung er auf die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert datiert.<sup>44</sup> Weigels Studien stützen sich in erster Linie auf Texte von politischen Gefangenen, die in veröffentlichter Form vorliegen. Die Wissenschaftlerin kommentiert die Lebensgeschichte des Freiherrn Friedrich von der Trenck (1726 – 1794), die Aufzeichnungen aus dem Kerker Christian Friedrich Daniel Schubarts (1739 – 1791), die Gedichte Friedrich Ludwig Weidigs (1808 – 1871), das Gefängnistagebuch und die Kerkerpoesie Wilhelm Weitlings (1808 – 1871), den Briefwechsel des Staatsgefangenen Wilhelm Schulz (1797 – 1860) mit seiner Frau, die Erinnerungen von Otto von Corvin-Wiersbitsky (1812 – 1886), die Dokumente von Michael Bakunin (1814 – 1876) (einen Kassiber, den er heimlich seiner Schwester während eines Besuchs übergab und eine Bittschrift an den Zaren, mit der er seine Freilassung erwirken wollte), Johann Mosts (1864 – 1906) Aufzeichnungen aus der Bastille am Plötensee, die Bekenntnisse eines unbekannten Diebes, gesammelt und herausgegeben von Cesare Lombroso (Veröffentlichung 1899), Hans Leuß' (1861 – 1920) Bericht aus dem Zuchthaus, die Lebenserinnerungen von Wera Figner (1852 – 1942), die Schrift eines anonymen rechtsradikalen Gefangenen (Veröffentlichung 1928), die Zuchthauserlebnisse Max Hoelz' (1889 – 1933) sowie die Erinnerungen des Zuchthäuslers Georg Fuchs (1868 – 1949). Weigel ordnet die Texte verschiedenen Etappen staatlichen Strafens zu (Kerker – panoptisches Zuchthaus – Besserungsvollzug)<sup>45</sup> und sucht in den Äußerungen der Inhaftierten nach Spuren der

---

<sup>44</sup> Vgl. Michael Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt / Main 1976. S. 294.

<sup>45</sup> Bis zum Zweiten Weltkrieg war in Deutschland Kerkerhaft verschärfter Freiheitsentzug im Unterschied zu Gefängnis und Zuchthaus. Das Panopticon (oder Panoptikum) ist ein vom britischen Philosophen Jeremy Bentham (1748 – 1832) stammendes Konzept eines Gefängnismodells mit ringförmig um den

Gefängnisfunktion – „isolieren, überwachen, klassifizieren, disziplinieren“<sup>46</sup>. Aus ihrer Arbeit ergibt sich als Fazit, dass unabhängig von dem Zeitabschnitt den wichtigsten Schreibanlass der Versuch der Identitätsbewahrung bildet. Der große Wert Weigels Arbeit besteht vor allem darin, dass die Wissenschaftlerin verstreute und deshalb schwer zugängliche historische Texte zusammengefasst, untersucht und kommentiert hat.

Das Bild des Strafvollzugs in der Literatur des 20. Jahrhunderts beschreibt Heinz Müller-Dietz in seinem 1979 veröffentlichten Artikel *Zum Bild des Strafvollzugs in der modernen Literatur*<sup>47</sup>. Aus seinen Überlegungen geht hervor, dass im Gegensatz zur Literatur der früheren Jahre, die Gefängnismauern im 20. Jahrhundert nicht mehr als eine Metapher für die Freiheitsbeschränkung, sondern mehr als „die Trennung des Ichs vom Leben“<sup>48</sup> gedeutet werden. Dem Schriftsteller zufolge konzentrieren sich die Autoren vor allem auf ihre innere Verfassung in der extremen Situation, wodurch die Literatur Hoffnungslosigkeit, Anklage, Düsterkeit und Ausgeliefertsein an sich selbst charakterisiert.

Eine sehr große Rolle bei den Untersuchungen der politischen Strafjustiz spielen zwei Werke: Karl Wilhelm Frickes<sup>49</sup> Dokumentation *Politik und Justiz in der DDR* (1979), in der der Autor auf die Geschichte der politischen Verfolgung in den Jahren 1945 – 1968 zurückgreift und Ergebnisse seiner Analysen mit zahlreichen Materialien belegt sowie Wolfgang Schullers<sup>50</sup> Dissertation *Geschichte und Struktur des politischen Strafrechts der DDR bis 1968* (1980). Der Historiker gibt den Lesern einen Einblick in das politische Strafrecht von 1945 bis 1968. Erwähnenswert sind auch zwei

---

Beobachtungsturm gebauten Zellen, wo alle Insassen von einem zentralem Turm aus beaufsichtigt werden, ohne in den Turm hineinzusehen können. So kann mit wenig personellem Aufwand eine große Zahl von Menschen permanent überwacht werden. In: Anonym: *Rhetorik der Überwachung von Bentham bis Big Brother* <<http://hosting.zkm.de/ctrlspace/d/intro>> Datum des Zugriffs 14.11.2009.

<sup>46</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 8.

<sup>47</sup> Vgl. Heinz Müller-Dietz: *Zum Bild des Strafvollzugs in der modernen Literatur*. In: Zeitschrift für Strafvollzug. Heft 1. 1979. S. 31 – 45.

<sup>48</sup> Uta Klein, Helmut H. Koch: *Gefangenentaliteratur. Eine Übersicht über ihre wissenschaftliche Rezeption*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 157.

<sup>49</sup> Karl Wilhelm Fricke (geb. 1929) – deutscher Publizist und Herausgeber mehrerer Standardwerke über den Widerstand in der DDR. 1949 verhaftet, ist ihm jedoch gleich danach die Flucht in den Westen gelungen. 1955 durch das MfS nach Ost-Berlin entführt, verbrachte 15 Monate im Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen. 1956 wegen „Kriegs- und Boykotthetze“ zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, die er unter anderem in Bautzen II in Einzelhaft verbrachte. Für seine Beiträge zur Geschichte des Widerstandes in der DDR bekam er 1996 die Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin verliehen. In: „Ich wollte die Sprache derer sprechen, die zum Schweigen verurteilt waren“. Ein Interview von Ilko-Sascha Kowalcuk mit Karl Wilhelm Fricke. In: Karl Wilhelm Fricke (Hrsg.): *Der Wahrheit verpflichtet. Texte aus fünf Jahrzehnten zur Geschichte der DDR*. Berlin 2000. S. 13 – 115.

<sup>50</sup> Wolfgang Schuller (geb. 1935) – deutscher Historiker und emeritierter Professor für Alte Geschichte.

Dokumentationen, herausgegeben von der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte: *Politische Haft in der DDR* (1986) und *Menschenrechte in der DDR und in Ost-Berlin* (1986).

#### 1.4.2 Gefangenensliteratur in der DDR

Die deutsche Gefangenensliteratur nach 1945 ist zweischichtig und in die der DDR und die der BRD einzuteilen. Eine der ersten in der DDR erschienen dokumentarischen Publikationen zum Thema Gefangenschaft ist die 1960 veröffentlichte Sammlung von Dokumenten, Bildern und Karten *Die politischen Häftlinge der Sowjetzone 1945 – 1958* von Gerhard Finn<sup>51</sup>. Das Buch erschien 1981 unter Mitarbeit von Karl Wilhelm Fricke in völlig neuer Fassung unter dem Titel *Politischer Strafvollzug in der DDR*. In der ersten Auflage des Buches beschreibt der Autor aufgrund von Dokumenten, Bildern und Karten das Konzentrationslagersystem in Mitteldeutschland in den Jahren 1945 – 1950 sowie den Strafvollzug im Zeitraum 1950 – 1958. Die zweite Fassung ist auf die Jahre 1949 – 1980 in der DDR beschränkt und stellt die Strafvollzugsanstalten, den Alltag der Gefangenen (wie Haftbedingungen und Haftorganisation, medizinische Versorgung, Arbeitseinsatz usw.) sowie Entlassungsaktionen (Amnestien und Häftlingsfreikäufe) dar.

Obwohl die ersten literarischen Verarbeitungen der erlebten Gefangenschaft kurz nach der DDR-Gründung entstanden, erschienen nur wenige von ihnen vor der Honecker-Ära. In den fünfziger Jahren wurden viele politische Häftlinge, darunter auch viele Schriftsteller, amnestiert und haben ihre Memoiren aus der Zeit der Inhaftierung niedergeschrieben. Manche Autoren lebten jedoch nach der Haftentlassung in der DDR und wagten es nicht, ihre Manuskripte einem westdeutschen Verlag anzubieten (so hat Erich Loest seine Bautzener Jahre in Leipzig aufgeschrieben, das fertige Buch aber erst im Jahr der Übersiedlung 1981 in Hamburg erschienen lassen). Die anderen brauchten mehr Zeit, um über das Erlebte zu erzählen. Es gibt vor allem in den sechziger und siebziger Jahren viele wertvolle Veröffentlichungen, die das Thema der Gefangenschaft aufnehmen, wie Walter Kempowskis *Im Block* (1969) und *Ein Kapitel für sich* (1978),

---

<sup>51</sup> Gerhard Finn (geb. 1932) – deutscher Autor, Referatsleiter im Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen. Als Schüler in der damaligen Ostzone von der sowjetischen Besatzungsmacht fälschlich der Tätigkeit für den Wehrwolf beschuldigt und im Lager Buchenwald eingesperrt, leitet heute als Vorsitzender die Union der Opferverbände.

Hermann Josef Flades *Deutsche gegen Deutsche* (1963) oder Jürgen Fuchs' *Vernehmungsprotokolle* (1978).

### 1.4.3 Gefangenensliteratur in der BRD

Nach dem Zweiten Weltkrieg lassen sich viele Veränderungen in den Entwicklungstendenzen der Gefangenensliteratur beobachten.

Eine der ersten Schilderungen der Gefangenenschaft ist das 1954 erschienene Buch *Die Toten kehren zurück* (1963 als Taschenbuch unter dem Titel *Arzt in Workuta* publiziert) von Joseph Scholmer. Der 1911 geborene Arzt und Publizist wurde zum ersten Mal 1944 wegen seiner Zugehörigkeit zu einer antifaschistischen Organisation von der Gestapo verhaftet und ein Jahr später freigelassen. 1949 wurde er wegen seiner oppositionellen Haltung gegen den Stalinismus und angeblicher Spionage von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet und zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im Jahre 1950 wurde Scholmer nach Workuta transportiert, wo er in Baubrigaden und im Barackendienst tätig war. Im Rahmen der Amnestie für Ausländer wurde er 1954 entlassen. Der Publizist stellt im Werk *Die Toten kehren zurück* seine Häftlingserfahrungen aus dem Arbeitslager Workuta mit distanzierter Kühle dar:

„Im Karzer gibt es keine normale Verpflegung. Morgens und abends reicht der Posten einen Becher Wasser. Jeden zweiten Tag erhalte ich 300 Gramm Brot. Ich weiß, daß diese Form des Karzers noch milde ist. Es gibt Gefangene, die gefesselt werden. Man kann mit den Händen vorn gefesselt werden. Das ist noch erträglich. Auf dem Rücken gefesselt zu werden, ist schon unangenehmer. Man kann den Karzer in eine Art Planschbecken verwandeln. Er läßt sich etwa 10 cm hoch mit Wasser füllen. Es gibt Gefangene, die von den Posten in regelmäßigen Abständen mit kaltem Wasser begossen werden. [...]“

Von Tag zu Tag nehmen meine körperlichen Beschwerden zu. Die Beine schwollen an, die Haut spannt sich prall über riesige Ödeme. Zeitweise bin ich an den Grenzen des Bewußtseins. Ich höre die Geräusche des Gefängnisses wie in einem fernen Film. Ein

Tag vergeht nach dem anderen. Zu meiner zeitlichen Orientierung kratze ich mit dem Fingernagel Striche in den Kalk.“<sup>52</sup>

Seit den sechziger Jahren steigt unter den Gefangenen in der BRD die Zahl der schreibenden Frauen. Eine große Beachtung in der Öffentlichkeit fand Eva Müthels<sup>53</sup> Roman *Für dich blüht kein Baum* (1957), in dem sie ihre eigene Geschichte und die ihres Mannes in Zuchthäusern und Arbeitslagern verfremdet hat. Die Schriftstellerin und Journalistin, die als Studentin mit Freunden, darunter mit ihrem Ehemann Jochen Müthel, Flugblätter verteilte, wurde 1948 verhaftet und zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Stationen ihrer sechs Haftjahre waren Bautzen, Sachsenhausen, Hoheneck und Brandenburg – von dort wurde sie mit ihrem Mann 1954 entlassen. In ihrem Roman beschreibt sie die Geschichte des Liebespaars Hanna und Axel Kuhr, deren Beziehung sich in sechs Haftjahren zu bewähren hatte. Die Gefangenschaft, unter anderem die Isolierung, schildert sie folgendermaßen:

„Spät in der Nacht wachte Hanna auf. Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte. Nebenan schloß es. Sie drehte sich auf die andere Seite. Aber der Schlaf kam nicht zurück. Lange blinzelte sie den hellen Wandfleck an, wo sich verzerrt das Fenstergitter abzeichnete. Es war kalt. Fröstelnd rollte sie sich zusammen und kniff die Augen zu. Aber sie öffneten sich immer wieder von selbst. Im Hause war es still, bis auf ein leises metallenes Klicken am Heizungsrohr. Zwei, die nicht schlafen konnten, unterhielten sich. Die Rohre, die von den Bunkerzellen im Keller durch sämtliche Stockwerke bis unter das Dach führten, waren das Telefon der Gefangenen. Hanna wollte nicht hinhören und zog die Decke über den Kopf. Getragen von dem unregelmäßigen, eiligen Ticken, das immer leiser und ferner wurde, dämmerte sie dahin.“<sup>54</sup>

Müthel beschreibt in ihrem Buch auch die Verhältnisse zwischen dem Aufsichtspersonal und den Gefangenen. Die Insassen werden von den Wächtern ständig beobachtet und auf jede Verletzung der Anstaltsordnung wird sofort reagiert:

„Hanna erinnerte sich an einen Zwischenfall aus der Zeit ihrer Isolierung. Es war Frühling, und sie kletterte, angelockt vom Duft einer blühenden Akazie vor ihrer Zelle,

---

<sup>52</sup> Joseph Scholmer: *Arzt in Workuta. Bericht aus einem sowjetischen Straflager*. München 1963. S. 29.

<sup>53</sup> Eva Müthel (1926 – 1980) – deutsche Schriftstellerin und Journalistin.

<sup>54</sup> Eva Müthel: *Für dich blüht kein Baum*. Frankfurt / Main 1957. S. 218.

am Fenster empor. Sie überhörte das leise Geräusch am Spion und ließ erst los, als der Schlüssel im Schloß krachte.

,Was machen sie da', fragte die Wachtmeisterin.

,Ich habe aus dem Fenster gesehen.'

,Das ist verboten! Warum mißachten Sie unsere Anordnungen?'

,Draußen blüht ein Baum.'

Die Wachtmeisterin machte ein Gesicht, als zweifle sie an Hannas Verstand. Dann sagte sie langsam, jede Silbe betonend:

,Dieser Baum blüht nicht für Sie!'“<sup>55</sup>

Die Autorin und ihr Mann bemerken auch, wie schwer die Rückkehr in die Gesellschaft nach langem Aufenthalt im Gefängnis ist und wie man sich erneut an das Leben in der Freiheit gewöhnen muss:

,,Wir haben uns in den Jahren angewöhnt, auf Anweisung zu leben. >Essen fassen!<, wir stürzten zu den Schüsseln, >Rundgang!<, wir stürzten zur Tür, >Licht aus!<, wir legten uns hin und machten die Augen zu... Sie haben uns alles abgenommen.'“<sup>56</sup>

In den sechziger Jahren werden auch immer häufiger die Bücher nicht professioneller Autoren publiziert, die häufig nach der Entlassung aus dem Gefängnis ihre schriftstellerische Tätigkeit fortführen. Die Texte werden oft in Anthologien (z.B. *Hohenecker Protokolle*<sup>57</sup>, hrsg. von Ulrich Schacht) oder als Autobiographien veröffentlicht.

Hermann Josef Flades<sup>58</sup> Bericht *Deutsche gegen Deutsche* (1963) ist soweit interessant, indem er aufgrund autobiographischer Erlebnisse viele interessante Einzelheiten aus dem Häftlingsalltag in den Zuchthäusern Bautzen, Torgau und Waldheim zwischen 1950 und 1960 darstellt. Der Autor wurde 1950 beim Verteilen von Flugblättern gegen die undemokratischen Wahlen zur Volkskammer am 15. Oktober 1950 festgenommen. Da er sich bei der Verhaftung mit einem Taschenmesser wehrte, wurde er 1951 zum Tode verurteilt. Durch die internationalen Proteste wandelte die

---

<sup>55</sup> Eva Müthel: *Für dich blüht kein Baum*. Frankfurt / Main 1957. S. 222 – 223.

<sup>56</sup> Ebd., S. 303.

<sup>57</sup> Ulrich Schacht (Hrsg.): *Hohenecker Protokolle*. Zürich 1984. Es ist ein Sammelband mit Aussagen von elf Frauen, die zwischen 1949 und 1984 in Hoheneck gefangen gehalten wurden.

<sup>58</sup> Hermann Josef Flade (1932 – 1980) – deutscher Politikwissenschaftler.

DDR-Regierung das Urteil in eine Strafe von 15 Jahren um. 1960 wurde er aus dem Zuchthaus entlassen.

Die Lebensbedingungen in den DDR-Gefängnissen stellt Dagmar Suckert<sup>59</sup> in ihrem Bericht *Ich war RF* (1977) dar, den sie unter dem Pseudonym Tina Österreich erschienen ließ. Die Autorin wurde 1974 wegen des Fluchtversuchs aus der DDR (die Abkürzung RF im Titel ihres Buches bedeutete in der Justiz- und Gefängnissprache der DDR „Republikflüchtling“) festgenommen und zu 16 Monaten Haft verurteilt, wovon sie über ein Jahr im Arbeitslager Dessau-Wolfen verbrachte. In ihrem Bericht schildert Suckert, wie ein Strafprozess in der DDR und der Transport von der Untersuchungshaft zum Strafvollzug verlief und beschreibt realistisch die Zeit im Knast.

1978 veröffentlichte Jürgen Fuchs<sup>60</sup> seine *Vernehmungsprotokolle*. Es ist eine Sammlung von Dialogen und Texten aus Verhören, die der Schriftsteller auf kleinen Zetteln und im Gedächtnis gespeichert hat. Das Buch ist besonders wertvoll nicht nur wegen der genauen Wiedergabe der Vernehmungen, sondern auch deswegen, weil die Gespräche aus der Sicht von Diplompsychologen geführt und beschrieben werden. Auch sein Gedichtband *Tagesnotizen* (1979) ist eine Auseinandersetzung mit der Gefangenschaftserfahrung sowie mit den Erlebnissen nach der Haftentlassung. In seinem Gedicht *Immer noch* schreibt Fuchs:

„Immer noch  
Höre ich ihre Reden  
  
Kommse  
Schlüssel  
Hörnse auf mit dem Gesinge  
Zwei zum Vernehmen  
  
So  
Standen sie vor meiner Zellentür  
Jung, uniformiert  
In schwarzen Halbschuhen  
Einen Vierkant

---

<sup>59</sup> Dagmar Suckert (geb. 1944) – deutsche Lehrerin und Schriftstellerin.

<sup>60</sup> Jürgen Fuchs (1950 – 1999) – DDR-Bürgerrechtler und Schriftsteller, er wurde 1976 nach Protesten gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann in Ost-Berlin verhaftet und verbrachte neun Monate im Gefängnis des MfS in Berlin-Hohenschönhausen. 1978 wurde er nach West-Berlin abgeschoben.

Zwischen den Fingern, mit dem sie die  
Türluke  
Öffnen konnten  
[...]“<sup>61</sup>

In den achtziger Jahren ist die Zahl der erschienenen Gefangenschaftsromane, die in Zeitungen veröffentlichten Haftberichte sowie der vom Rundfunk übertragenen Hörspiele erheblich gestiegen. Es zeugt davon, dass das Thema der Gefangenschaft nicht mehr ignoriert wurde. Dazu hat der Freikauf von Gefangenen beigetragen, die in der Bundesrepublik über ihre Schicksale berichtet haben. Zu nennen sind hier unter anderem: der Journalist Heinz Kurtzbach<sup>62</sup>, der im Roman *Als flog er über den Stacheldraht* (1980) seine Hafterlebnisse verarbeitet, dabei aber die eigene Geschichte verfremdet sowie Wolf Deinerts<sup>63</sup>, dessen Bericht *Meine Heimat* (1980) auf seinen Hafterfahrungen beruht.

1981 publizierte Erich Loest seine Autobiographie *Durch die Erde ein Riß*. In den Kapiteln 12 bis 15 dieses Buches reflektiert der Schriftsteller seine Verhaftung und Gefangenschaft. Die Fortsetzung der Autobiographie *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk* (1990) beinhaltet einen Teil der Dokumente, die der Sicherheitsdienst über den Schriftsteller gesammelt hatte. Die dritte autobiographische Veröffentlichung Loests *Die Stasi war mein Eckermann oder Mein Leben mit der Wanze* (1991) ergänzt die beiden autobiographischen Texte. Es ist eine Dokumentation, die Aktenauszüge der Stasi über Loest von 1975 bis 1981 umfasst. Der Schriftsteller hat sie als Quellen dargelegt und mit Kommentaren versehen (eine damit vergleichbare Dokumentation ist *Deckname „Lyrik“* (1990) von Reiner Kunze<sup>64</sup>, in der der Dichter die ausgewählten, ihn betreffenden Aktenauszüge des Ministeriums für Staatssicherheit zusammenstellt und die DDR als „ein großes Gefängnis“<sup>65</sup> bezeichnet). Die Veröffentlichung seiner autobiographischen Texte nicht im fortgeschrittenen Alter erklärt Loest folgendermaßen:

---

<sup>61</sup> Jürgen Fuchs: *Immer noch*. In: Jürgen Fuchs: *Tagesnotizen. Gedichte*. Reinbek bei Hamburg 1979. S. 21.

<sup>62</sup> Heinz Kurtzbach – Journalist, ehemaliger Chefredakteur der Märkischen Oder Zeitung.

<sup>63</sup> Wolf Deiner (geb. 1944) – Schriftsteller und politischer Ex-Häftling der DDR.

<sup>64</sup> Reiner Kunze (geb. 1933) – deutscher Schriftsteller und DDR-Dissident.

<sup>65</sup> Reiner Kunze: *Deckname „Lyrik“*. Eine Dokumentation. Frankfurt / Main 1990. S. 21.

„Normalerweise schrieb man ja Memoiren, wenn man richtig alt war, aber ich fand:  
Jetzt erinnerst du dich besser als in zwanzig Jahren.“<sup>66</sup>

Ohne Hafterfahrung wäre auch ein anderes Buch von Loest nicht entstanden, der 1973 veröffentlichte Roman *Schattenboxen*. Der Schriftsteller verfremdet seine Erlebnisse und schildert die Geschichte eines aus dem Gefängnis erlassenen Kriminellen.

Das Thema der Eingewöhnungsschwierigkeiten nach dem Gefängnisaufenthalt stellt auch Christoph Hein<sup>67</sup> in seiner Erzählung *Der Tangospieler* (1989) dar. Im 2007 erschienen Roman *Prozesskosten* berichtet Loest unter anderem von seinem Prozess und dem Zuchthaus Bautzen.

Auch viele kommunistisch orientierte Autoren reflektierten ihre Hafterlebnisse. Dieter Borkowski<sup>68</sup> schildert in seinem Buch *Für jeden kommt der Tag... Stationen einer Jugend in der DDR* (1981) nicht nur seine Jugendjahre in der DDR, sondern berichtet auch über seinen Aufenthalt im Gefängnis in Berlin-Hohenschönhausen. Er beschreibt seine Haftbedingungen folgendermaßen:

„Jetzt musterte ich die Zelle genauer. So etwas hatte ich bisher nur in Filmen über die Nazizeit gesehen. Dunkelgrün gestrichenen Wände, ein niedriger Holzkasten, der die Hälfte des Raumes einnahm, kein Tisch, kein Stuhl, nur in der Ecke ein Metalleimer, aus dessen Öffnung ein widerwärtiger scharfer Chlorgeruch in die Nase stieg. Und nicht einmal ein Fenster! Dafür eine dicke Glasblende, die anscheinend nicht zu öffnen war. Darum also die fürchterliche Luft [...]“<sup>69</sup>

Im Buch *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* (1989) beschreibt der Verleger Walter Janka seine Verhaftung, den Gerichtsprozess sowie seinen Aufenthalt in der Zelle. Der Erinnerungsband erregte großes Aufsehen und wurde von den Kritikern als

---

<sup>66</sup> Erich Loest: *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau 1990. S. 96.

<sup>67</sup> Christoph Hein (geb. 1944) – deutscher Schriftsteller, Übersetzer und Essayist.

<sup>68</sup> Dieter Borkowski (1928 – 2000) – deutscher Schriftsteller, Journalist und Historiker. 1960 verhaftet und wegen Hetze zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach der Entlassung im Jahre 1961 schrieb er unter dem Pseudonym Arno Hahnert politische Kommentare für Die Zeit und wurde deshalb 1971 erneut verhaftet und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein Jahr später wurde er gegen eine DDR-Agentin ausgetauscht und lebte seitdem in der BRD.

<sup>69</sup> Dieter Borkowski: *Für jeden kommt der Tag... Stationen einer Jugend in der DDR*. Frankfurt / Main 1981. S. 13.

„Sensation“<sup>70</sup> bezeichnet, denn zum ersten Mal berichtete ein DDR-Bürger über einen der stalinistischen Schauprozesse der fünfziger Jahre. Auch in seiner ausführlichen Autobiographie *Spuren eines Lebens* (1991) schildert der Verleger in dem Kapitel *Der arge Weg der Erkenntnis* seine Haftjahre. Der Prozess von Janka und den anderen Mitgliedern der sogenannten „Harich-Gruppe“<sup>71</sup> wird von Gustav Just<sup>72</sup> in seiner Autobiographie *Zeuge in eigener Sache* (1990) beschrieben. Außerdem stellt Just in dem Werk seine Erlebnisse in den Stasigefängnissen in Berlin und im Zuchthaus Bautzen dar.

1993 publizierte Wolfgang Harich<sup>73</sup> sein Buch *Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit*, in dem er unter anderem seine Haftzeit in Bautzen reflektiert. Die in der DDR-Haft verbrachte Zeit aus der Sicht eines Westdeutschen wird von Matthias Barth<sup>74</sup> in seinem nüchternen Bericht *Gefangen und freigetauscht* (1981) geschildert.

Einen bedeutenden Anteil an der deutschen Gefangenensliteratur haben Sammelbände und Anthologien, in denen Gefangene Gedichte, Erzählungen, Aufsätze und Erfahrungsberichte aus der Gefangenschaft publizieren. Zu den bekanntesten gehören: *Schrei Deine Worte nicht in den Wind* (1982, hrsg. von Karlheinz A. Barwasser), *Schatten im Kalk* (1979, hrsg. von Ingeborg Drewitz), *So wächst die Mauer zwischen Mensch und Mensch* (1980, hrsg. von Ingeborg Drewitz und Johann P. Tammen), *Bis die Tür aufbricht* (1982, hrsg. von Astrid Gehlhoff – Claes), *Innenwelt* (1979, hrsg. von Kurt Kreiler) sowie die Textsammlungen die aus den Ausschreibungen zum Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis hervorgingen. Es herrschen kurze, pointierte Formen vor. Zu Anthologien gehört auch das Buch *Ihr aber steht im Licht: Eine Dokumentation aus sowjetischem und sowjetzonalem Gewahrsam*, das 1962 Wolfgang

---

<sup>70</sup> Fritz J. Raddaz: *Vom Verrat der Genossen*. In: Die Zeit (Literatur). Nr. 46. Hamburg 10.11.1989. S. 15 – 16, hier S. 15.

<sup>71</sup> „Harich-Gruppe“ – die Gruppe der Intellektuellen um den Berliner Philosophen Wolfgang Harich, die parteiintern Reformen einforderte und zu der unter anderem Walter Janka, Gustav Just, Bernhard Steinberger, Richard Wolf, Heinz Zöger und Manfred Hertwig gehörten. 1956 und 1957 wurden die Mitglieder der Harich-Gruppe verhaftet und in den Prozessen im März und Juli 1957 zu Zuchthausstrafen zwischen zweieinhalb und zehn Jahren verurteilt.

<sup>72</sup> Gustav Just (geb. 1921) – deutscher Journalist, Schriftsteller und Übersetzer. 1957 als Mitglied der „Harich-Gruppe“ wegen Bildung einer konservativen staatsfeindlichen Gruppe zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Strafe verbüßte er in Bautzen.

<sup>73</sup> Wolfgang Harich (1923 – 1995) – deutscher Philosoph und Journalist. 1956 verhaftet und 1957 wegen Bildung einer konspirativen staatsfeindlichen Gruppe zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, 1964 wurde er aus der Haft entlassen.

<sup>74</sup> Matthias Barth (geb. 1956) – deutscher Schriftsteller. 1976 als Student wegen Hilfe bei einem Fluchtversuch verhaftet. 1979 aus der Haft entlassen und gegen einen in West-Berlin verhafteten DDR-Agenten ausgetauscht.

Natonek<sup>75</sup> zusammen mit Kurt Pförtner veröffentlichte. Die Autoren (beide Bautzen-Häftlinge) haben in der Dokumentation Gedichte und Zeichnungen der ehemaligen sowjetischen Häftlinge gesammelt, unter anderem Beiträge von Horst Bienek. Der von Ulrich Schacht<sup>76</sup> herausgegebene Band *Hohenecker Protokolle* (1984) enthält Zeugenaussagen von elf Frauen (darunter Schachts Mutter, seiner Frau und Schwägerin), die zwischen 1949 und 1984 in Hoheneck gefangen gehalten wurden. Sie alle waren politische Häftlinge und berichten aus subjektiver Sicht über ihre Erlebnisse und Erinnerungen aus dem zu dieser Zeit größten, unmodernen und inhumanen Frauengefängnis der DDR und aus anderen Haftanstalten. Eine der Frauen beschreibt ihren Aufenthalt im Gefängnis in Magdeburg folgendermaßen:

„[...] eine Zelle im Keller, kaum zwei Meter breit und vielleicht knapp vier Meter lang. Das kleine Fenster, das mit dem Erdboden abschloß, war mit einer Schute verstellt, so daß man weder etwas sehen noch frische Luft hinein konnte. Die ganze „Inneneinrichtung“ bestand aus einem zwölf bis 15 Zentimeter hohen Podest, das die Hälfte der Zelle ausmachte, sowie einem verrosteten Kübel für die Notdurft. Am Abend gab es um 23 Uhr zwei Matratzenstücke, die früh um 6 Uhr wieder rausgeholt wurden. Ansonsten weder Decke noch etwas anderes zum Wärmen, so daß man diese ganze Zeit, die bis Ende November dauerte, Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kam, die auch ansonsten nicht gewechselt werden konnten. Der Morgen bescherte uns nach dem Wecken einen Becher Wasser, ein Stück Sandseife sowie ein Handtuch, welches alles von Zelle zu Zelle gereicht wurde.“<sup>77</sup>

Aus der detaillierter Beschreibung ist ersichtlich, dass die Bedingungen in der Anstalt sehrdürftig waren. Der Stil der Aussage ist nüchtern und sachlich.

Resonanz fand auch *Das Gelbe Elend* (1992, herausgegeben von dem Bautzen-Komitee), das Aussagen von 35 Bautzen-Häftlingen aus den Jahren 1945 – 1956 enthält. Nur einigen Autoren, deren Texte in Anthologien erschienen, gelang eine

---

<sup>75</sup> Wolfgang Natonek (1919 - 1994) – ein deutscher Studentenpolitiker und Lehrer. 1948 von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet und wegen Unterlassung der Anzeige zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Er wurde in Bautzen und Torgau gefangen gehalten. 1956 wurde er entlassen.

<sup>76</sup> Ulrich Schacht (geb. 1951) – deutscher Schriftsteller und Journalist. 1973 wegen staatsfeindlicher Hetze gegen die DDR verhaftet und zu sieben Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, die er in der Strafvollzugsanstalt Brandenburg-Görden verbüßte. 1976 von der BRD freigekauft.

<sup>77</sup> Ulrich Schacht: *Hohenecker Protokolle. Aussagen zur Geschichte der politischen Verfolgung von Frauen in der DDR. Russische Zehn Minuten dauern Jahre. Gespräch mit Wendelgard Trampota*. Zürich 1984. <<http://www.ulrich-schacht.de/>> Datum des Zugriffs: 21.08.2011.

Einzelveröffentlichung ihrer Werke, wie zum Beispiel Peter Feraru, Ralf Sonntag oder Peter-Paul Zahl.

In den achtziger und neunziger Jahren meldete sich die jüngere Generation der Dichter und Schriftsteller zu Wort und publizierte ihre Texte, wie Ulrich Schacht. Er ist Verfasser mehrerer, auch mit Preisen ausgezeichneter Gedichtbände. In seiner ersten Sammlung *Traumgefahr* (1981) reflektiert er mehrmals die Haftzeit. Auch sein Erzählband *Brandenburgische Konzerte* (1989) hat die Hafterlebnisse des Autors zum Thema.

In den neunziger Jahren setzte in der Gefangenensliteratur eine Entwicklung ein, die bis heute nicht abgeschlossen ist. Es begann die Veröffentlichung von Schubladenliteratur – von Haftberichten, die längst geschrieben waren, von ihren Verfassern (die ihre Existenz nicht gefährden wollten) jedoch nicht publiziert wurden. Als Erste veröffentlichte Trude Richter<sup>78</sup> ihre Erinnerungen an die Haftzeit in einem sibirischen Lager – sie erschienen 1990 unter dem Titel *Totgesagt*. Die Verhaftung, den Prozess und die Gefangenschaft im Frauengefängnis Hohenschönhausen reflektierte Elisabeth Graul<sup>79</sup> in ihrem autobiographischen Roman *Die Farce* (1991). 1992 publizierte Ernst-Emil Klotz<sup>80</sup> *So nah der Heimat* – seine Memoiren an die Haftjahre im KZ Buchenwald. In dem Reisebericht *Workuta – Erinnerung ohne Angst* (1992) hat Horst Schüler<sup>81</sup> die Reminiszenzen an seine Lagerhaft verflochten. Schüler durfte als erster deutscher Journalist die Region um Workuta besuchen, woraufhin sein Buch entstanden ist.

In der deutschen Literaturgeschichte fand die Gefangenensliteratur wenig Beachtung, vor allem wegen derer Tabuisierung in der Gesellschaft, des Desinteresses der Kritiker sowie wegen der Schwierigkeiten beim Lesen dieser Literatur.<sup>82</sup> Erst in den letzten Jahrzehnten hat sie das Interesse der Leser geweckt, was sich in

---

<sup>78</sup> Trude Richter, eigentlich Erna Barnick, auch Gertruda Friedrichowna (1899 – 1990) – ostdeutsche Erzählerin und Naturwissenschaftlerin. 1936 in Moskau verhaftet und ein Jahr später unter dem Vorwurf des Trotzkismus und der Zusammenarbeit mit der Gestapo ins sibirische Kolyma gebracht. Nach 20 Jahren Arbeitslager und Verbannung rehabilitiert.

<sup>79</sup> Elisabeth Graul (geb. 1928) – deutsche Schriftstellerin. 1951 verhaftet und wegen politischer Widerstandstätigkeit zu 15 Jahren Haft verurteilt. Die Strafe, die sie in Hoheneck verbüßte, wurde auf 10 Jahre reduziert.

<sup>80</sup> Ernst-Emil Klotz (1900 – 1965) – deutscher Pädagoge. Er verbrachte drei Jahre im Konzentrationslager Buchenwald.

<sup>81</sup> Horst Schüler (geb. 1924) – deutscher Journalist. 1950 wegen Widerstand gegen das kommunistische System in der DDR verhaftet und zu 25 Jahren Haft verurteilt. Über vier Jahre verbrachte er in Workuta.

<sup>82</sup> Vgl. Helmut H. Koch: *Klage, Anklage, Widerstand – Zur Gefangenensliteratur nach 1945*. In: Uta Klein, Helmut H. Koch (Hrsg.): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 112.

Medienberichten, Tagungen und Ausstellungen niederschlägt. Trotzdem ist die Mehrheit der in diesem Kapitel genannten Autoren nur einem kleinen Kreis von Lesern vertraut. Die meisten wollten ihre traumatischen Erlebnisse verarbeiten, oft sind ihre Texte Autobiographien ohne literarischen Anspruch. Die Literaturkritik hat nur einzige Werke der hervorragendsten Schriftsteller gewürdigt.

#### 1.4.3.1 Die Gefangenschaft als Impuls zum Schriftstellerwerden am Beispiel Horst Bieneks Prosa

Horst Bienek ist allerdings ein interessantes Beispiel dafür, wie der Gefängnisaufenthalt einen Menschen beeinflusst und ihn zum Schriftsteller macht. Der 1930 in Gleiwitz / Oberschlesien geborene Schriftsteller wurde noch vor seiner Verhaftung (1951) als Literat tätig: 1948 erhielt er einen Literaturpreis bei einem Wettbewerb des Kulturbundes (Berlin) für junge Autoren, sein allererstes gedrucktes Gedicht *Der Neugeborene* wurde in der von Hermann Levy herausgegebenen Anthologie *Aufforderung zum Zuhören. Lyrik und Prosa junger Autoren* (1949) veröffentlicht, auch u.a. in Peter Heuchels „Sinn und Form“ wurden seine Gedichte publiziert und 1949 erschien in der von Alfred Kantorowicz herausgegebenen Zeitschrift *Ost und West* seine erste Erzählung *Warum?*. Mit diesen und weiteren Veröffentlichungen hatte der junge Autor auf sich aufmerksam gemacht und nahm am ersten Lehrgang für junge Schriftsteller in Bad Saarow, dem Vorläufer des Literaturinstituts in Leipzig, teil.<sup>83</sup> Er wurde 1951 in die Meisterklasse Bertolt Brechts (1898-1956) aufgenommen. Seine Prüfungsarbeit für die Aufnahme in das Berliner Ensemble trug den Titel *Elemente des epischen Theaters in Julius Hays Theaterstück „Haben“*. Parallel studierte er an der Humboldt-Universität. Jedoch ohne die Erfahrung der Gefangenschaft hätte er sich der Kunst nicht gewidmet, was er 1988 im Gespräch mit Adam Krzemiński bestätigte:

„Vier Jahre in einer Baracke mit 70 Männern, die man so intim kennt, von Fußnägelschneiden bis zum Pissen, von der schwersten Arbeit bis zur restlosen Erschöpfung. Da bekommen Sie Menschenkenntnis, da bekommen Sie Seelenkenntnis.“

---

<sup>83</sup> Vgl.: Wulf Kirsten: *Bienek vor Bienek*. In: Bayerische Akademie der Schönen Künste (Hrsg.): Jahrbuch 14. Schaftlach 2000. S. 792.

Und ich glaube, das hat mich schließlich zum Schriftsteller gemacht. [...] Die Lager-Erfahrung hat mir die Fähigkeit gegeben, mich der Seele der Menschen zu nähern... tiefer hineinzuschauen.“<sup>84</sup>

Die fünfziger Jahre in der DDR waren die Zeit des „Hoch-Stalinismus“<sup>85</sup> und alles, was nicht sozialistischer Realismus war, wurde als dekadent, formalistisch und konterrevolutionär bezeichnet. Der Antisemitismus eskalierte, viele bildende Künstler verloren ihre Lehrstühle, Strawinsky durfte nicht mehr gespielt werden – „es war eine Hexenjagt“.<sup>86</sup> Dagegen, das heißt gegen die Kulturpolitik und gegen den „roten Faschismus“<sup>87</sup>, haben Bienek und andere junge Gleichgesinnte protestiert. Er selbst beschrieb das später so:

„Wir dachten, wir können doch nicht wie unsere Väter so stumm und tatenlos einer neuen Diktatur zusehen, wir müssen doch wenigstens *etwas* tun: also verteilten wir Flugblätter!“<sup>88</sup>

Infolgedessen wurde Bienek am 8. November 1951 vom Staatssicherheitsdienst wegen angeblich politischer Delikte verhaftet und der Besatzungsmacht überstellt, denn „die Russen hatten damals die Rechtshoheit, weil die DDR ja nicht mal ihren eigenen Staatssicherheitsleuten trauen konnte“<sup>89</sup>. Seine Verhaftung beschrieb er (in der dritten Person) so:

„Es war ein Viertel vor acht. [...] Da klingelte es. Er hörte durch die Tür, wie jemand zu seiner Wirtin sagte: „Ein Eilbrief für Herrn Bienek. Wohnt bei Ihnen Horst Bienek?“. Er drehte am Radio RIAS weg [...] und ging in den Flur. Da standen zwei Briefträger in Zivil. Er sagte zu ihnen, zögernd und leicht befremdet: „Ja, das bin ich.“ In diesem Augenblick rissen sie ihm auch schon die Hände nach hinten und legten ihm blitzschnell die Handschellen an. Sie sind verhaftet, sagte der eine.“<sup>90</sup>

<sup>84</sup> Adam Krzemiński: *Nur mit dem Kopf im Westen*. Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Frankfurter Rundschau. Unabhängige Tageszeitung. Nr. 25. Frankfurt / Main 30. 1. 1988. S. ZB3.

<sup>85</sup> Vgl.: Ekkehart Rudolph: Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977. S. 32.

<sup>86</sup> Ekkehart Rudolph: Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977. S. 32.

<sup>87</sup> Ebd., S. 32.

<sup>88</sup> Ebd., S. 32.

<sup>89</sup> Ebd., S. 32.

<sup>90</sup> Horst Bienek: *Das allmähliche Ersticken von Schreien. Sprache und Exil heute. Münchner Poetik-Vorlesungen*. München / Wien 1987. S. 29.

Sieben Monate verbrachte Bienek insgesamt in der Untersuchungshaft, zuerst in Potsdam und dann in Berlin-Lichtenberg. Diese Zeit beschrieb er so:

„Die Erniedrigung der Filzung, die Einzellzelle, wochenlang, ohne Kontakt mit anderen, manchmal das Klopfen an der Wand, das man nicht begreift, das Kübeln, der Essensempfang, das Rasseln der Schlüssel, das Knallen der Riegel auf dem Korridor draußen; kein Verhör, keine Erklärung, nicht einmal eine Anschuldigung.“<sup>91</sup>

Nach einiger Zeit wurde ihm ein frischverhafteter Mann in die Zelle gelegt, der sich beschuldigte, ein amerikanischer Spion zu sein und wollte alles von Bieneks Verbrechen wissen. Bienek aber konnte ihm nichts erzählen, denn er war sich keines Verbrechens bewusst. Er hatte ständig darüber nachgedacht, was denn die Ursache seiner Verhaftung gewesen sein könnte, fand aber keine Antwort. Er glaubte, sobald er erst einmal zu den Verhören geholt wird, würde sich seine Unschuld herausstellen und man müsse ihn sogleich freilassen. Am nächsten Morgen wurde der Neue in eine andere Zelle verlegt. Erst später erfuhr Bienek, dass das ein Mann von der Stasi war.

Nach einem Monat in der Einzellzelle wurde er schließlich zum ersten Verhör geholt. Der Vernehmungsbeamte ließ Bienek aus seinem Leben erzählen. Der Schriftsteller redete ein paar Stunden und wurde dann in die Zelle zurückgebracht.

In Bieneks Wohnung wurden westliche Zeitungen: „Die Zeit“, „Der Stern“ und „Der Spiegel“ gefunden und beschlagnahmt. Der Schriftsteller hatte sich damals die Stern-Serie besorgt, weil er eine Erzählung über das Leben und Sterben der jungen Tänzerin Liane Berkowitz (1923-1943) schreiben wollte.<sup>92</sup> Als ihm diese Illustrierten-Serie vorgehalten wurde und er die Stelle im Text zeigen sollte, wo etwas über diese Tänzerin stand, konnte er das nicht mehr finden, obwohl er die Zeitung zwei Verhörnächte durchlas.

Am nächsten Tag wurde er kahl geschoren und in eine andere Zelle verlegt, die genauso groß wie seine Einzelzelle war, in der er aber jetzt der fünfte war.

Bienek wurde der Spionage, der Antisowjetizität und der Bandenbildung angeklagt. Der Prozess fand in einem Zimmer des Untersuchungsgefängnisses des NKWD in Potsdam statt. Im Verhandlungsräum waren drei oder vier russische

---

<sup>91</sup> Horst Bienek: *Das allmähliche Ersticken von Schreien. Sprache und Exil heute. Münchner Poetik-Vorlesungen*. München / Wien 1987. S. 57.

<sup>92</sup> Vgl. ebd., S. 63.

Militärrichter, einen Verteidiger gab es nicht. Der Dolmetscher übersetzte nur die Fragen zu Bieneks Person am Beginn. Und am Schluss wendete er sich an den Häftling und sagte, das Gericht erlaube dem Angeklagten ein Schlusswort, es dürfe aber nicht länger als drei Minuten dauern.<sup>93</sup> Bienek erklärte sich in den Anklagepunkten für unschuldig und sagte, dass man dazu seinen Lehrer Brecht als Zeugen laden soll, der das auch bestätigt.<sup>94</sup> Bertolt Brecht hat aber seinem jungen Mitarbeiter nicht einmal zu helfen versucht. Das Gericht zog sich dann zur Beratung zurück und nach sehr kurzer Zeit kam es wieder und verkündigte das Urteil. Der Angeklagte wurde nach dem Strafgesetzbuch der RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik) gemäß § 58,6 (Spionage) zu zwanzig Jahren (er wurde beschuldigt, ein Telefonbuch der Stadt Potsdam nach West-Berlin gebracht zu haben) und gemäß § 58,10 (Antisowjetische Gesetze) zu zehn Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt, zusammen auf insgesamt fünfundzwanzig Jahre. Der zweite Anklagepunkt betraf die Tatsache, dass in Bieneks Wohnung sog. antisowjetische Literatur gefunden wurde, und zwar die Hefte des „Spiegels“, des „Sterns“ und der „Zeit“. Insbesondere war eine Karikatur in der Zeit erschwerend: Stalin setzte eine Ölkanne an den Mund, auf der „Mossadegh“ geschrieben stand, (der persische Ministerpräsident hatte damals das Öl verstaatlicht), darunter stand geschrieben: „Und Stalin trinkt das Öl“, was natürlich eine Beleidigung des sowjetischen Staats- und Parteichefs war.<sup>95</sup> Der dritte Anklagepunkt: Bandenbildung (Bienek war beschuldigt, mit einer Gruppe gegen die Sowjetunion gearbeitet zu haben) wurde vom Richter ausgesetzt.

Nach der Verkündung des Urteils wurde Bienek nach Berlin-Lichtenberg verlegt, in das ehemalige Frauengefängnis der Gestapo, das jetzt wieder ein politisches Gefängnis war. Von dort wurde er zusammen mit anderen politischen Häftlingen ins Moskauer Gefängnis „Butyrka“ gebracht. Dort wurden die politischen Häftlinge aus dem gesamten sowjetischen Machtbereich gesammelt, die meisten kamen aus der Ukraine, aus den Baltenstaaten und aus Polen. Wenn genug Häftlinge beisammen waren, wurden sie in einem schwer bewachten Güterzug (in einem Viehwaggon) nach Workuta gebracht. Die Fahrt dauerte beinahe vier Wochen, denn bei jeder größeren

---

<sup>93</sup> Vgl.: Horst Bienek: *Das allmähliche Ersticken von Schreien. Sprache und Exil heute. Münchner Poetik-Vorlesungen*. München / Wien 1987. S. 65.

<sup>94</sup> Vgl. ebd., S. 65.

<sup>95</sup> Vgl.: Horst Bienek: *Ich verlange meine Rehabilitierung. Offener Brief an den Generalsekretär der KPdSU Michail Gorbatschow*. In: *Die Zeit. Wochenzitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur*. Nr. 47. Hamburg 13. 11. 1987. S. 69.

Stadt musste der Zug halten oder er wurde umgeleitet, und alle paar Kilometer kamen die Häftlinge in eine Art Land-Gefängnis, wo sie gebadet und entlaust wurden.

Es war der 22. Juni 1952, als der Gefängnistransport, in dem sich auch Bienek befand, den Verbannungsort Workuta erreichte. Nach Bieneks Meinung war es ganz zufällig, ob man in die Sowjetunion gebracht wurde oder ob man in ein Gefängnis in der DDR kam:

„Wir [politische Häftlinge – G. M.] saßen alle in Berlin-Lichtenberg, wo die Transporte zusammengestellt wurden: Da ging eben ein Transport nach Bauzen und der nächste in die Sowjetunion. Das war natürlich im Grunde ein Bruch der Justizgesetze der DDR, denn wenn schon das so genannte „Verbrechen“ in der DDR stattgefunden hatte, dann müsste es natürlich auch da abgebüßt werden. Aber die Russen haben uns als Arbeitskräfte gebraucht.“<sup>96</sup>

Horst Bienek war 22 Jahre alt, als er im Archipel Gulag, in Schacht 29 des Lagers Workuta (zwischen Nordural und Eismeer) angekommen war. Die Stadt Workuta hatte sich aus einer Ziegelei entwickelt, denn dort wurden die Ziegel für die ersten Wachhäuser gebrannt. Workuta war unter Stalin eine der größten und berüchtigtsten Strafkolonien: in diesem Gebiet gab es 1952 etwa 30 Arbeitslager zu je 3000 Zwangsarbeitern (die meisten zu 25 Jahren verurteilt) – insgesamt also etwa 10000 Häftlinge. Die Erde war dort ständig gefroren und – wie Bienek berichtet:

„wenn jemand starb, mußten wir raus in die Tundra, mit der Spitzhake fünf Zentimeter aufhacken, und die Toten wurden mit dem Gesicht nach unten reingelegt. Im Sommer, wenn das Eis ein wenig taute, konnte man sehen, wie die Leichen im sonst trockenen Flußbett zum Eismeer hintrieben.“<sup>97</sup>

Im Januar 1953 war es so kalt, dass die Häftlinge sich auf dem Weg vom Lager zur Kohlengrube gegenseitig kontrollierten, damit niemand erfriert.<sup>98</sup> Denn die Erfrierungen

---

<sup>96</sup>Ekkehart Rudolph: Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977. S. 34.

<sup>97</sup> Horst Bienek: *Sterben in der Tundra. Workuta – Erinnerung an ein Lager des Schreckens*. In: Süddeutsche Zeitung. Münchener neueste Nachrichten aus Politik, Kultur, Wirtschaft, Sport. Nr. 178. München 5/6. 8. 1989. S. 127.

<sup>98</sup> Vgl. ebd., S. 127.

waren nicht nur schmerhaft, man konnte auch Augenwimpern oder gar die Nase verlieren.

Bienek arbeitete vier Jahre in einem Bergwerk, darunter eineinhalb als Kohlenhauer unter Tage. Man arbeitete täglich zehn bis zwölf Stunden, neun Tage hintereinander, jeder zehnte Tag war frei. Erst unter Chruschtschow wurde die alte Wochenregel mit sechs Arbeitstagen und einem Ruhetag wieder eingeführt.

Bieneks Urteil, wie alle diese Urteile jener Jahre, wurde im Namen des damaligen Justizministers Lawrentij Berija ausgesprochen. Nach Stalins Tod wurde Berija verhaftet und wegen „Verstoßes gegen die sozialistische Gesetzlichkeit“<sup>99</sup> im Dezember 1953 hingerichtet. Alle Urteile aus politischen Gründen hätten demnach aufgehoben werden müssen – das geschah aber nicht. Das Lager zum Schacht 29 in Workuta trat deshalb im Juli 1954 in Streik, dem sich weitere Lager in der Umgebung anschlossen. Zehn Tage verweigerten die Häftlinge die Arbeit. Am 1. August wurde der Streik gebrochen – unter Führung des ehemaligen sowjetischen Anklägers bei den Nürnberger Prozessen, Generalmajor Rudenko, haben die Soldaten mit Maschinenpistolen in die Streikenden geschossen. Es gab ca. 40 Tote und 400 Verletzte.<sup>100</sup> Die anderen, darunter auch Horst Bienek, wurden, mit den Händen über dem Kopf, in die Tundra getrieben und mussten einen Spießrutenlauf durch eine Kommission machen – das waren, wie sich später herausstellte, die Spitzel, die die Aktivisten des Streiks identifizierten.

Als Konrad Adenauer 1955 diplomatische Beziehungen zur Sowjetunion aufnahm, hat er durchgesetzt, dass die letzten verurteilten Kriegsgefangenen zurückkehren durften. Die Sowjetführung hatte offenbar damit gerechnet, denn – wie Bienek berichtete:

„etwa ein halbes Jahr vor dem Besuch [Adenauers in Moskau 1955 – G. M.] wurden wir [deutsche Häftlinge – G. M.] einzeln in Kriegsgefangenenlager verlegt. Ich war am Südural in einem Gefangenengelager, wo nur wenige politische Häftlinge waren, alle anderen waren Kriegsgefangene“.<sup>101</sup>

---

<sup>99</sup> Horst Bienek: *Ich verlange meine Rehabilitierung. Offener Brief an den Generalsekretär der KPdSU Michail Gorbatschow*. In: Die Zeit. Wochenzitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur. Nr. 47. Hamburg 13. 11. 1987. S. 69.

<sup>100</sup> Vgl.: Horst Bienek: *Sterben in der Tundra. Workuta – Erinnerung an ein Lager des Schreckens*. In: Süddeutsche Zeitung. Münchener neueste Nachrichten aus Politik, Kultur, Wirtschaft, Sport. Nr. 178. München 5/6. 8. 1989. S. 127.

<sup>101</sup> Ekkehart Rudolph: Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977. S. 34.

Ende September 1955 wurden die deutschen politischen Häftlinge (darunter auch Horst Bienek) zusammen mit verurteilten deutschen Kriegsgefangenen nach den Adenauer-Chruschtschow-Verhandlungen amnestiert und entlassen.

Bienek hatte immer das Gefühl, ein Zufallsopfer gewesen zu sein, auch war davon überzeugt, dass er auch in der Nazi-Zeit irgendwann ins Lager gekommen wäre und in einer anderen Diktatur Schwierigkeiten gehabt hätte.<sup>102</sup> Er betrachtete seine Internierung als eine Lebenserfahrung und meinte, dass „die Gefängnisse seine Universitäten waren“.<sup>103</sup>

Als man Bienek in der Stalin-Zeit verhaftete, hat er, wie er später unterstrich, für keinen Moment die Russen gehasst, nur das System und die Ideologie, denn „das darf man als Schriftsteller nicht. Dann versteht man nämlich die Menschen, die Psychologie des Menschen nicht mehr“.<sup>104</sup> Auch sein Blick für die russische Literatur blieb völlig ungetrübt, er war eher noch geschärft durch seine Erfahrung. Er identifizierte sich mit ihr und interpretierte ebenso leidenschaftlich Emigranten und Dissidenten.

Das Erlebnis Workuta hat Bienek geprägt. Seine frühe Lyrik und Prosa war durch literarische Gestaltung traumatischer Erlebnisse durchaus bestimmt. Wie der Schriftsteller selber zugab, sind ihm seine literarischen Themen durch die Biographie „aufgezwungen worden“<sup>105</sup>, vor allem durch die Gefangenschaft. Aus dem Arbeitslager schon hatte Bienek, geschrieben auf Zigarettenpapier und versteckt in einer Zahnpastatube, Gedichte mitgebracht, die er 1957, zusammen mit neu geschriebenen Texten, im *Traumbuch eines Gefangen* veröffentlichte.<sup>106</sup> Das Buch beginnt mit einem autobiographischen Abschnitt *An einem Tag im Jahre 1951*, in dem der Schriftsteller seine Verhaftung beschreibt. Die nächsten Kapitel des Werkes entfernen sich dann aber immer weiter vom konkreten Erlebnis. Der Protagonist ist ein Häftling, der sich allmählich in ein Tier zu verwandeln beginnt. Im *Traumbuch eines Gefangen* verarbeitete Bienek die grauenhaften Erfahrungen während seiner Gefangenschaft und

---

<sup>102</sup> Vgl. Ekkehart Rudolph: Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977. S. 36.

<sup>103</sup> Ebd., S. 35.

<sup>104</sup> Ebd., S. 36.

<sup>105</sup> Franz Lennartz: *Bienek, Horst*. In: Franz Lennartz (Hrsg.): *Deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit. Einzeldarstellung zur Schönen Literatur in deutscher Sprache*. Stuttgart 1974. S. 64.

<sup>106</sup> Vgl.: Wolfgang Frühwald: *Bienek, Horst*. In: Walter Killy (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 1. Gütersloh / München 1988. S. 503.

setzte dieses Erlebnis ins Metaphorische um, denn „die Kunst braucht die Metapher; vielleicht kann die Wahrheit nur in der Metapher ausgedrückt werden.“<sup>107</sup>

Das Erlebnis der Gefangenschaft spiegelt sich nicht nur in visionär eingefangenen Prosazenen und Gedichten des *Traumbuch eines Gefangenen*, sondern auch in den Erzählungen des Bandes *Nachtstücke* (1959). Der Band, wie der Titel andeutet, vereint Prosastücke, die an der Nachtseite der menschlichen Existenz angesiedelt sind. Die neun Skizzen handeln vom Sterben, Töten und Scheitern. Gezeigt werden einsame, unglückliche Menschen in extremen Situationen: der Häftling in der ewig dunklen Todeszelle, zwei Revolutionäre, die sich nach einem misslungenen Aufstand gegenseitig erschießen wollen, die Attentäterin, die in Gedanken einen Tyrannen umbringt, der Selbstmörder, der die letzten Minuten seines Lebens sachlich und minutiös schildert – das sind einige der Situationen und Gestalten, die Bienek analysiert. In diesen Stücken werden auch seine literarischen Vorbilder – Sartre und Dostojewskij – spürbar.

1966 veröffentlichte Bienek seinen ersten Gedichtband *was war was ist*, der in drei Teile gegliedert ist. Der erste *Unsere Asche* und größtenteils auch der zweite *Danach* sind dem Lager- und Gefängnisthema gewidmet, wobei die Themen Auschwitz und Archipel Gulag ineinander übergehen. Bienek stand offensichtlich unter dem Eindruck des Auschwitzprozesses (1965), wovon das *Gedicht von Zeit und Erinnerung* zeugt:

„Zwanzig Jahre mußten vergehen Zeitvergangenheit  
bis in Frankfurt Gerichtstag gehalten wurde  
über das Totenhaus dieser Welt“<sup>108</sup>

1968 erschien Bieneks erster Roman *Die Zelle*. Auch in diesem Werk hält das Erlebnis seiner Gefangenschaft nach. Bienek schließt sich hier ausdrücklich Jean Cayrols<sup>109</sup> Konzept einer „lazarenischen Literatur“<sup>110</sup> an, einer Literatur ohne Handlung, Spannung und Intrige. *Die Zelle* ist kein Roman im herkömmlichen Sinne, sondern ein

<sup>107</sup> Horst Bienek: *Das allmähliche Ersticken von Schreien. Sprache und Exil heute. Münchner Poetik-Vorlesungen*. München / Wien 1987. S. 74.

<sup>108</sup> Horst Bienek: *was war was ist*. München 1966. S. 21.

<sup>109</sup> Jean Cayrol (1911-) – französischer Schriftsteller, verbrachte vier Jahre im KZ Mauthausen.

<sup>110</sup> Walter Hinck: *Heimatdichter, Weltbürger, Schutzpatron. Zum sechzigsten Geburtstag des Schriftstellers Horst Bienek*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Nr. 105. Frankfurt / Main 7. 5. 1990. S. 36.

langer Monolog. In unterschiedlich langen Erzählabschnitten lässt der Dichter einen Mann, der die Gründe für seine Verhaftung nicht kennt, über sein Leben nachdenken. Die Details werden minuziös beschrieben. In der *Zelle* beschreibt der Autor die totale Gefangenschaft im existentiellen Sinne. Der Roman ist aber weit davon entfernt, ein autobiographischer Bericht zu sein, das Persönliche tritt hier hinter Allgemeingültigem zurück.

Für Horst Bienek war jahrelang ein Thema vorrangig: Gefängnis, Zelle, Verhaftetsein, Einsamkeit, Isolation, Dunkelheit. Er hat das in den Büchern *Traumbuch eines Gefangenens*, *Nachtstücke* und *was war was ist* abgehandelt: realistisch, poetisch, metaphorisch. Aber erst mit dem vierten Buch, mit dem Roman *Die Zelle* (für den er 1969 den Bremer Literaturpreis erhielt) hatte er das Gefühl, das Thema ausgeschöpft zu haben.<sup>111</sup> Er hat es dann nur noch einmal, allerdings auf ganz andere Weise gestaltet: 1971 schrieb er das Drehbuch zum Film *Die Zelle* (nach seinem Roman) und führte auch Regie. Für dieses Werk erhielt er den Bundesfilmpreis in Gold für die beste Nachwuchsregie (1971). Zum Lehrer (Haupthelden des Romans) gestellt sich im Film zeitweilig ein Schriftsteller. Und während der Lehrer der psychischen Tortur der Zellenexistenz erliegt, wird der Schriftsteller, sofern man ihn nicht hingerichtet, ungebrochen überstehen und sein Leid später dichterisch artikulieren. Der Film spielt sich ausschließlich hinter Gefängnismauern ab; die Bilder werden von übersteigerten Gefängnislauten untermauert: das Dröhnen der Stiefel der Wärter, das Schlagen der Zellentür, das Knallen der Riegel. Hier gibt es keine Horrorbilder und keine Torturen, obwohl angedeutet wird, dass sie vorkommen. Bis zuletzt sind die Zuschauer in Ungewissheit, was im einzelnen mit den beiden Häftlingen geschehen wird.

Bieneks Werk kreist um zwei Themenkomplexe. Zuerst musste der Schriftsteller die Erlebnisse der Haft und Internierung literarisch bewältigen, um frei von dieser biographischen Last zu werden. Erst danach sollte er sein zweites großes Thema finden, und zwar die Kindheit. Das schon in der *Zelle* (und davor in den Gedichten) angekündigte neue Thema der Kindheit und der oberschlesischen Heimat verarbeitete er in einer Romantetralogie: *Die erste Polka* (1975), *Septemberlicht* (1977), *Zeit ohne Glocken* (1979) und *Erde und Feuer* (1982), die zu einer Chronik Oberschlesiens geworden ist.

---

<sup>111</sup> Vgl.: Horst Bienek: *Autobiographisches Nachwort*. In: Horst Bienek: *Die Zelle*. München 1968. S.189.

## 2. Autobiographismus als Darstellungsmethode der Gefangenschaftserlebnisse

### 2.1 Versuch einer Begriffsbestimmung

Der Begriff „Autobiographie“ oder „Selbstbiographie“ ist verhältnismäßig jung. Er tauchte im Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts auf und ersetzte die aus dem Französischen entlehnte Bezeichnung „Memoiren“.<sup>112</sup> Dieser Ausdruck wurde zum ersten Mal am Anfang des 19. Jahrhunderts in England gebraucht und 1866 von Pierre Larousse<sup>113</sup> als „Beschreibung des individuellen Lebens des Autors“<sup>114</sup> definiert. Der Begriff stand in Opposition zum Tagebuch, das die Fakten aus der Umgebung des Verfassers, nicht aber aus seinem Privatleben darstellte. Regina Lubas-Bartoszyńska<sup>115</sup> stellt in ihrem Buch *Miedzy autobiografią a literaturą* (1993) zwei Deutungen des Terminus Autobiographie dar: einerseits beschreiben die autobiographischen Texte den Lebensweg des Autors (die Literaturwissenschaftlerin führt hier die Auslegungen von Larousse an), andererseits schildert Autobiographie das innere Leben des Verfassers, wobei die wahrheitsgetreue Darstellung der Fakten zweitrangig ist.<sup>116</sup> Die zweite Anschauung stammt von Louis Gustave Vapereau<sup>117</sup>, der Autobiographie als ein literarisches Werk definiert, in dem der Autor sein Leben, seine Gedanken und Gefühle nicht unbedingt faktentreu beschreibt.<sup>118</sup> Die erste Ansicht konzentriert sich auf das äußere Leben des Verfassers, die zweite dagegen auf sein Inneres. Bis heute bilden die zwei Anschauungen gegensätzliche Gesichtspunkte bei der Verwendung dieses Terminus.

Die Autobiographieforschung setzte erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts ein. In dieser Zeit sammelte Georg Misch<sup>119</sup> in seiner *Geschichte der Autobiographie* (1907)

---

<sup>112</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 9.

<sup>113</sup> Pierre Larousse (1817 - 1875) – französischer Schriftsteller, Lexikograph und Verleger.

<sup>114</sup> Philippe Lejeune: *Moi aussi*. Paris 1986. S. 18. Zit. nach: Regina Lubas-Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 13. Die Übersetzung aus dem Polnischen kommt von mir – G. M.

<sup>115</sup> Regina Lubas – Bartoszyńska – polnische Literaturwissenschaftlerin.

<sup>116</sup> Vgl. Regina Lubas – Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 13.

<sup>117</sup> Louis Gustave Vapereau (1819 - 1906) – französischer Schriftsteller und Lexikograph.

<sup>118</sup> Vgl. Philippe Lejeune: *Moi aussi*. Paris 1986. S. 18. Zit. nach: Regina Lubas-Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 13.

<sup>119</sup> Georg Misch (1878 – 1965) – deutscher Philosoph und Historiker.

das Quellenmaterial, ohne es zu werten oder zu klassifizieren.<sup>120</sup> Almut Finck findet es erstaunlich, dass man erst im 20. Jahrhundert Autobiographie reflektierte und dass sie sich jahrzehntelang als Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft nicht etablieren konnte, zumal das autobiographische Schreiben eine lange Tradition besitzt.<sup>121</sup>

Autobiographie lässt sich nicht eindeutig definieren. Georg Misch bestimmt sie als „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*).“<sup>122</sup> Misch zufolge unterscheidet sie sich von anderen literarischen Gattungen dadurch, dass ihre Grenzen, die sich der Form nach nicht bestimmen lassen, fließend sind.<sup>123</sup> Der Wissenschaftler ist der Meinung, dass die Autobiographie unterschiedliche Darstellungsformen annehmen kann:

„Gebet, Selbstgespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschriebene Charakteristik, Lyrik und Berichte, Brief und literarisches Porträt, Familienchronik und höfische Memoiren, Geschichtserzählung rein stofflich, pragmatisch, Entwicklungsgeschichtlich und romanhaft, Roman und Biographie in ihren verschiedenen Arten, Epos und selbst Drama – in all diesen Formen hat sich Autobiographie bewegt, und wenn sie so recht sie selbst ist und ein originaler Mensch sich in ihr darstellt, schafft sie die gegebenen Gattungen um oder bringt von sich aus eine unvergleichliche Form hervor.“<sup>124</sup>

In Bezug auf die Vielfalt der autobiographischen Formen und damit verbundene nomenklatorische Schwierigkeiten bemerkt Michaela Holdenried zurecht, dass es eine umfassende Theorie der Autobiographie als literarische Gattung nicht gibt.<sup>125</sup> Jürgen Kuczynski<sup>126</sup> zählt in seinem Buch *Probleme der Autobiographie* (1983) mehrere literaturwissenschaftliche Konzepte auf, die diesen Begriff zu deuten versuchen. Er

<sup>120</sup> Vgl. Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 46.

<sup>121</sup> Vgl. Almut Finck: *Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*. In: Pechlivanos u.a. (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar 1995. S. 283 – 294, hier S. 283.

<sup>122</sup> Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie*. 4 Bde. in 8 Teildaten. Frankfurt / Main 1949 – 1969. Bd. I/1, S. 7. Zit. nach: Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 17.

<sup>123</sup> Vgl. Georg Misch: *Begriff und Ursprung der Autobiographie*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 33 – 54, hier S. 36.

<sup>124</sup> Vgl. ebd., S. 37.

<sup>125</sup> Vgl. Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 43.

<sup>126</sup> Jürgen Kuczynski (1904 – 1997) – ostdeutscher Historiker, Wirtschaftswissenschaftler und Literaturwissenschaftler.

führt unter anderem die Auslegungen von Thomas Cooley an, der als Autobiographie Memoiren, persönliche Erzählung, Leben, Geständnis, Erinnerung und geistige Autobiographie versteht, also insgesamt „ein ganzer Haufen von Genres.“<sup>127</sup> In Opposition zu Cooley nennt Kuczynski Überlegungen Bernd Neumanns<sup>128</sup>. Der norwegische Literaturwissenschaftler betont die individuelle Persönlichkeit des Autobiographen, interpretiert sie jedoch im Zusammenhang mit seiner historischen Lage und sozialen Faktoren.<sup>129</sup> Neumann trennt die Begriffe „Autobiographie“ und „Memoiren“ voneinander:

„Die Autobiographie erinnert das vergangene Leben, die Memoiren hingegen trachten dessen Ablauf möglichst genau an Hand von Belegen zu rekonstruieren. Der Memoirenschreiber fürchtet, daß die Erinnerung das Erlebte verfälscht wiederbringen könnte, der Autobiograph akzeptiert und bejaht diese Tatsache.“<sup>130</sup>

Als einen der Unterschiede zwischen Autobiographie und Memoiren nennt Neumann das Verwenden von Zitaten (zum Beispiel von Briefen), die in Memoiren vorkommen können, in der Autobiographie dagegen zu vermeiden sind:

„Indem ein Brief zitiert wird, verwandelt sich sein privater Charakter in einen öffentlichen. [...] Wie das Zitat überhaupt, gehört auch das Briefzitat als Stilmittel in das Repertoire des Memoirenschreibers, nicht in das des Autobiographen. Wo dieser sich dennoch des Zitates bedient, geraten seine Aufzeichnungen in ‚gefährliche‘ Nähe zu den Memoiren. [...] Selbst ganz persönliche Briefe wandeln sich im Zitat zu öffentlichen Dokumenten.“<sup>131</sup>

Der Literaturwissenschaftler, der die Selbstbiographie als „die direkteste Umsetzung von Leben in Literatur“<sup>132</sup> (nach Brief und Tagebuch) darstellt, konstatiert, dass in der Autobiographie Erinnerungen und Phantasie freien Raum haben. In den Memoiren dagegen werden sie als eine mögliche Fehlerquelle betrachtet. Die Memoiren stellen

---

<sup>127</sup> Thomas Cooley: *Educated Lives: The Rise of modern Autobiography in America*. Columbus 1976. S. 3. Zit. nach: Jürgen Kuczynski: *Probleme der Autobiographie*. Berlin / Weimar 1983. S. 8.

<sup>128</sup> Bernd Neumann – norwegischer Literaturwissenschaftler.

<sup>129</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 25.

<sup>130</sup> Ebd., S. 60.

<sup>131</sup> Ebd., S. 52.

<sup>132</sup> Ebd., S. 1.

eine möglichst exakte Rekonstruktion des Lebens dar, in der Autobiographie dagegen werden Erinnerungen nicht mechanisch abgebildet, sondern nacherlebt und umgestaltet.<sup>133</sup> Die beiden Gattungen unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer Struktur:

„Wenn die Memoiren das Ergehen eines Individuums als Träger einer sozialen Rolle schildern, so beschreibt die Autobiographie das Leben des noch nicht sozialisierten Menschen, die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft. Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität, mit der Übernahme der sozialen Rolle ein, die Autobiographie endet dort. [...] Wird die Autobiographie über die erreichte Identität und die darin begriffene Rollenübernahme hinaus fortgeführt, nimmt sie in der Regel den Charakter von Memoiren an.“<sup>134</sup>

Im Mittelpunkt von Neumanns Autobiographieanalyse steht die Kategorie der Identität, die er als „die Übereinstimmung des Einzelwesens mit sich und seiner Gesellschaft“<sup>135</sup> versteht. Das Identitätskonzept geht auf die Anfänge der Autobiographieforschung zurück. Es soll laut Finck nicht erst im Text, sondern im Leben des Autors realisiert werden, bevor er mit dem Neiderschreiben seiner Erinnerungen beginnt.<sup>136</sup> Der Prozess der Identitätsbildung des Individuums endet laut Neumann mit der Erfüllung einer sozialen Rolle. Seine wichtige Eigenschaft sieht der Literaturwissenschaftler darin, dass das Individuum zugleich Subjekt und Objekt der Gesellschaft ist und sie gleichermaßen bestimmt und von ihr bestimmt wird.<sup>137</sup>

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass laut Neumann das Erreichen der Identität und die darin begriffene Rollenübernahme das charakteristische Merkmal der Autobiographie ist. Der Literaturwissenschaftler sieht aber das autobiographische Ich nicht nur als Objekt sozialer, sondern auch psychischer Zwänge an. Er bezieht sich hier auf das Freudsche Modell von der in drei Instanzen aufgeteilten psychologischen Person, die sich aus dem triebhaften Es, dem bewusstseins- und erkenntnisfähigen Ich

---

<sup>133</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 61.

<sup>134</sup> Ebd., S. 25.

<sup>135</sup> Ebd., S. 20.

<sup>136</sup> Vgl. Almut Finck: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin 1999. S. 25.

<sup>137</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 21.

und dem die Elterninstanz im Ich repräsentierenden Über-Ich zusammensetzt.<sup>138</sup> Das Subjekt bei Neumann befindet sich in einem Spannungsfeld von Innen- und gesellschaftlicher Außenwelt. Der Unterschied zwischen Autobiographie und Memoiren resultiert bei ihm aus „unterschiedlichen Äußerung des Freudschen Lust- und Realitätsprinzip“<sup>139</sup>. Der Autobiograph gehorcht nämlich dem Lustprinzip – er erinnert sich vorwiegend an glücklich verbrachte Zeit und alles Unangenehme wird von ihm verdrängt. Der Memoirenautor dagegen befolgt das Realitätsprinzip und stellt sein Leben möglichst genau und objektiv dar:

„[...] da jeder Autobiograph der Erinnerung folgt, enthält jede Autobiographie in sich ein Stück Dichtung, das die Realität in Frage stellt. In dieser Souveränität der Autobiographie, in ihrer Fähigkeit und sogar Aufgabe, die Realität den individuellen Eigenheiten gemäß ‚bildend zu modelln‘, liegt die befreiende Wirkung begründet, die eine Autobiographie auf ihren Autor ausüben kann. Die erinnernde Rückschau macht das Leben zu einem sinnvoll und glücklich verlaufenen, in ihr gelangt der Glücksanspruch des Individuums zu seinem Recht. Die Autobiographie befreit, wo die Memoiren verpflichten.“<sup>140</sup>

Während der Memoirenschreiber als Träger einer sozialen Rolle nicht erinnern, sondern sein Leben genau rekonstruieren und dokumentieren will, protestiert der Autobiograph oft gegen den Rollenzwang. Der Autobiographieverfasser erzählt von der Vergangenheit; der Memoirenautor, um diese zu beweisen, zitiert Dokumente über sie, wo immer möglich. Die Spannweite dieser Zitate ist groß und reicht laut Neumann vom Tagebuch über die Passagen aus eigenen Werken bis zu Zeitungsartikeln, Tabellen und Vertragstexten.<sup>141</sup> Der Literaturwissenschaftler fasst seine Überlegungen folgendermaßen zusammen:

---

<sup>138</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 17 – 18.

<sup>139</sup> Jerker Spits: *Fakt und Fiktion. Die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Dissertation. Universität Leiden 5. Juni 2008. S. 41.

Das Lustprinzip vertritt die triebhaften Bedürfnisse in Menschen; das Realitätsprinzip repräsentiert sowohl die Forderungen des Lebens als auch Normen, Werte und Erwartungen der menschlichen Umwelt (Eltern, Über-Ich, Gesellschaft, Kultur).

<<http://www.koeppetraining.de/de/artikel/erwachsen.html>> Datum des Zugriffs: 12.07.2011

<sup>140</sup> Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 63.

<sup>141</sup> Vgl. ebd., S. 83.

„[...] vertraut jeder Autobiograph der Erinnerung und der Phantasie, der Autor von Memoiren hingegen nur den Belegen, die er über sein Leben vorfindet und die er zitieren kann. Der Autobiograph ist tendenziell ein Künstler, der Memoirenschreiber ein Wissenschaftler.“<sup>142</sup>

Somit lässt sich feststellen, dass die Memoiren eher das Urteil der Anderen über den Verfasser darstellen und somit einen historischen, tatsächlichen Charakter haben, während die Autobiographie eine psychologische, mit Hilfe von Phantasie entstandene Selbstbetrachtung des Autors ist. Aufgrund von Neumanns Unterscheidung zwischen Memoiren und Autobiographie kann man annehmen, dass die von mir in dieser Arbeit analysierten Werke – von Loests Erzählungen abgesehen – als Autobiographien betrachtet werden können, denn die Autoren beschreiben zwar oft sehr präzise und mit Berücksichtigung verschiedener Dokumente ihre Vergangenheit, sie konzentrieren sich aber vor allem auf das erinnerte Erleben und auf ihre Gefühle.

Interessant an Neumanns Auffassung ist auch die Tatsache, dass sich die beiden Begriffe: Autobiographie und Memoiren nicht auf ein ganzes Werk beziehen, sondern dass man die einzelnen Kapitel unterschiedlich deuten kann. Der Literaturwissenschaftler betont auch, dass die Autobiographen der Beschreibung der Kindheit und Jugend viel Raum widmen. Diese Zeit liegt weit zurück und es müssen deswegen viele Erinnerungslücken gefüllt werden. Da die unglückliche Vergangenheit verdrängt wird und aus der zeitlichen Perspektive das Leben fröhlicher scheint, als es wirklich war, erfüllen die Autoren die Erinnerungslücken mit vorwiegend glücklichen Reminiszenzen, die Trostcharakter besitzen:

„Im Bestreben, die verlorene Zeit in der Erinnerung wiederzufinden, gehorcht der Autobiograph dem Lustprinzip. Denn die Erinnerung bringt im wesentlichen nur die glücklich verbrachten Tage zurück. Die von Unlust bestimmte Zeit verfällt leicht der Verdrängung, in der Rückschau erscheint das Leben glücklicher, als es war. [...] Für die meisten Autobiographen stellt das Abfassen einer eigenen Lebensbeschreibung eine Tröstung über die Versagungen dar, die sie im Leben erfuhren. Deshalb auch behandeln Autobiographien die Kindheits- und Jugendzeit ausführlich und intensiv.“

---

<sup>142</sup> Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 89.

Die Erinnerung an diese lustvolle und versagungsfreie Zeit wird zum Versprechen eines besseren, zwangsfreieren Lebens.“<sup>143</sup>

Der englische Literaturwissenschaftler Roy Pascal<sup>144</sup> hat als erster den Versuch einer Typologisierung der Autobiographie unternommen. Das Ziel der autobiographischen Texte definiert er folgendermaßen:

„Was die Autobiographie tun kann, ist, zu zeigen, wie Menschen, die im Kampf mit gewaltigen Kräften in sich selbst und ihren äußeren Umständen stehen, zu einer Art Ausgleich mit ihnen gelangen und aus sich selbst heraus eine Art positive Leistung erreichen können.“<sup>145</sup>

Der Wissenschaftler zählt die Unterschiede zwischen den beiden Ausdrücken (Autobiographie und Memoiren) auf. Die grundlegende Differenz liegt ihm zufolge in der Akzentuierung der eigenen Person (bei Autobiographie) oder anderer Personen (bei Memoiren).<sup>146</sup> Somit lassen sich die hier analysierten Werke – mit Ausnahme Loests Erzählungen – als Autobiographien bezeichnen. Aus diesem Grund sind auch die Autobiographien von Staatsmännern und Politiker fast immer Memoiren (echte Autobiographien von Staatsmännern sind laut Pascal nur dort möglich, wo die politische Tätigkeit des Autors als Erscheinungsform seiner Persönlichkeit zutage tritt).<sup>147</sup> Als „reinste Form der Autobiographie“<sup>148</sup> bezeichnet der Literaturwissenschaftler Kindheitserinnerungen. Außerdem werden Autobiographien meistens mit Veröffentlichungszweck verfasst, Memoiren und Tagebücher haben eher einen intimeren Charakter und dienen vorwiegend einem Selbstzweck.<sup>149</sup> Pascal trennt auch Memoiren von Erinnerungen. Ihre Komposition und der Stil sind ähnlich, sie unterscheiden sich aber inhaltlich voneinander. Die Differenz beruht laut Pascal darauf,

---

<sup>143</sup> Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 61 – 62.

<sup>144</sup> Roy Pascal (1904 –?) – englischer Literaturwissenschaftler.

<sup>145</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 206.

<sup>146</sup> Vgl. ebd., S. 16.

<sup>147</sup> Vgl. ebd., S. 17.

<sup>148</sup> Ebd., S. 106.

<sup>149</sup> Vgl. Rong Yang: „Ich kann einfach das Leben nicht mehr ertragen.“ *Studien zu den Tagebüchern von Klaus Mann (1931 – 1949)*. Marburg 1996. S. 56.

dass in Memoiren öffentliche Ereignisse dargestellt werden, in Erinnerungen dagegen das Persönliche.<sup>150</sup>

Georg Misch – der Verfasser der bislang umfassendsten Darstellung der Autobiographie – weist darauf hin, dass die Autobiographie nicht nur Ereignisse aus der Vergangenheit des Verfassers schildert, sondern auch sein inneres Leben rückblickend beschreibt und somit eine Synthese darstellt.<sup>151</sup> Das Tagebuch bildet dagegen eine Analyse von gegenwärtigen Ereignissen und Gemütszuständen des Autors. Alle diese Typen der Selbstdarstellung verbindet das Element der Subjektivität. Das Resümee zieht Roy Pascal folgendermaßen:

„Eine Grenze zu ziehen zwischen Autobiographie, Memoiren oder Erinnerungen ist schwer – eigentlich gibt es überhaupt keine scharfen Grenze. Es gibt keine Autobiographien, die nicht in gewissem Sinne Memoiren sind und keine Memoiren ohne autobiographischen Züge; beide gründen auf persönlichen Ereignissen und deren Reflexion, beide sind chronologisch angelegt.“<sup>152</sup>

Michaela Holdenried bemerkt zurecht, dass die beiden Ausdrücke – Memoiren und Autobiographie – in der Literaturkritik oft verwechselt werden, weil die Memoiren immer mehr die klassischen Funktionen der Autobiographie übernehmen, während diese selbst einem tief greifenden Formwandel unterliegt.<sup>153</sup>

Autobiographismus kommt oft als Darstellungsmethode der Gefangenschaftserlebnisse vor. Bis zum Ende der Weimarer Republik besteht die Gefangenensliteratur in Deutschland vor allem aus „verarbeitender Beschreibung subjektiver Erfahrung, aufgezeichnet nach der Haft“<sup>154</sup>. Die häufigsten sind fiktive literarische Formen sowie „tagebuchartige Aufzeichnungen des Gefängnisalltags“<sup>155</sup>, wie zum Beispiel Ernst Tollers *Schwalbenbuch* (1924).

In dem Zeitraum von 1933 bis 1945 waren viele Schriftsteller in Ghettos, Konzentrationslagern und Gefängnissen der Nationalsozialisten eingesperrt. In

<sup>150</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 230.

<sup>151</sup> Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie. Band 4: Von der Renaissance bis zu den Autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt / Main 1969. Zit. nach: Rong Yang: „Ich kann einfach das Leben nicht mehr ertragen.“ *Studien zu den Tagebüchern von Klaus Mann (1931 – 1949)*. Marburg 1996. S. 57.

<sup>152</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 10.

<sup>153</sup> Vgl. Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 116.

<sup>154</sup> Sigrid Weigel: „Und selbst im Kerker frei...!“ *Schreiben im Gefängnis*. Marburg / Lohn 1982. S. 97.

<sup>155</sup> Ebd., S. 97.

Erinnerung daran haben die Autoren Briefe, Tagebücher, Erfahrungsberichte sowie Romane, Erzählungen und Gedichte veröffentlicht. Einige von ihnen haben ihre Aufzeichnungen kurz nach der Freilassung veröffentlicht, zum Beispiel Wolfgang Langhoff (1901 – 1966) und Willi Bredel (1901 – 1964), die anderen erst nach dem zweiten Weltkrieg (wie Jean Améry<sup>156</sup> oder Jurek Becker<sup>157</sup>). Wolfgang Langhoff war Schauspieler und Regisseur, der 1933 von der Gestapo wegen „Vorbereitung zum Staatsstreich“<sup>158</sup> verhaftet wurde. Er war zunächst im Düsseldorfer Gerichtsgefängnis, danach im KZ Börgermoor im Emsland und im KZ Lichtenburg inhaftiert. 1934 wurde er entlassen. In seinem autobiographischen Bericht *Die Moorsoldaten* (1935) schildert er seine Leidenszeit in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Der Schriftsteller und Präsident der Deutschen Akademie der Künste Willi Bredel wurde dreimal gefangen gehalten: 1923 – 1925 wegen Beteiligung am Hamburger Aufstand, 1930 – 1932 wegen „Vorbereitung literarischen Hoch- und Landesverrats“<sup>159</sup> und 1933 – 1934 – die Strafe verbüßte er im KZ Fuhlsbüttel in Hamburg. Seine Erlebnisse verarbeitete er in seinem 1934 erschienenen Roman *Die Prüfung*, der als erste literarische Darstellung aus einem deutschen Konzentrationslager gilt und in diverse Sprachen übersetzt wurde.

---

<sup>156</sup> Jean Améry (1912 – 1978) – österreichischer Schriftsteller. Von 1940 bis 1941 im südfranzösischen Lager Gurs interniert. 1943 beim Verteilen antinazistischer Flugblätter verhaftet und im Hauptquartier der belgischen Gestapo in Brüssel inhaftiert, später nach Fort Breendonk / Derloven verlegt, danach in die Konzentrationslager Auschwitz, Buchenwald und Bergen-Belsen deportiert. 1945 Entlassung. Seine Erlebnisse hat er in seinem Werk *Jenseits von Schuld und Sühn*“ (1966) verarbeitet.

<sup>157</sup> Jurek Becker (1937? – 1997) – deutscher Schriftsteller, Drehbuchautor und DDR-Dissident. 1939 zusammen mit Eltern Insasse des Ghettos von Łódź. Im Alter von fünf Jahren, getrennt von seinen Eltern, zunächst im KZ Ravenbrück und später im Sachsenhausen.

<sup>158</sup> Michael Matzigkeit: *Vom „Eleganten Dandy“ zum „politischen Menschen“: Der Schauspieler, Regisseur und Intendant Wolfgang Langhoff*. Laudatio aus Anlass des 100. Geburtstags von Wolfgang Langhoff in der Mahn- und Gedenkstätte, Düsseldorf am 7.10.2001.  
<[http://www.duesseldorf.de/theatermuseum/th\\_dateien\\_download/langhoff\\_w\\_biogr.pdf](http://www.duesseldorf.de/theatermuseum/th_dateien_download/langhoff_w_biogr.pdf)> Datum des Zugriffs 15.12.2012.

<sup>159</sup> Bredel brandmarkte in 2 Artikeln den Blutmai 1929 (Unruhen vom 1. bis 3. Mai 1929 in Berlin, bei denen durch das harte Vorgehen der Polizei zahlreiche Demonstranten und Unbeteiligte durch die Polizei getötet oder verletzt wurden) sowie die geheime Rüstungsproduktion im Draegerwerk Lübeck. Vgl.: Lilli Bock: *Willi Bredel*. Berlin 1969. S. 178.

## 2.2 Kulturwissenschaftliche Theorien

### 2.2.1 Wahrhaftigkeit der Autobiographie

Als zentrale Frage in der Autobiographieforschung stellt sich die Frage nach der Wahrhaftigkeit der darin dargestellten Erinnerungen. Die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit ergibt sich aus der Unterscheidung zwischen Gedächtnis und Erinnerung. Die beiden Begriffe sind nicht gleichzusetzen, denn Wahrheit zielt auf die Erinnerung und Wahrhaftigkeit auf das Gedächtnis.<sup>160</sup> Alois Hahn<sup>161</sup> erklärt den Unterschied folgendermaßen:

„Wenn das Gedächtnis bereits eine Auswahl aus den im Laufe der Zeit erlebten Ereignissen bildet, so könnte man die Erinnerung als jene Auswahl bezeichnen, die aktuell für einen Augenblick aus den Beständen des Gedächtnisses getroffen wird.“<sup>162</sup>

Erinnerungen sind nicht ursprünglich, sondern durch Formbildung und Wiederholung konstituiert. Sie stellen Sinnzusammenhänge her, die sich aus dem Faktenreservoir des Gedächtnisses nicht von selbst ergeben.

Auch Aleida Assmann warnt vor der synonymen Verwendung der Worte Erinnerung und Gedächtnis. Sie stellt die Begriffe gegenüber, indem sie Erinnern als Zurückblicken auf die Vergangenheit definiert, während das im Gehirn verankerte Gedächtnis der Voraussetzung dieser Tätigkeit entspricht.<sup>163</sup> Gedächtnis ist Produkt und Sammelbegriff für Erinnerungen, denn sie werden dort zusammengefasst und objektiviert. Sie sind aber nicht zuverlässig, sie spiegeln die Vergangenheit nicht exakt wieder, sondern unterliegen Schwankungen, Variationen und Umdeutungen. Sie sind durch die Beschränkung unserer Perspektive, unserer Wahrnehmung und unserer Emotionen beeinflusst und werden nachträglich verformt. Sie verändern sich auch im Laufe der Zeit durch immer neue Rekonstruktionen, die die Erinnerungen an das

---

<sup>160</sup> Vgl. Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 303.

<sup>161</sup> Alois Hahn – Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Trier.

<sup>162</sup> Alois Hahn: *Habitus und Gedächtnis*. In: Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007. S. 31 – 45, hier S. 34.

<sup>163</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin 2011. S. 182.

Selbstbild in der jeweiligen Gegenwart anpassen.<sup>164</sup> Aktuelle Affekte, Motivationen und Intentionen entscheiden darüber, welche Erinnerungen dem Individuum zu einem gegenwärtigen Zeitpunkt zugänglich sind und welche unverfügbar bleiben. Auf diese Weise wird die Vergangenheit retuschiert. Sie verblasst allmählich und erscheint nicht mehr so, wie sie früher war – die neuen Bilder überdecken die alten. Diese Erinnerungen betreffen das autobiographische Gedächtnis, in dem eigene vergangene Erlebnisse mehr oder weniger zuverlässig aufbewahrt werden. Alois Hahn erklärt die Verfälschung der Erinnerungen folgendermaßen:

„Die vergegenwärtigte Vergangenheit sieht stets anders aus als die Vergangenheit, als sie noch Gegenwart war. Das ist so, nicht nur weil unsere Erinnerung uns direkt täuscht, uns also Ereignisse als Erlebnisse vorspiegelt, die wir damals nie hatten. Vielmehr entsteht die Differenz zwischen der Vergangenheit als Erinnerung und der vergangenen früheren Gegenwart auch dann, wenn die Einzelereignisse je für sich korrekt wieder auftauchen. Die Inkommensurabilität ergibt sich aus der Nichtidentität der Horizonte, in denen die Ereignisse im Erleben und in der Erinnerung erscheinen. Nicht nur, dass die Totalität der vergangenen Umstände, unter denen das erinnerte Moment sich ereignet hat, nicht miterinnert werden kann, spielt hier eine Rolle. Wichtiger ist wohl, dass das, was aus den damaligen Möglichkeiten geworden ist, was wir aber damals nicht wissen konnten, und ganz generell: das, was wir inzwischen erlebt haben, die erinnerte Vergangenheit in ein anderes Licht stellt.“<sup>165</sup>

Laut dieser Erklärung lässt sich die Vergangenheit nicht so vergegenwärtigen, wie sie als Gegenwart war. Es gilt nicht nur für die Rekonstruktion der Geschichte eines Staates, einer Schlacht usw., sondern auch bei der Vergegenwärtigung individuellen Erlebnisse. Alle Erinnerungen sind also Konstruktionen, die die Vergangenheit nicht wieder aufleben lassen.<sup>166</sup>

Aleida Assmann unterscheidet zwischen stabilen (wahren) und labilen (weniger wahren) Erinnerungen.<sup>167</sup> Die präzise Unterscheidung der beiden Begriffe ist in der Praxis äußert schwer, denn sie überschneiden sich oft. Als labil werden von der

---

<sup>164</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin 2011. S. 183.

<sup>165</sup> Alois Hahn: *Habitus und Gedächtnis*. In: Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007. S. 31 – 45, hier S. 34.

<sup>166</sup> Vgl. ebd., S. 36.

<sup>167</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Falsche Erinnerungen: Ein Fall Grosjean / Dössecker / Wilkomirski*. In: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Antropologie. Freie Universität Berlin (Hrsg.): *Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Antropologie*. Bd. 9. Heft 2. 2000. S. 91 – 103, hier S. 92.

Wissenschaftlerin diese Erinnerungen bezeichnet, die vor allem auf traumatische Erlebnissen basieren. Dazu gehören unter anderem illusorische Erinnerungen, die als Suggestivität, also „Erfindung subjektiv zwingender falscher Erinnerungen von autobiographischen Episoden“<sup>168</sup> definiert werden. Die illusorischen Erinnerungen entstehen nicht aus einem bewussten Willen zur Fälschung, sondern durch verschiedene Formen der Beeinflussung im Prozess des Erinnerns. Man muss in diesem Kontext auch die Bedeutung der emotionalen Qualität von Erinnerungen unterstreichen. Diese Qualität liefert die Grundierung für die Bedeutsamkeit und Dauerhaftigkeit von Erinnerungen sowie spielt im Prozess der Tradierung eine wichtige Rolle.<sup>169</sup> Aleida Assmann behauptet, dass wir unsere Erinnerungen für wahr halten müssen (auch wenn sie nicht immer sind), denn „sie sind der Stoff, aus dem Erfahrungen, Beziehungen und vor allem das Bild der eigenen Identität gemacht ist“<sup>170</sup>. Die Wissenschaftlerin weist auf die Differenz zwischen der Vergangenheit der Erfahrungen und der Gegenwart der Erinnerungen. Je größer die Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der Vergangenheit und dem Geltungssystem der Gegenwart, desto stärker wird der Druck, diese Vergangenheit den Normen der Gegenwart anzupassen. Das Ergebnis wäre „eine komplett erschlossene, durchleuchtete, gereinigte, genehmigte, total gegenwartsgeeignete Vergangenheit“<sup>171</sup>. Auch wenn die Autobiographen um die Authentizität ihrer Erinnerungen bemüht sind, werden diese durch retrospektive Einflussnahme verfälscht.<sup>172</sup> Manche Reminiszenzen ändern sich im Laufe der Zeit und mit der Veränderung der Person, manche verblassen oder gehen ganz verloren. Aleida Assmann konstatiert:

„Insbesondere verändern sich die Relevanzstrukturen und Bewertungsmuster im Laufe des Lebens, so daß ehemals Wichtiges nach und nach unwichtig und ehemals Unwichtiges in der Rückschau wichtig werden kann. Die in Erzählungen gebundenen und oft wiederholten Erinnerungen sind am besten konserviert, allerdings verlieren sie

<sup>168</sup> Daniel Schacter: *The Seven Sins of Memory. Insights from Psychology and Cognitive Neuroscience*. In: American Psychologist 54, 3 (March 1999), S. 182 – 203. Zit. nach: . Aleida Assmann: *Falsche Erinnerungen: Ein Fall Grosjean / Dössecker / Wilkomirski*. In: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Antropologie. Freie Universität Berlin (Hrsg.): Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Antropologie. Bd. 9. Heft 2. 2000. S. 91 – 103, hier S. 101.

<sup>169</sup> Vgl. Harald Welzer: *Das soziale Gedächtnis*. In: Harald Welzer (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 9 – 21, hier S. 20.

<sup>170</sup> Aleida Assmann: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Harald Welzer (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 103 – 122, hier S. 103 – 104.

<sup>171</sup> Martin Walser: *Über Deutschland reden*. Frankfurt am Main 1989, S. 76 – 77.

<sup>172</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Harald Welzer (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 103 – 122, hier S. 116.

durch Routinisierung viel von ihrer ursprünglichen Erfahrungsqualität und können auch zu Deckerinnerungen werden, die den Zugang zu einer vorausgegangenen Erfahrung gänzlich versperren.“<sup>173</sup>

Die Schwierigkeiten bei der Untersuchung der Autobiographie bereitet auch die Frage nach ihrem Wert als historische Quelle. Das ist vor allem im Zusammenhang mit den hier analysierten Büchern wichtig, denn die Handlung, die sich in der extremen Situation der Gefangenschaft abspielt, gibt dem Leser Aufschluss über die Haftbedingungen und über das Leben der Gefangenen.

Hans–Edwin Friedrich bemerkt, dass in der Selbstbiographieforschung die Frage nach der Fiktionalität der autobiographischen Texte vorrangig ist:

„Die Autobiographen betonen einerseits den dokumentarischen Charakter ihrer Texte, andererseits tendieren sie dazu, fiktionale Elemente zu integrieren und die Grenze zwischen Fiktion und Faktum innerhalb der Texte der autobiographischen Reflexion zuzuführen. Damit aber steht eine Grundfrage der Autobiographieforschung zur Debatte, die Frage nach der Fiktionalität der Gattung.“<sup>174</sup>

Friedrich bemerkt, dass die Texte, in denen die Grenze zur Fiktion überschritten wird, ihren dokumentarischen Charakter betonen:

„Dokumente werden gewöhnlich in der Autobiographie verwendet, wo die Erinnerung des Autobiographen nicht hinreicht, in der Regel bei Ereignissen vor Einsetzen der Erinnerung.“<sup>175</sup>

Diese Vorgehensweise ähnelt der Quellenverwendung eines Historikers. Als Beispiel nennt Friedrich die Autobiographie *Leben in Erwartung* (1952) von Hans Grimm<sup>176</sup>. Der Schriftsteller verwendet in seinem Buch Briefe und Tagebuchauszüge, um seine Mutter zu deren Brautzeit zu charakterisieren und frühere Ereignisse zu rekonstruieren. Die Integration von Dokumenten dient aber nicht nur der wahrheitsgetreuen Wiedergabe der Vergangenheit, sondern auch der Rekonstruktion vergangener und nicht

<sup>173</sup> Aleida Assmann: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Harald Welzer (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 118.

<sup>174</sup> Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 16.

<sup>175</sup> Ebd., S. 362.

<sup>176</sup> Hans Grimm (1875 – 1959) – deutscher Romanautor, Erzähler und Essayist.

mehr nachvollziehbarer Gefühlslagen. Auch Walter Kempowski, Erich Loest und Walter Janka verwenden in ihren autobiographischen Büchern eine Fülle faktischen Materials, um ihre Berichte über die Gefangenschaft möglichst wahrheitsgetreu darzustellen. Kempowski führt in *Ein Kapitel für sich* Briefe seiner Schwester an. Loest zitiert Überschriften aus Zeitungen oder ganze Artikel (z.B. seinen Artikel *Elfenbeinturm und Rote Fahne*), ferner sind häufig Passagen aus Büchern anderer Autoren und fremde oder eigene Briefe aufgenommen. Auch Janka integriert in seine Bücher Briefe (z.B. an seinen Bruder – der Brief wurde dann als Beweis im Anklageprozess gegen den Verleger beigelegt), Zitate aus Zeitungsartikeln und aus Büchern anderer Autoren. Dadurch wird das retrospektive Erzählen aus der Erinnerung durch Materialien angereichert, die selbst der Zeit entstammen, über die erzählt wird.

Im Gegensatz zu Quellenverwendung sollten Gespräche in Autobiographien nicht vorkommen, weil „das Gedächtnis nicht wie ein Aufzeichnungsapparat funktioniert“<sup>177</sup>. Es ist unwahrscheinlich, dass Gespräche im Wortlaut aus der Erinnerung heraus reproduziert werden können. Wenn sie in einer Autobiographie vorkommen, zeigen sich in ihnen schon Ansätze zur Fiktionalisierung. Auch wenn kurze Passagen wörtlicher Rede die Intensität von Erinnerungen anzeigen, handelt es sich bei längeren fast immer um biographisch reflexive Gespräche.<sup>178</sup>

Werner Mahrholz zieht den geschichtlichen Wert der Autobiographie in Zweifel, denn nach seiner Meinung können die Autobiographen aus der zeitlicher Distanz die Fakten anders sehen, als sie zu dem beschriebenen Zeitpunkt waren. Der Literaturwissenschaftler weiß jedoch den Wert der Autobiographie als Zeugnis der Ansichten und Gefühle an einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt zu schätzen:

„Die Selbstbiographie ist in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie verschweigt, die deutlichste Spiegelung der letzten Einstellungen des Menschen zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu den sie beherrschenden Gedanken und Gefühlen.“<sup>179</sup>

Aus Mahrholz' Überlegungen kann man das Fazit ziehen, dass sich der Autobiograph (vor allem wenn er aus Erinnerung schreibt) in den Einzelheiten der Vorgänge oder in

---

<sup>177</sup> Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 385.

<sup>178</sup> Vgl. ebd., S. 385.

<sup>179</sup> Werner Mahrholz: *Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 72 – 74, hier S. 72.

genauen Daten verschiedener Ereignisse zwar irren kann, aber in den Eindrücken oder Stimmungen, die die Ereignisse in ihm ausgelöst haben, darf er sich nicht irren. Aus diesem Grund ist Autobiographie die einzige literarische Gattung, die das Leben des Autors unmittelbar und wahrheitsgetreu wiedergibt, hier „spricht unbewußt und bewußt der Mensch als Kind der Zeit *unmittelbar*.“<sup>180</sup> Eine ähnliche Meinung vertritt auch Roy Pascal, der die Aufgabe des Autobiographen einerseits im Wiederaufbau der Vergangenheit sieht, andererseits aber zugibt, dass der Autor seine Erlebnisse aus der zeitlichen Perspektive anders einschätzt:

„Er [der Autobiograph – G. M.] hält Ausschau nach Werten, soweit sie durch seine gegenwärtige geistige Haltung gefestigt sind, nicht nach der ‚reinen Vergangenheit‘, die in seiner Sicht entweder irrelevant ist oder eine Illusion.“<sup>181</sup>

Die für das Verfassen von autobiographischen Texten wichtigsten Faktoren, das Gedächtnis und die Erinnerungen, bereiten bei der Untersuchung dieser Literatur Schwierigkeiten. In der Forschung dominiert eine kritische Beurteilung des Gedächtnisses wegen seiner Fehlerträchtigkeit, die mit dem Wahrheitsanspruch dieser Textgattung in Widerspruch steht.<sup>182</sup> Das Gedächtnis kann die Vergangenheit eines Menschen nicht exakt wiedergeben. Es selektiert Erinnerungen aus dem Ganzen des Erlebten und formt sie durch Deutungen und Bewertungen um. Die Literaturwissenschaftler betonen hierbei, dass nicht nur im Bereich der Fakten, vor allem aber in Hinsicht auf die Gefühle die Wiederherstellung der Vergangenheit nicht möglich sei.<sup>183</sup> Die Zeit wirkt sich auf die Erinnerungen aus und demnach sind diese nicht als „Reproduktion von Gewesenem, sondern vor allem Stiftung einer Kontinuität zur Gegenwart hin“<sup>184</sup> zu betrachten. Indem der Autobiograph auf Distanz geht, stellt er seine Identität wieder her. Die Selbstdistanz entsteht aus der Dissoziation des Autobiographen in Erzähler und erzählte Figur. In der Autobiographie soll demzufolge nicht die erzählte Lebensgeschichte und das erzählte Ich als authentisch gelten, sondern

<sup>180</sup> Werner Mahrholz: *Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 72 – 74, hier S. 73.

<sup>181</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Englischen übersetzt von Hildegard Heydenreich. S. 148 – 157, hier S. 155.

<sup>182</sup> Vgl. Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 27.

<sup>183</sup> Vgl. ebd., S. 28.

<sup>184</sup> Ebd., S. 28.

das erzählende Ich und die Schreibgegenwart.<sup>185</sup> Man definiert den Erzähler als authentisches, die erzählte Figur als fiktionales Ich.<sup>186</sup>

Die Autobiographie steht im Spannungsfeld zwischen Wirklichkeitsabbildung und literarischer Fiktionalität. Die frühe Autobiographietheorie fasste die Gattung im Hinblick auf den Wahrheitsgehalt auf. Im Laufe der Zeit veränderte sich jedoch die Einstellung weitgehend und heute wird die Autobiographie nicht mehr nur als ein historisches Dokument, sondern vor allem als literarisches Kunstwerk betrachtet:

„Ich möchte jedoch nahelegen, daß diese sogenannten Unzulänglichkeiten [Voreingenommenheit, Blindheit, Vergesslichkeit des Autobiographen – G. M.] die Mittel sind, durch die eine Autobiographie zur Würde der Kunst aufsteigt, die die poetische im Gegensatz zur historischen Wahrheit verkörpert.“<sup>187</sup>

Die Autobiographie hängt weitgehend vom menschlichen Gedächtnis ab, auch wenn der Text durch Dokumente ergänzt ist. Pascal merkt an, dass das Gedächtnis lückenhaft sowie irreführend ist und deshalb die faktische Wahrheit verfälscht. Deshalb begehen die Autobiographen Irrtümer in Bezug auf reale Ereignisse aus der Vergangenheit. Pascal beurteilt somit den tatsächlichen dokumentarischen Wert der Autobiographie mit großer Skepsis und hält die Verfälschung von Wahrheit für ein „so grundlegendes Wesensmerkmal der Autobiographie, daß man sie als deren notwendige Bedingung bezeichnen muß“<sup>188</sup>. Er führt hier unter anderem das Beispiel André Gides an, der in seiner Autobiographie *Si le grain ne meurt* (1924, in deutscher Übersetzung 1926 als *Stirb und werde* erschienen) seine eigenen Fehler aufgezeigt und dennoch im Text beibehalten hat, denn „so wichtig war es für sie [die Autobiographen – G. M.], die Vergangenheit beim Schreiben so darzustellen, wie sie sie sahen, und nicht, wie sie tatsächlich war.“<sup>189</sup>

---

<sup>185</sup> Vgl. Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 29.

<sup>186</sup> Vgl. ebd., S. 36.

<sup>187</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Englischen übersetzt von Hildegard Heydenreich. S. 148 – 157, hier S. 155.

<sup>188</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 90.

<sup>189</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Englischen übersetzt von Hildegard Heydenreich. S. 148 – 157, hier S. 156.

Als eine der wichtigsten Ursachen der Wahrheitsverfälschung nennt Pascal die falsche Darstellung von Tatsachen, die meistens aus einem Konflikt zwischen der Wahrheit der Fakten und der Wahrheit des Gefühls resultiert.<sup>190</sup> Die Wahrheit des Gefühls geht über die reale Wahrheit hinaus und zeigt die Entwicklungsgeschichte eines Individuums. Zu den wahrheitsmindernden Faktoren zählt Pascal auch Struktur- und Stilprobleme. Der Autor, der seine Autobiographie aus zeitlicher Distanz verfasst, betrachtet seine Vergangenheit von seinem jetzigen Standpunkt aus und unter Berücksichtigung aller Erfahrungen sowie des Wissens, die er seit der Zeit der berichteten Ereignisse gewonnen hat. Diese Erfahrungen beeinflussen deutlich die von ihm verfasste Autobiographie:

„Diese nachfolgenden Erfahrungen sind es, die das Vergangene sondern und bestimmen, was wichtig war und wert, darüber zu sprechen, und die es von dem trennen, was nur damals wichtig schien; sie sind es, die dem Autor sein übergreifendes Thema geben.“<sup>191</sup>

Diese These lässt sich nach meiner Auffassung auf die in dieser Arbeit analysierten Werke beziehen.

Almut Finck fasst Pascals Auffassung von Autobiographie folgendermaßen zusammen:

„Eine Autobiographie schreiben würde dann nicht heißen, die Vergangenheit objektiv zu rekonstruieren, sondern subjektiv aus der Perspektive der Gegenwart zu interpretieren. Sie wäre der fiktive Entwurf eines Lebens eher denn eine wahrheitsgetreue Reproduktion. Autobiographik rückte in die Nähe fiktionaler Gattungen.“<sup>192</sup>

Es lässt sich somit feststellen, dass Autobiographie eine Widerspiegelung der Persönlichkeit des Autors ist und somit Abbildfunktion hat:

---

<sup>190</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 84.

<sup>191</sup> Ebd., S. 86.

<sup>192</sup> Almut Finck: *Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*. In: Pechlivanos u.a. (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar 1995. S. 283 – 294, hier S. 287.

„Selbst wenn das, was sie [die Autobiographen – G. M.] uns mitteilen, nicht buchstäblich, selbst wenn es nur zum Teil wahr ist, so ist es doch immer wahrer Ausdruck ihrer Persönlichkeit.“<sup>193</sup>

Finck bemerkt zurecht, dass man bis in die siebziger Jahre diese Auffassung nicht konsequent gebrauchte, denn man analysierte autobiographische Texte nicht als fiktionale, sondern als wahrheitsgetreue Literatur und vor allem unter dem Aspekt der Persönlichkeitsstruktur des Autors.

Auch Ingrid Aichinger betont die Rolle des Gedächtnisses als die Hauptquelle des Autors beim Verfassen von Autobiographie. Die Literaturwissenschaftlerin ist der Meinung, dass der Vorgang des Erinnerns die psychologische Grundlage des autobiographischen Prozesses ist und dass er eine besondere Gesetzmäßigkeit aufweist:

„Folgende Tatsachen sind bedeutsam. 1. Kein Erlebnis ist so, wie es erlebt wurde, zu wiederholen, die frühere Erlebniswirklichkeit daher niemals adäquat reproduzierbar. 2. Was bewahrt wird, ist nicht das Erlebnis selbst, sondern nur die Vorstellung davon, die keineswegs die Fülle des Damaligen umschließt. 3. Nicht nur diese Vorstellungen, auch die mit ihnen verbundenen Bedeutungsgefühle unterliegen einer ständigen Wandlung. Es finden immer wieder Perspektivenverschiebungen und Akzentverlagerungen statt, weil das Individuum sich ununterbrochen verändert.“<sup>194</sup>

Man kann somit feststellen, dass sich die Vergangenheit in der Autobiographie nicht genau so widerspiegeln lässt, wie sie zur Zeit seines Geschehens erlebt wurde. Die autobiographischen Beschreibungen von Ereignissen und Gefühlen sind nur Projektionen des Gedächtnisses des Autors, die sich im Laufe der Zeit verändern. Der Autobiograph kann sich in eine frühere Entwicklungsphase nicht hineinversetzen. Er sucht nach Motivationen seiner Handlung, obwohl es sie oft nicht gegeben hat.

Die in den autobiographischen Texten geschilderten Erinnerungen werden durch verschiedene Faktoren beeinflusst und entstellt. Michaela Holdenried listet die Ursachen der Unwahrhaftigkeit der Erinnerungen auf: sie nennt unter anderem die Selektion (manche, auch wichtige Ereignisse verblassen mit der Zeit), die Lückenhaftigkeit des

---

<sup>193</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 90.

<sup>194</sup> Ingrid Aichinger: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 170 – 199, hier S. 181.

<sup>194</sup> Ebd., 181.

menschlichen Gedächtnisses, die Unsicherheit, ob das Erinnerte tatsächlich gewesen ist, sowie die Erfindung, denn nach der Meinung der Literaturwissenschaftlerin schwankt der Autobiograph ständig zwischen Erinnerung und Erfindung.<sup>195</sup> Die autobiographischen Texte werden somit nicht mehr als unmittelbare Aussage über die Wirklichkeit angesehen, sondern können sowohl die Elemente der Selbstdarstellung als auch die der Selbstinszenierung beinhalten. Michaela Holdenried begründet diese Tendenz mit der Erweiterung des Wahrheitsbegriffes und fasst sie folgendermaßen zusammen:

„War der Wahrheitsgehalt der Autobiographie trotz ihrer früh als unvermeidlich erkannten fiktionalen Elemente, die entweder den Lücken der Erinnerung zugeschrieben, oder als Rechtfertigung, Selbststilisierung bzw. –apologie in Kauf zu nehmen waren, zwar oft angezweifelt, nicht aber grundsätzlich in Abrede gestellt worden (gewissermaßen ein unvermeidliches Strukturdefizit), so zeichnet sich doch erst allmählich im geschichtlichen Verlauf der Autobiographiediskussion eine Einstellung ab, die den intentionalen Aspekt der ‚Wahrheitsverfälschung‘ positiv wendet.“<sup>196</sup>

Auch dann, wenn die Autobiographen die volle Wahrheit berichten möchten, irren sie oft bezüglich einzelner Fakten, schätzen wichtige Einflussfaktoren falsch ein oder halten historisch weniger wesentliche Tatsachen für wichtig.<sup>197</sup> Die Autobiographie soll trotzdem auf Selbsterkenntnis gerichtet sein und die so genannte „subjektive Wahrheit“<sup>198</sup> des Autobiographen darstellen. In diesem Sinne sind auch die autobiographischen Texte von Kempowski, Loest und Janka zu deuten. Die Schriftsteller, vor allem Walter Kempowski, bedienen sich in ihren Büchern über die Gefangenschaft auch fiktionalen Darstellungstechniken.

Martina Wagner-Egelhaafs definiert zwei Haltungen bei der Rezeption der Autobiographie: man liest die Texte einerseits aus ästhetischen Gründen, das heißt als literarisches Kunstwerk, andererseits als historisches oder lebensweltliches Zeugnis, sie

---

<sup>195</sup> Vgl. Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 231 – 232.

<sup>196</sup> Ebd., S. 48.

<sup>197</sup> Vgl. Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 26.

<sup>198</sup> Ebd., S. 26.

erlauben nämlich den Einblick in das real erlebte Leben.<sup>199</sup> Der individuelle Charakter des Autobiographen und sein besonderer Standpunkt zu geschilderten Ereignissen stellen für den Historiker nur einen eingeschränkten geschichtlichen Wert dar. Sie sind aber laut Pascal Voraussetzungen dafür, dass Autobiographie Kunst ist.

Nach der Auffassung von Wagner-Egelhaafs stellen die Autobiographen Anspruch auf die objektive Widerspiegelung der historischen Realität, sie machen das aber immer aus der subjektiven Autorenposition:

„[...] Es liegt auf der Hand, dass niemand in der Lage ist, die subjektive Wahrnehmungsperspektive hinter sich zu lassen. Wünsche und Illusionen leiten die Selbst- wie die Fremdwahrnehmung; nicht ohne Gründe beschreibt die Psychoanalyse die menschliche Selbsterkennung als Selbstverkennung.“<sup>200</sup>

Aus diesem Grund ist die Objektivität in autobiographischen Texten ein problematisches Kriterium. Es ist keine messbare Größe, die sich präzise definieren lässt. Demzufolge kann man annehmen, dass alle autobiographischen Texte subjektive Elemente erhalten und dass der Autobiograph „ein Seiltänzer zwischen Fiktion und Wissenschaft“<sup>201</sup> ist. Er soll jedoch bemüht sein, die Wirklichkeit möglichst wahrheitsgetreu darzustellen:

„Wenn die Autobiographie nicht im Stande ist, die ‚wahre Wirklichkeit‘ zu protokollieren, so hat sie doch ‚wahrhaftig‘ zu sein, d.h. nach bestem Wissen und Gewissen zu berichten.“<sup>202</sup>

Pascals Fazit ist, dass die von der Autobiographie geforderte Wahrheit eine andere als die der Fakten ist, was jedoch den Wert der Autobiographie nicht beeinträchtigt:

---

<sup>199</sup> Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 1.

<sup>200</sup> Ebd., S. 2.

<sup>201</sup> Hub Nijssen (Nijmegen): *Die Generation 1900 – 1915: (Auto)Biographien unter Legitimierungzwang*. In: Izabela Sellmer (Hrsg.): *Die bibliographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto)Biographien unter Legitimierungzwang*. Frankfurt / Main 2003. S. 125 – 142, hier S. 125.

<sup>202</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 3.

„Jenseits der Tatsachenwahrheit, jenseits der ‚Ähnlichkeit‘ liegt jene einzigartige Wahrheit des von innen gesehenen Lebens, die die Autobiographie geben muß; und in dieser Hinsicht ist sie unersetztlich und ohne Rivalen.“<sup>203</sup>

Auch Ingrid Aichinger vertritt die Meinung, dass in der Autobiographie die „Tatsachenwahrheit“<sup>204</sup> nicht vorkommt:

„Die Aufrichtigkeit der Autobiographie scheint [...] mit der Faktizität des Inhaltes durchaus nicht gleichbedeutend zu sein.“<sup>205</sup>

Laut Aichinger kann sich der Autobiograph an einige vergangene Ereignisse nicht mehr erinnern. Außerdem beschreibt er nicht alle seine Erinnerungen, sondern sichtet sie, wählt aus und hebt einige hervor. Das Gedächtnis filtert Unerwünschtes aus. Die Erinnerungen werden auch im Laufe des Lebens immer wieder neu bewertet. Damit erhält Autobiographie eine individuelle Kontur:

„In Auswahl, Akzentuierung und Wertung geht der Verfasser nach dem Prinzip der Bedeutung vor; je wichtiger ihm etwas für die Entwicklung seiner Persönlichkeit erscheint, desto stärker wird es betont.“<sup>206</sup>

Almut Finck stellt sogar fest, dass autobiographische Schriften einen fiktionalen Charakter haben und als „ein fiktiver Entwurf“<sup>207</sup> betrachtet werden müssen. Den Prozess des Erinnerns definiert die Wissenschaftlerin folgendermaßen:

„Erinnern hieße nicht, früher Erfahrenes zurückholen und wieder präsent machen, sondern Vergangenes in der lebendigen Beziehung zur Gegenwart ‚nachträglich‘ erstmal der Erfahrung öffnen; Erinnern also als ein Prozeß der Herstellung von Erfahrung [...]“<sup>208</sup>

---

<sup>203</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt.* Stuttgart 1965. S. 229.

<sup>204</sup> Ingrid Aichinger: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk.* In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung.* Darmstadt 1998. S. 170 – 199, hier S. 182.

<sup>205</sup> Ebd., S. 186.

<sup>206</sup> Ebd., S. 184.

<sup>207</sup> Almut Finck: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie.* Berlin 1999. S. 11.

<sup>208</sup> Ebd., S. 198.

Auf Grund dieser Feststellung kann man annehmen, dass die Erfahrung der Gefangenschaft für Kempowski, Loest und Janka eine der bedeutendsten Faktoren im Prozess der Persönlichkeitsgestaltung waren.

Aichinger stimmt der These von Pascal zu, dass die Überzeugung von der Glaubwürdigkeit der Darstellung den Wert der Autobiographie ausmacht. Der Autobiograph ist bemüht, nicht nur sich selbst in seinem Werk zu verstehen, sondern auch sich selbst in seinem Schaffen zu gestalten, was von Gusdorf „schöpferischer Akt“<sup>209</sup> genannt wird. Die zwei Aspekte sind für die Entstehung der Autobiographie sehr wichtig:

„Die Entstehungssphäre der Autobiographie scheint somit nicht nur durch Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis, sondern in gewisser Weise auch durch Selbstschöpfung bestimmt zu sein, deren Ergebnis keineswegs in vollem Umfang und wahrer Bedeutsamkeit vorhergewußt wird [...].“<sup>210</sup>

Die Wahrheitsregeln der Autobiographie formuliert auch Elisabeth W. Bruss. Der Literaturwissenschaftlerin zufolge müssen die dargestellten Ereignisse „unbedingt wahr sein, wahr gewesen sein oder hätten wahr sein können“<sup>211</sup>. Die Leser sollen die Aussagen des Autobiographen als wahrheitsgetreu annehmen, können aber versuchen, ihre Wahrhaftigkeit nachzuprüfen. Von dem Autor wird jedoch erwartet, dass er von seinen Mitteilungen überzeugt ist. In diesem Zusammenhang definiert Ingrid Aichinger drei Aspekte, unter denen man Autobiographie verstehen kann:

„1. als Sach- und Dokumentationsbericht eines Lebens, 2. als Sprachkunstwerk, das aber nicht alle Züge des Dichterischen aufweist, 3. schließlich als Dichtung, d. h. als sprachkünstlerische Gestaltung einer autonomen Wirklichkeit.“<sup>212</sup>

---

<sup>209</sup> Georges Gusdorf: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 121 – 147, hier S. 142.

<sup>210</sup> Ingrid Aichinger: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 170 – 199, hier S. 185 – 186.

<sup>211</sup> Elisabeth W. Bruss: *Die Autobiographie als literarischer Akt*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Französischen übersetzt von Ursula Christmann. S. 258 – 279, hier S. 274.

<sup>212</sup> Ingrid Aichinger: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 170 – 199, hier S. 187.

Anna Łebkowska konstatiert, dass die Grenzen zwischen Fiktion und Realität häufig so verschwommen sind, dass sich ein Werk nicht immer eindeutig als Autobiographie definieren lässt.<sup>213</sup> Halina Ludorowska<sup>214</sup> bemerkt außerdem, dass man in der neuesten Autobiographieforschung, bei den Untersuchungen des Verhältnisses von Wirklichkeit und Fiktion in der Darstellung des Ichs und des eigenen Lebens, die Tendenz zur Fiktionalität feststellen kann.<sup>215</sup>

Ein anderes Problem bildet die Frage der Selbstdarstellung des Autors in der Autobiographie. Der Leser kann nur vermuten, ob sich der Autobiograph wahrheitsgemäß deutet oder ob er sich selbst (und eventuell in welchem Grade) idealisiert. Roy Pascal lässt die Frage offen, er konstatiert jedoch:

„Wichtig ist die Feststellung, daß die Selbstinterpretation des Autobiographen in die Autobiographie eingeht als ein notwendiges Element; und daß wir ihre Gültigkeit – oder das Gegenteil – ästhetisch empfinden als das Resultat eines Zusammenklangs von Ereignissen, Überlegungen, Stil und Charakter – nicht historisch, durch Konfrontation der Autobiographie mit geschichtlichen Fakten.“<sup>216</sup>

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die Wahrheit in der Autobiographie ihre Grenzen hat und dass das Ziel des autobiographischen Schreibens nicht nur präzise Rekonstruktion der Vergangenheit ist, sondern vielmehr die Vergegenwärtigung davon, was heute noch Sinn und Wert hat.<sup>217</sup> Der fiktive Charakter der Autobiographie soll jedoch nur aus der subjektiven Färbung des Autors resultieren. Dabei ist die Verantwortung des Autobiographen für das von ihm Verfasste von großer Bedeutung.

Die Autobiographien lassen sich von anderen, ähnlichen Gattungen, wie zum Beispiel von autobiographischen Romanen, nicht präzise unterscheiden. Obwohl sie in der Regel einen großen Objektivitätsanspruch erheben, lässt sich die subjektive

<sup>213</sup> Vgl. Anna Łebkowska: *Bezgranicza i pogranicza fikcji*. In: Dekada Literacka 2002. Nr 1/2 (183/184). <<http://www.dekadaliteracka.pl/?id=3523>> Datum des Zugriffs: 26.11.2009

<sup>214</sup> Halina Ludorowska – polnische Literaturwissenschaftlerin.

<sup>215</sup> Vgl. Halina Ludorowska: *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR*. Lublin 2006. S. 45.

<sup>216</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Englischen übersetzt von Hildegard Heydenreich. S. 148 – 157, hier S. 154.

<sup>217</sup> Vgl. Georges Gusdorf: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie*. In: Günter Niggel (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 121 – 147, hier S. 142.

Wahrnehmung nicht verdrängen. Demzufolge kann man feststellen, dass die analysierten Werke nicht reine Autobiographien sind. Sie enthalten, vor allem im Falle Walter Kempowskis, Elemente des Tagebuchs und der Selbstinszenierung. In *Sirius* (1990) äußert sich der Schriftsteller selbstkritisch hinsichtlich des autobiographischen Charakters seiner Romane:

„Da der ‚Block‘ in der ersten Person geschrieben war, meinte ich beim ‚Tadellöser‘ die Originalnamen beibehalten zu müssen. Schade! Mißverständnisse sind damit ‚vorprogrammiert‘, wie man so sagt. Dadurch werden die Romane für Autobiographien gehalten. In ‚Kapitel‘ und ‚Zeit‘ habe ich das Autobiographische in den Hintergrund zu drücken versucht, durch die Einführung der ‚Fremderzähler‘“<sup>218</sup>

## 2.2.2 Das individuelle und das kollektive Gedächtnis

Die Wissenschaftler unterscheiden zwei Arten vom Gedächtnis, die für die Darstellung der Gefangenschaft in den hier analysierten Büchern von Bedeutung sind: individuelles und kollektives. Individuelles Gedächtnis betrifft unsere eigenen Erinnerungen. Das kollektive Gedächtnis dagegen greift auf gemeinsame Erfahrungen nicht nur kleinen Gruppen z.B. Familien, Schulklassen, Soldatenregimenter oder Gefangenen, sondern auch Großgruppen, wie Ethnien, Nationen und Staaten zurück. Das Gedächtnis bildet sich in kommunikativen Prozessen aus, das heißt im Erzählen, Aufnehmen und Aneignen von Erinnerungen. Das kollektive Gedächtnis der Großgruppen wird mit Hilfe unterschiedlicher symbolischer Medien wie Texten, Bildern oder Jahrestagen gebildet. Mit Hilfe von gemeinsamen, für ihre jeweilige Bevölkerung verbindlichen Bezugspunkten in der kulturellen Überlieferung machen sich solche Kollektive damit zugleich eine Wir-Identität.<sup>219</sup> Die Wir-Identität hängt mit der Herkunft nicht zusammen, sondern wird in Form von Lernen, Teilnahme an Riten, Identifikation und anderen Formen praktizierter Zugehörigkeit erworben. Das kollektive Gedächtnis ist selektiv: es spart das aus, was die einzelnen Gruppenmitglieder voneinander trennen könnte, manipuliert und somit begrenzt ihre Erinnerungen.

---

<sup>218</sup> Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. 452.

<sup>219</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin 2011. S. 189.

Maurice Halbwachs<sup>220</sup>, der Pionier der sozialen Gedächtnisforschung, der den Begriff 1925 einführte, befasst sich in seinen Studien mit dem Problem des individuellen und des kollektiven Gedächtnisses. Er formuliert dazu zwei Thesen. Die Erste besagt, dass „die Individuen immer gesellschaftliche Bezugsrahmen verwenden, wenn sie sich erinnern“<sup>221</sup> und dass „das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt“<sup>222</sup>. Individuelle Erinnerungen sind also sozialbedingt und Rahmen, die man beim Erinnern gebraucht, sind unsere Mitmenschen. Erinnerungen auch persönlichster Art entstehen nur durch Kommunikation und Interaktion im Rahmen sozialer Gruppen. Wir erinnern nicht nur, was wir von anderen erfahren, sondern auch, was uns andere erzählen und was uns von anderen bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird.<sup>223</sup> Durch mündliche Erzählungen (z.B. im Falle von Gefangenen, die zusammen in einer Zelle eingesperrt sind) haben auch diejenigen am Gedächtnis teil, die das Erinnerte nicht selbst miterlebt haben. Die zweite These von Halbwachs besagt, dass „das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen“<sup>224</sup>. Somit stellt der Soziologe fest, dass nur Individuen Träger vom Gedächtnis, auch vom kollektiven Gedächtnis sein können. Sie können jedoch nicht allein zu Gedächtnisträgern werden, denn „es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden“<sup>225</sup>. Laut Halbwachs kann sich kein individuelles Gedächtnis konstituieren sowie erhalten und die Menschen werden immer schon in Gedächtnisgemeinschaften eingeschlossen.<sup>226</sup> Demzufolge kann ein vollkommen isolierter Mensch, der nie Mitglied einer gesellschaftlichen Gruppe war, überhaupt kein Gedächtnis ausbilden, denn das Gedächtnis wächst dem Menschen erst im Prozess seiner Sozialisation zu. Wir machen Erfahrungen meist im Kreise anderer Menschen, die uns später helfen, diese Ereignisse zu erinnern. Es ist zwar immer nur der Einzelne, der Gedächtnis hat, aber dieses Gedächtnis ist kollektiv geprägt.<sup>227</sup> Kollektive haben

---

<sup>220</sup> Maurice Halbwachs (1877 – 1945) – französischer Soziologe.

<sup>221</sup> Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt / Main 1985. S. 23.

<sup>222</sup> Ebd., S. 23.

<sup>223</sup> Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. S. 36.

<sup>224</sup> Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt / Main 1985. S. 23.

<sup>225</sup> Ebd., S. 121.

<sup>226</sup> Vgl. Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin 2011. S. 189.

<sup>227</sup> Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. S. 36.

kein Gedächtnis, aber sie bestimmen das Gedächtnis ihrer Mitglieder. Subjekt von Gedächtnis und Erinnerung bleibt immer der einzelne Mensch, aber in Abhängigkeit von den sozialen Rahmen, die seine Erinnerung organisieren. Die These lässt sich sehr schwer verifizieren, denn es gibt keine solcherart asozial aufgewachsenen Menschen. Gemeinsame Erinnerungen sind das wichtigste Mittel, das die Menschen zusammenhält.

Der Vorteil der Theorie von Halbwachs liegt laut Jan Assmann darin, dass sie zugleich mit der Erinnerung auch das Vergessen zu erklären vermag:

„Wenn ein Mensch – und eine Gesellschaft – nur das zu erinnern imstande ist, was als Vergangenheit innerhalb der Bezugsrahmen einer jeweiligen Gegenwart rekonstruierbar ist, dann wird genau das vergessen, was in einer solchen Gegenwart keine Bezugsrahmen mehr hat.“<sup>228</sup>

Die Eingebundenheit in soziale Gruppen, von der Familie bis zur Religions- und Nationsgemeinschaft, ermöglicht uns die Teilnahme an kommunikativen Prozessen, die das individuelle Gedächtnis in uns aufbauen. Das Gedächtnis lebt in der Kommunikation. Wenn diese abbricht beziehungsweise wenn sich die Bezugsrahmen der kommunizierten Wirklichkeit ändern oder verschwinden, ist Vergessen die Folge. Man erinnert nur das, was man kommuniziert und was man in den Bezugsrahmen des Kollektivgedächtnisses lokalisieren kann.<sup>229</sup> Für manche Wissenschaftler, wie z.B. John Locke bilden Erinnern und Vergessen keinen Gegensatz:

„Was erinnert wird, ist vom Vergessen gezeichnet. Vergessen wird zu einem unaustilgbaren Aspekt des Erinnerns; an der Erinnerung bleibt die Spur des Vergessens haften.“<sup>230</sup>

Erinnern und Vergessen gehen ineinander über. Das Gedächtnis schützt uns gegen die Zeit nicht. Auch verschiedene Formen der öffentlichen Erinnerungen, wie z.B. Autobiographien sind vom Vergessen gekennzeichnet. Der Erzähler inszeniert sich selbst.

---

<sup>228</sup> Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. S. 36.

<sup>229</sup> Vgl. ebd., S. 37.

<sup>230</sup> Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999. S. 96.

Halbwachs unterscheidet auch zwischen Gedächtnis und Geschichte. Diese Begriffe stehen nach seiner Meinung im Gegensatz zueinander:

„Gedächtnis, Geschichte: keineswegs sind dies Synonyme, sondern, wie uns heute bewußt wird, in jeder Hinsicht Gegensätze. [...] Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit.“<sup>231</sup>

Geschichte und Gedächtnis sind somit für Halbwachs unvereinbar. Geschichte ist universal, sie zeichnet sich durch eine unparteiische Gleichordnung aller vergangenen Ereignisse aus. Das Gedächtnis dagegen ist kollektiv, das heißt gruppenspezifisch. Seine Träger sind zeitlich und räumlich begrenzte Gruppen, deren Erinnerung stark wertend und hierarchisierend ist. Eine zentrale Funktion der Vergangenheitsbezug im Rahmen kollektiver Gedächtnisse ist Identitätsbildung.<sup>232</sup> Erinnert wird, was dem Selbstbild und den Interessen der Gruppe entspricht. Die Teilhabe am kollektiven Gedächtnis zeigt an, dass der sich Erinnernde zur Gruppe gehört. Das kollektive Gedächtnis orientiert sich an den Bedürfnissen und Belangen der Gruppe in der Gegenwart und verfährt daher selektiv und rekonstruktiv. Dabei sind Verzerrungen und Umgewichtungen bis hin zur Fiktion möglich.<sup>233</sup> Das Gedächtnis liefert also keinen Abbild der Vergangenheit, im Gegenteil:

„[...] die Erinnerung ist in sehr weitem Maße eine Rekonstruktion der Vergangenheit mit Hilfe von der Gegenwart entliehenen Gegebenheiten und wird im übrigen durch andere, zu früheren Zeiten unternommene Rekonstruktionen vorbereitet, aus denen das Bild von ehemals schon recht verändert hervorgegangen ist.“<sup>234</sup>

Die Konzeption von Kollektivgedächtnis verbindet sich mit dem Begriff des kulturellen Gedächtnisses, den Jan und Aleida Assmann Ende der achtziger Jahre prägten. In ihrer Theorie des kulturellen Gedächtnisses zeigen die beiden Wissenschaftler den Zusammenhang von Gedächtnis, Kultur und sozialen Gruppen

---

<sup>231</sup> Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1985. S. 72.

<sup>232</sup> Vgl. Astrid Erll: *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier 2003. S. 21.

<sup>233</sup> Vgl. ebd., S. 21.

<sup>234</sup> Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1985. S. 55 – 56.

systematisch, begrifflich differenziert und theoretisch fundiert auf.<sup>235</sup> Sie betonen die Verbindung von Erinnerung, kollektiver Identitätsbildung und politischer Legitimierung. Grundlegend für das Assmannsche Konzept ist die begriffliche Trennung zweier Systeme des kollektiven Gedächtnisses. Der von Maurice Halbwachs verpflichtete Theorieentwurf basiert auf der Einsicht, dass zwischen einem kollektiven Gedächtnis, das sich in der Alltagskommunikation konstituiert, und einem kollektiven Gedächtnis, das sich auf symbolträchtige kulturelle Objektivationen (z.B. Rituale, Mythen, Kleidung) stützt, ein qualitativer Unterschied besteht. Daher unterscheidet Jan Assmann zwischen zwei Gedächtnisrahmen: dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis.<sup>236</sup> In dem 1988 erschienenen Aufsatz *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität* prägte der Wissenschaftler den Begriff „kulturelles Gedächtnis“ und definierte ihn folgendermaßen:

„Unter dem Begriff kulturelles Gedächtnis fassen wir den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Ritten zusammen, in deren ‚Pflege‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.“<sup>237</sup>

Kulturelles Gedächtnis richtet sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit. Es charakterisieren laut Assmann Raum- und Zeitbezug (Menschen wollen durch einen bestimmten Raum substantiiert und in einer bestimmten Zeit aktualisiert sein), Identitätskonkretheit (soziale Gruppen konstituieren ein kulturelles Gedächtnis, aus dem sie ihre Identität ableiten) sowie Rekonstruktivität (die Vergangenheit als solche lässt sich in keinem Gedächtnis bewahren, von ihr bleibt nur das, was man mit Bezugsrahmen der Gruppe rekonstruieren kann).<sup>238</sup> Kommunikatives Gedächtnis wird von Jan Assmann als „Geschichtserfahrungen im Rahmen individueller Biographien“<sup>239</sup> definiert und umfasst Erinnerungen, die sich auf die rezente Vergangenheit beziehen

---

<sup>235</sup> Vgl. Astrid Erll: *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier 2003. S. 30.

<sup>236</sup> Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. S. 50.

<sup>237</sup> Jan Assmann: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1988. S. 9 -19, hier S. 15.

<sup>238</sup> Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. S. 38 – 40.

<sup>239</sup> Ebd., S. 56.

und die der Mensch mit seinen Zeitgenossen teilt, z.B. Generationen-Gedächtnis. Während das kulturelle Gedächtnis durch Alltagsferne gekennzeichnet ist, ist das kommunikative Gedächtnis alltagsnah.

### 2.2.3 Das autobiographische Gedächtnis

Literaturwissenschaftler und Soziologen weisen darauf hin, dass Autobiographien primär „jetzt die Einheit der Person darstellen“<sup>240</sup> und die Niederschrift eine perspektivische Rekonstruktion von diesem Jetzt darstellt. Der Ort der Einheit der Person oder von Zweifeln an dieser Einheit ist das autobiographische Gedächtnis.<sup>241</sup> Es wird von Harald Welzer<sup>242</sup> folgendermaßen definiert:

„Das ‚autobiographische Gedächtnis‘ ist [...] als ein funktionales Metasystem zu verstehen, das die neurowissenschaftlich zu differenzierenden Gedächtnissysteme integriert und synthetisiert.“<sup>243</sup>

Das autobiographische Gedächtnis liefert für Einzelerinnerungen einen Rahmen, der ihnen Sinn und Bedeutung verleiht und sie zu einer zusammenhängenden Lebensgeschichte verknüpft. Mittels dieses Gedächtnisses wird die Individualität des Einzelnen hergestellt, was Hans-Edwin Friedrich folgendermaßen beschreibt:

„Derzeit wird das autobiographische Gedächtnis in der theoretischen Rekonstruktion als hierarchisch aufgebautes System von auf das Selbst bezogenen Erinnerungen verstanden. [...] Die zentrale Funktion des autobiographischen Gedächtnisses scheint darin zu liegen, das Selbst mit Sinn zu versorgen.“<sup>244</sup>

---

<sup>240</sup> Hartmann Leitner: *Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie*. Frankfurt / New York 1982. S. 73.

<sup>241</sup> Vgl. Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 67.

<sup>242</sup> Harald Welzer – Sozialpsychologe, Direktor des *Center for Interdisciplinary Memory Research* am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen sowie Forschungsprofessor für Sozialpsychologie an der Universität Witten / Herdecke.

<sup>243</sup> Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis und woraus es besteht*. In: Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007. S. 47 – 62, hier S. 54.

<sup>244</sup> Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 67.

Die Erinnerungen, die zum autobiographischen Gedächtnis gehören, sind anderen Erinnerungen gegenüber vorrangig. Sie sind mehr Konstruktionen der Fiktionalität als Fakten. Das bedeutet, dass Tatsachen und Fiktion in autobiographischen Texten nicht eindeutig getrennt werden können. Einerseits ist der Autor bemüht, seine persönlichen Erinnerungen auf die Genauigkeit hin zu prüfen und zwischen Fakten und Phantasie zu unterscheiden, andererseits führt ihn sein Gedächtnis zum Erfinden und Ausgestalten der eigenen Erinnerungen. Das bedeutet, dass die ursprünglichen Erinnerungen allmählich durch nachfolgende Lebensphasen im autobiographischen Gedächtnis verändert und durch die Rekonstruktionen ersetzt werden. Aus diesen Überlegungen geht hervor, dass man es in autobiographischen Texten mit zwei Wahrheitsbegriffen zu tun hat: es ist „einmal die Wahrheit der Fakten, das andere Mal die Wahrheit des persönlichen Mythos“<sup>245</sup>. Die Literaturwissenschaftler sind sich jedoch einig, dass das Grundprinzip der autobiographischen Texte die Rekonstruktion der Erinnerungen ist, auch wenn sie nur Selektionen darstellen. Wichtig ist dabei, dass die Reminiszenzen mit Gefühlen verbunden sowie von ihnen eingefärbt sind und somit einen Bestandteil der im Gedächtnis gespeicherten Informationen bilden.<sup>246</sup>

## 2.3 Autobiographieforschung in der Nachkriegszeit

Meine Entscheidung für die Textanalyse aus autobiographischer Sicht stützt sich insbesondere auf Philippe Lejeunes theoretische Ausführungen zur Autobiographie. In seinem Standardwerk *Der autobiographische Pakt* (1975) definiert der französische Literaturwissenschaftler Autobiographie als:

„Rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“<sup>247</sup>

Der Literaturwissenschaftler macht dabei auf vier wichtige Elemente aufmerksam: sprachliche Form (Erzählung in Prosa), behandeltes Thema (individuelles Leben, Geschichte einer Persönlichkeit), Situation des Autors (Identität zwischen dem Autor

---

<sup>245</sup> Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 68.

<sup>246</sup> Vgl. ebd., S. 71.

<sup>247</sup> Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt / Main 1994. S. 14.

und dem Erzähler) sowie Position des Erzählers (rückblickende Erzählperspektive, Identität zwischen dem Erzähler und dem Protagonisten).

Laut Definition von Lejeune lassen sich die analysierten Werke, abgesehen von Erich Loests Erzählungen, als Autobiographien bezeichnen. Sie erfüllen alle vier Bedingungen Lejeunes: Sie sind Prosaerzählungen, die das Leben, bzw. eine Lebensphase ihrer Autoren zeigen. In allen analysierten Büchern besteht die Identität zwischen dem Autor, dem Erzähler und dem Protagonisten, obwohl es nicht immer Ich-Erzählungen sind. Janka in *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* (1989) sowie Loest in *Durch die Erde ein Riß* (1981) berichten in der dritten Person. Die Erberichterstattung<sup>248</sup> verleiht dem Verfasser eine größere Objektivität und ermöglicht ihm eine distanzierte Darstellung seines Lebens und der Selbstentfremdung. Die in der dritten Person verfassten Autobiographien sind zwar selten, aber vollwertig, was die Anschauung Bernd Neumanns bestätigt:

„Autobiographien werden meist in der ersten Person abgefaßt. Dennoch existieren gerade literarisch anspruchsvolle und für die Entwicklung der Gattung bedeutsame Lebensbeschreibungen, die in der dritten Person gehalten sind.“<sup>249</sup>

Die Erzählform in der dritten Person wird vor allem dann gebraucht, wenn der Verfasser sich von dem beschriebenen Geschehen distanziert, schwierige Vorgänge von sich rückt und sein Leben versachlichend zu beschreiben beabsichtigt. Der Autobiograph befindet sich in einer seltsamen Lage, denn er ist sowohl Subjekt (also Verfasser der Autobiographie) als auch Objekt seiner Lebensgeschichte (indem er sich selbst darstellt). Indem sich der Autor zum Objekt seiner Darstellung macht, gewinnt er die notwendige Distanz, um sein Leben nüchtern zu schildern:

„Es liegt [...] eine entscheidende Verfremdung des Ich vor, mit der der Schreibende sich zu einem Anderen objektiviert und sich in Distanz zu sich selbst setzt.“<sup>250</sup>

---

<sup>248</sup> Die Bezeichnung „Erberichterstattung“ wird von Jürgen Kuczynski im Buch *Probleme der Autobiographie* verwendet.

<sup>249</sup> Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 98.

<sup>250</sup> Günter Waldmann: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000, S. 76.

Ein anderer Grund für die Entscheidung für die Er-Form ist die Tatsache, dass der Autobiograph sich aus zeitlicher Distanz anders sieht, als zur Zeit der schilderten Ereignisse und sich oft selbst in seinen Schilderungen als einen Fremden betrachtet:

„Man ist inzwischen ein ganz *Anderer*, als man etwa als Kind einmal war, und kann von diesem nicht einfach als ‚ich‘ sprechen [...].“<sup>251</sup>

Die Selbstbetrachtung ändert sich laut Günter Waldmann<sup>252</sup> vor allem dann, wenn der Autobiograph in der beschriebenen Vergangenheit in Umständen lebte, die ihm gegenwärtig besonders fremd sind. Durch die Er-Form entfremdet sich der Autor von seiner Vergangenheit. Das selbstentfremdete Leben beschreiben oft die Schriftsteller, die in der Gefangenschaft waren, wie etwa Janka oder Loest.

Bernd Neumann bemerkt, dass die Selbstentfremdung des Autobiographen oft mit seinen schweren oder tragischen Erlebnissen, einer „psychischen Verkrüppelung“<sup>253</sup> wie beispielsweise Gefängnisaufenthalt oder materielle Not zusammenhängt. Der manchmal von Autobiographen angewandte Wandel von der dritten zur ersten Person bedeutet laut Neumann „den Übergang des Individuums aus dem leidenden Status des Objektes in den handelnden des Subjektes“<sup>254</sup>.

Die Er-Form ist jedoch nach Roy Pascal sehr gefährlich, denn sie beansprucht die objektive Haltung des Autors zur eigenen Person.<sup>255</sup> Im Falle einer Erberichterstattung kann der Leser die Identität zwischen dem Autor, dem Erzähler und der Hauptfigur auf Grund von konkreten Tatsachen, wie zum Beispiel den Namen der Familienangehörigen oder der Orte feststellen. Die Behauptung dieser dreifachen Identität im Text nennt Lejeune „den autobiographischen Pakt“.<sup>256</sup> Dieser Pakt ist ein Vertrag zwischen dem Autor und dem Leser, demzufolge ist sich der Rezipierende sicher, dass er es mit einer Autobiographie zu tun hat. Lejeune bemerkt aber zugleich, dass die Autobiographie eine Schreibweise und zugleich eine Leseweise ist und sich somit als Gattung einer eindeutigen Definition entzieht:

---

<sup>251</sup> Günter Waldmann: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000, S. 78.

<sup>252</sup> Günter Waldmann (geb. 1926) – deutscher Philosoph und Literaturwissenschaftler.

<sup>253</sup> Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970. S. 99.

<sup>254</sup> Ebd., S. 101.

<sup>255</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 192.

<sup>256</sup> Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt / Main 1994. S. 27.

„Gelänge es, die Autobiographie auf eine klare und vollständige Formel zu bringen, so wäre dies in Wirklichkeit ein Mißerfolg.“<sup>257</sup>

Großen Einfluss auf die Rezeption eines Textes als Autobiographie hat laut Lejeune die Leseweise, die in großem Maße darüber entscheidet, ob man überhaupt den Text als eine Autobiographie bezeichnen kann:

„Falls die Autobiographie also durch etwas definiert wird, was außerhalb des Textes liegt, so nicht durch ein Davor, durch eine unüberprüfbare Ähnlichkeit, sondern ein Danach, durch die von ihr hervorgerufene Leseweise und die von ihr geweckte Glaubwürdigkeit, die sich wieder am literaturwissenschaftlichen Texten ablesen lässt.“<sup>258</sup>

Lejeune zufolge entscheidet die Reaktion des Lesers darüber, ob man einen Text als eine Autobiographie oder eher als einen autobiographischen Roman definieren kann. Ist der Leser von der Identität zwischen dem Autor und dem Protagonisten überzeugt – so ist es eine Autobiographie; behauptet der Rezipierende keine Identität (wegen frei erfundener Handlung oder fiktiven Figuren) und stellt trotzdem Ähnlichkeiten fest, ist es ein autobiographischer Roman.<sup>259</sup> Literaturwissenschaftler bemerken, dass die Autobiographie sowohl von Autoren, als auch von Lesern beeinflusst wird und dass die Gattung ständigen Veränderungen unterliegt:

„Jeder einzelne autobiographische Akt, sei es das Lesen oder das Schreiben einer Autobiographie, bestätigt und modifiziert die ‚Gattung‘ Autobiographie. Nur in diesem relativen, diskursfunktionalen Verständnis, keinesfalls im Blick auf eine normative Vorgabe, lässt sich sinnvoll von der Autobiographie als einer Gattung sprechen.“<sup>260</sup>

Roy Pascal erkennt, dass der autobiographische Roman als Kunstwerk vollständig ist, denn die Handlung ist mit dem letzten beschriebenen Ereignis abgeschlossen. Die Autobiographie ist dagegen zum Ende offen, denn ihr Autor ist am Leben und kann sie fortführen.<sup>261</sup> Der Literaturwissenschaftler ist auch der Meinung,

---

<sup>257</sup> Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt / Main 1994. S. 51.

<sup>258</sup> Ebd., S. 51.

<sup>259</sup> Vgl. ebd., S. 28.

<sup>260</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 7.

<sup>261</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 191.

dass der autobiographische Roman mehr zur Erforschung der Persönlichkeit des Autors beiträgt als die Autobiographie. Er argumentiert, dass die Autobiographie zu sehr an Fakten gebunden ist, damit sie die Wahrheit vom Leben des Verfassers mitteilen könnte; die aus der Sicht des Autors im autobiographischen Roman beschriebene Geschichte verkündet dagegen viel mehr vom Autor.<sup>262</sup> Durch die Erfindung unterschiedlicher Situationen, auch Ausnahmesituationen, kann der Romancier die Dinge entschleiern, die normalerweise im Leben verborgen sind und die in der Autobiographie nicht vorhanden sind.<sup>263</sup> Außerdem werden im Roman oft Symbole verwendet, derer sich der Autobiograph nicht bedienen dürfte. Er darf auch weder in andere Menschen hineinschauen noch aus sich selbst herausgehen, was für den Romancier möglich ist. Für Michaela Holdenried ist der autobiographischen Roman „der eigentliche innovatorische Kern der autobiographischen Gesamtentwicklung und deren dominanter Form“<sup>264</sup>. Autobiographische Romane sind nach der Meinung der Literaturwissenschaftlerin die bedeutendsten Erscheinungen auf dem autobiographischen Markt seit vielen Jahren.

Den neuesten Untersuchungen zufolge wird die Autobiographie nicht mehr als Rekonstruktion des Lebens, der Bildung oder der Seele eines Individuums angesehen, sondern ist viel mehr die Produktion „eines aller Realitätsbezüge entzogenen“<sup>265</sup> Textes. Den Aufgabenbereich der eigentlichen Autobiographie übernimmt der autobiographische Roman:

„Ist das Hauptkriterium der ‚eigentlichen Autobiographie‘ die gelingende Vermittlung von Ich und Welt, so verliert dieses Konzept in neueren Produktionen immer mehr den Vorrang gegenüber dem Konzept der Abweichung. Die ‚Vermittlungsaufgabe‘ wird in der ästhetisch avancierten Form des autobiographischen Romans [...] gesehen.“<sup>266</sup>

Aufgrund des Bezugs der Autobiographie zur Wirklichkeit lässt sich in der Geschichte ihrer Forschung eine Veränderung des Gattungscharakters feststellen. Zunächst hat man sie als wahrheitsverpflichtet und realitätsbezogen definiert, die neuesten

---

<sup>262</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 192.

<sup>263</sup> Vgl. ebd., S. 204.

<sup>264</sup> Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 6.

<sup>265</sup> Ebd., S. 64.

<sup>266</sup> Ebd., S. 109.

Untersuchungen weisen die Tendenz zur Literarisierung und Fiktionalisierung der Autobiographie auf:

„Literarisierung und Fiktionalisierung werden seit dem Beginn der sechziger Jahre als der Gattung im Kern immer schon inhärente, strukturell begründete Möglichkeiten und als vorrangiger Bereich tendenzieller Erneuerungen erkannt.“<sup>267</sup>

Seit der Öffnung der Autobiographie zum Fiktionalen am Anfang der sechziger Jahre wird laut Michaela Holdenried der autobiographische Roman zum dominierenden autobiographischen Typus.<sup>268</sup> Diese Gattung verbindet die Authentizitätsbehauptung und Fiktion, die „auf die Darstellung eines literarischen Ichs, das durch den autobiographischen Pakt als authentisch beglaubigt wird“<sup>269</sup> abzielt. Der moderne autobiographische Roman zeichnet sich Holdenried zufolge durch seine „höhere erzählerische Komplexität“<sup>270</sup> aus. Die erzählerische Distanz hat den Vorrang vor der subjektiven Erzählperspektive. Der Roman nimmt auch fremde Lebensläufe auf, mit denen der Lebenslauf des Autors verwoben scheint und stellt somit die Selbstzentrierung als unabdingbares Merkmal der Autobiographie in Frage. Im autobiographischen Roman wird zwar die Handlung auf das erzählerische Ich zentriert, es steht aber nicht immer im Mittelpunkt. Es können auch andere Figuren zeitweise ins Zentrum rücken, wodurch biographische Elemente ihren Eingang finden. Als Beispiel kann man hier Walter Kempowskis Roman *Ein Kapitel für sich* nennen, in dem der Schriftsteller fremde Erzähler (seine Mutter und seinen Bruder) aufgenommen hat. Das Ziel der Perspektivenänderung erklärt Michaela Holdenried wie folgt:

„Die Perspektivenlockerungen oder –erweiterungen haben den Zweck, die Einstellungen zu variieren, neu zu belichten, die unangetastete Position der Ichfigur in Abhängigkeit zu setzen, die nicht nur behauptet, sondern erzählerisch nachvollziehbar werden.“<sup>271</sup>

---

<sup>267</sup> Michaela Holdenried: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991. S. 59.

<sup>268</sup> Vgl. ebd., S. 112.

<sup>269</sup> Ebd., S. 111.

<sup>270</sup> Ebd., S. 139.

<sup>271</sup> Ebd., S. 141.

Laut Lejeune setzt die Autobiographie, als eine Genese der Persönlichkeit des Autors, die „völlige Selbstentblößung“<sup>272</sup> des Verfassers voraus und stellt sein Leben als Ganzheit dar:

„In diesem Typ von Erzählung, der eine Identität von Autor und Erzähler voraussetzt, ist der Autor dazu aufgerufen, sein Ich zu entblößen; die Erzählung muß sein gesamtes Leben umfassen und auf die eine oder andere Art schrittweise zu einer Form von Synthese gelangen.“<sup>273</sup>

Bei der Besprechung der Erzählstruktur konstatiert Lejeune, dass die Autoren beim Verfassen von Autobiographien um Genauigkeit und Aufrichtigkeit zu bemüht erscheinen. Die Beschreibung des eigenen Lebens verursacht jedoch, dass man zugleich zwei Rollen spielt – die des Protagonisten (des Beobachteten) und die des Beobachters, wodurch das Ich des Verfassers gespalten ist.<sup>274</sup> Der Autor als Beobachter seiner selbst ist nicht mehr die gleiche Person, die er beschreibt. Man kann somit annehmen, dass jede Autobiographie in einem gewissen Grade Elemente der Selbstdarstellung enthält, wobei der Verfasser sich oft als einen besseren Menschen darstellt, als er in Wirklichkeit ist.<sup>275</sup> Auch Günter Waldmann stellt die Identität von Erzähler und Hauptfigur als Voraussetzung für die Autobiographie in Frage. Ihm zufolge gebe es einen Unterschied zwischen dem Erzähler (also dem erinnernden und erzählenden Ich) und der Hauptfigur (dem erinnerten und erzählten Ich).<sup>276</sup> Waldmann versteht das aber als eine Art Spaltung und trennt die beiden Ichs nicht voneinander:

„Die Unterscheidung zwischen erinnertem und erinnerndem Ich in der Autobiographie ist meist nur Entwicklungsmäßig als Unterscheidung verschiedener Phasen desselben Ich gemeint“<sup>277</sup>

Als Beispiel nennt er Loests Roman *Durch die Erde ein Riß*, in dem der Schriftsteller seine Zeit in Sachsen und der DDR von 1936 (von seiner Aufnahme ins Jungvolk) bis

<sup>272</sup> Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt / Main 1994. S. 204.

<sup>273</sup> Ebd., S. 204.

<sup>274</sup> Vgl. Philippe Lejeune: *Peut-on innover en autobiographie? VIés Rencontres psychanalytiques d'Aix-en-Provence 1987*. Paris 1988. S. 93. Zit. nach: Regina Lubas-Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 23.

<sup>275</sup> Vgl. Regina Lubas-Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 24.

<sup>276</sup> Vgl. Günter Waldmann: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000, S. 84.

<sup>277</sup> Ebd., S. 90.

1964 (bis zu seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Bautzen) beschreibt. In seinem Buch schreibt Loest von sich einerseits als von dem erinnerten Ich objektivierend in der Ich-Form, andererseits stellt er seine Vergangenheit historisierend in der Er-Form dar (er nennt sich „Chronist“<sup>278</sup>) und versucht private Angelegenheiten in gesellschaftlichen, historischen und politischen Zusammenhängen zu erfassen.<sup>279</sup>

Auf Grund von Lejeunes Auffassung der Autobiographie bestimmt Martina Wagner-Egelhaafs<sup>280</sup> Selbstbiographie als eine Gattung und fasst ihre Charakteristik folgendermaßen zusammen:

„Damit sind die folgenden Markierungen gesetzt:

- Die Autobiographie ist eine Erzählung in Prosa,
- sie behandelt eine individuelle Lebensgeschichte,
- Autor und Erzähler sind identisch,
- Erzähler und Hauptfigur sind ebenfalls identisch,
- die Erzählperspektive ist retrospektiv.“<sup>281</sup>

Sollte mindestens eines der Kriterien nicht erfüllt werden, hat man es nicht mehr mit einer Autobiographie, sondern mit einer verwandten Gattung zu tun. So stehen bei Memoiren nicht die individuelle Lebensgeschichte im Zentrum, sondern vor allem Gedanken oder Beobachtungen oft einer Person aus dem öffentlichen Leben. Biographie erfüllt das Kriterium der Identität zwischen dem Erzähler und der Hauptfigur nicht und beim personalen Ich-Roman sind der Autor und der Erzähler nicht identisch. Dem autobiographischen Gedicht fehlt die Prosaform; das Tagebuch ist nicht retrospektiv, Selbstporträt und Essay weisen weder retrospektiven Charakter noch sind sie Prosaerzählungen. Andererseits muss man bemerken, dass jede Autobiographie Memoirencharakter hat; sie kann essayistische oder selbstporträtierte Passagen sowie integrierte Biographien beinhalten (Kempowski in *Ein Kapitel für sich* hat seine Mutter und seinen Bruder mit einbezogen). Der Erzähler tritt nicht immer in der Ich-Form auf,

---

<sup>278</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 17.

<sup>279</sup> Vgl. Günter Waldmann: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählforschung und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000, S. 89.

<sup>280</sup> Martina Wagner-Egelhaaf – gegenwärtige deutsche Literaturwissenschaftlerin.

<sup>281</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 5 – 6.

er kann in der Er-Form auftreten, wie bei Janka oder Loest und in der Autobiographie können auch Gedichte autobiographischen Gehalts integriert werden. Alle diese Überlegungen führen zu dem Schluss, dass die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen fließend sind und dass sich die Autobiographie nicht eindeutig definieren lässt:

„Überhaupt wird man in der Autobiographiegeschichte ein zunehmend souveränes Verhalten, ja gar einen spielerischen Umgang mit den tradierten Merkmalen der Gattung beobachten können. All dies erweist die Relativität und den heuristischen Charakter von Gattungsbestimmungen.“<sup>282</sup>

Manche Literaturwissenschaftler, wie Paul de Man<sup>283</sup>, wenden sich gegen die Betrachtung der Autobiographie als Gattung und meinen, dass autobiographische Elemente in gewissem Maße in allen literarischen Texten auftreten.<sup>284</sup> Martina Wagner-Egelhaaf konstatiert, dass zwar jeder literarische Text autobiographisch gelesen werden kann, aber sie stimmt den Überlegungen Michael Foucaults zu, dass die Bedeutung des Textes sich verändert, wenn man ihn auf einen Autor beziehen kann.<sup>285</sup> Es ist also nicht möglich, dass der Autor eines Werkes seine lebensweltlichen Erfahrungen in den Text nicht mit einbezieht. In der Autobiographie erfolgt die Emanzipation des Individuums, der aus seiner Anonymität heraustritt.<sup>286</sup> Somit ist die Frage nach dem Autor und nach seiner Funktion vorrangig und zugleich sehr problematisch in der Autobiographieforschung.

Der französische Literaturkritiker Serge Doubrovsky<sup>287</sup> verwendet bei seinen Untersuchungen zur Autobiographie den Begriff der Autofiktion<sup>288</sup>. Mit diesem Terminus werden solche Texte bezeichnet, die:

„– zum Beispiel durch die Gattungsbezeichnung „Roman“ – sich selbst dem Bereich der Fiktion zuordnen, in denen jedoch in homodiegetischer Erzählweise [wo der Erzähler in der Geschichte als Figur vorkommt – G. M.] über den namentlich

---

<sup>282</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 7.

<sup>283</sup> Paul de Man – belgisch-amerikanische Literaturtheoretiker.

<sup>284</sup> Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*. Stuttgart 2000. S. 8.

<sup>285</sup> Vgl. ebd., S. 9.

<sup>286</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>287</sup> Serge Doubrovsky (geb. 1928) – französischer Literaturkritiker und Schriftsteller.

<sup>288</sup> Vgl. Regina Lubas-Bartoszyńska: *Miedzy autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993. S. 11.

identifizierten Autor Ereignisse erzählt werden, von denen wiederum nicht klar ist, inwieweit sie auf den tatsächlichen Erlebnissen des Autors gegründet sind.“<sup>289</sup>

Dieser Definition lassen sich die hier analysierten Werke nicht zuordnen, obwohl ihr Leser nicht sicher sein kann (vor allem im Falle der Bücher Kempowskis), ob und in welchem Maß die Berichte Selbstkreationen ihrer Autoren darstellen.

Małgorzata Książek-Czermińska<sup>290</sup> bemerkt in ihrem Buch *Autobiografia i powieść czyli pisarz i jego postacie* (1987), dass es der Leser mit einem autobiographischen Text dann zu tun hat, wenn er imstande ist, die Ähnlichkeit zwischen dem Verfasser und dem Protagonisten festzustellen, wobei eine primäre Rolle nicht die Frage nach der Authentizität, sondern die nach der Bedeutung des Textes spielt.<sup>291</sup> Die Literaturwissenschaftlerin lässt sogar Täuschungen und Irreführungen zu, vorausgesetzt, sie werden vom Leser reflektiert und entsprechend gedeutet. So betrachtet lassen sich alle analysierten Werke (ausgenommen Loests Erzählungen) als Autobiographien definieren.

Halina Ludorowska weist in ihrem Buch *Współczesna niemieckojęzyczna powieść dziennikowa po roku 1960* (1985) darauf hin, dass die Handlung in autobiographischen Texten nicht in einem beliebigen Lebensmoment des Autors beginnt, sondern in einer Krisensituation.<sup>292</sup> Die Handlung der hier analysierten Werke – ausgenommen Loests Erzählungen – setzt an solchen kritischen Momenten ein: bei Kempowski mit der Verhaftung (sowohl *Im Block*, als auch *Ein Kapitel für sich*), bei Loest mit einer Szene aus dem Gefängnis und bei Janka mit der Erinnerung an die Prügel, die er als Kind von seinem Lehrer bekommen hat.

Der Schweizer Literaturwissenschaftler Martin Stern nennt die Entscheidungen, die jeder Verfasser vor dem Niederschreiben seiner Erlebnisse treffen muss und die die Authentizität einer Autobiographie beträchtlich beeinflussen. Dazu zählt er zum ersten die Auswahl von Erinnerungen, die dem Autor zur Verfügung stehen und je nachdem, ob die Autobiographie aufgrund von Tagebüchern, Recherchen (wie Briefe oder

<sup>289</sup> Frank Zipfel: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin 2001. S. 141.

<sup>290</sup> Małgorzata Książek-Czermińska – Polonistin.

<sup>291</sup> Vgl. Małgorzata Książek-Czermińska: *Autobiografia i powieść czyli pisarz i jego postacie*. Gdańsk 1987. S. 16.

<sup>292</sup> Vgl. Halina Ludorowska: *Współczesna niemieckojęzyczna powieść dziennikowa po roku 1960*. Warszawa Łódź 1985. S. 37.

Zeugenaussagen) oder nur Reminiszenzen entsteht, wird ein anderes Ergebnis erzielt.<sup>293</sup> Das endgültige Resultat einer Autobiographie beeinflussen auch: die Anordnung des Materials, seine Akzentuierung (Zeitraffung bzw. Zeitdehnung), den Anfangspunkt, die Ausdehnung (die zeitliche Bereich, den die Autobiographie umfasst), das Außenmaterial (kontakte mit der Umwelt und die Weise ihrer Darstellung) und die Autopräsenz (die Kommentare oder Urteile des Verfassers).<sup>294</sup> Stern bemerkt zugleich, dass viele dieser Entscheidungen vom Autor instinktiv getroffen werden und deshalb liefert die Autobiographie nur Informationen über den Gemütszustand des Verfassers im Moment der Entstehung seines Werkes:

„Grundsätzlich gibt eine Autobiographie nur eine sichere Auskunft über das Denken und Meinen, Fühlen und Wollen des Schreibers im Schreibmoment, über die Identität, die ihm eigen war im Augenblick, als er sie niederlegte.“<sup>295</sup>

Der Literaturwissenschaftler schlussfolgert, dass die Autobiographien viel Aufmerksamkeit und Lesekunst bedürfen, damit man die verschwiegenen, retuschierten oder verschönerten Elemente erkennen kann und das Werk möglichst ungetrübt rezipiert.<sup>296</sup>

In den ersten literaturkritischen Versuchen einer komplexen Darstellung der Nachkriegsliteratur in Deutschland wurde die Autobiographik-Welle zwar registriert und ansatzweise beschrieben, allerdings hat man nur das Tagebuch als literarische Gattung näher untersucht.<sup>297</sup> Hans-Edwin Friedrich bemerkt, dass die Autobiographie nicht als literarische, sondern als Sachprosa-Gattung galt.<sup>298</sup> Als Beispiel führt er die Tatsache an, dass in *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart* die Autobiographie im Band über die deutschsprachige Sachliteratur behandelt wurde. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Autobiographik in ihrer Vielfalt genau untersucht. Den Grund dafür sieht Friedrich im Generationswechsel, denn in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind viele Autoren, die in der Zeit der Weimarer Republik aktiv waren, als

<sup>293</sup> Vgl. Martin Stern: *Autobiographie und Identität*. In: Gaetano Benedetti, Louis Wiesmann (Hrsg.): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität*. Göttingen 1986. S. 257 – 270, hier S. 261 – 262.

<sup>294</sup> Vgl. ebd., S. 262 – 266.

<sup>295</sup> Ebd., S. 267.

<sup>296</sup> Vgl. ebd., S. 267.

<sup>297</sup> Vgl. Hans-Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 4 – 5.

<sup>298</sup> Vgl. ebd., S. 5.

Autobiographen in Erscheinung getreten. Im Zeitraum 1945 – 1960 wurden Friedrich zufolge „etwa 270, wahrscheinlich aber weit über vierhundert“<sup>299</sup> Autobiographien, Memoiren und Lebenserinnerungen vorwiegend in der Bundesrepublik veröffentlicht. Die Autobiographieforschung war bis in die sechziger Jahre eher sparsam und vorwiegend der Goethe-Zeit gewidmet. Zur Autobiographie des 20. Jahrhunderts liegt nur wenig Literatur (mit Ausnahme von Spezialstudien zu einzelnen Texten) vor. Die wenigen vorliegenden Studien, die sich auf die Frage der Vergangenheitsbewältigung konzentrierten, stehen im Konflikt mit den jüngsten Tendenzen der Autobiographieforschung, die vor allem die Fiktionalität des autobiographischen Erzählens in den Vordergrund stellen.<sup>300</sup>

In seinem Werk *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung* (1989, Neuausgabe 1998) betont Günter Nigg<sup>301</sup> nicht nur das steigende Interesse der Leser an autobiographischen Texten, sondern auch das der Literaturwissenschaftler und Forscher, weil sie deutlicher als andere Gattungen „im Überschneidungsfeld von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im Grenzbereich von fiktiver und nichtfiktiver Literatur liegt [...].“<sup>302</sup>

Halina Ludorowska sieht die Einzigartigkeit der Autobiographien der DDR-Schriftsteller in ihrer Bildungsfunktion, die oft nicht nur ein wichtiges Motiv des Werkes, sondern auch dessen Ziel darstellt.<sup>303</sup> Die pädagogische Aussage der Autobiographie hat deshalb für viele DDR-Autoren den Vorrang vor anderen Aufgaben. Ludorowska bemerkt auch, dass die Schriftstellerexistenz nicht nur das Thema von Autobiographien war, sondern auch das Motiv vieler fiktiver Texte von DDR-Autoren, vor allem in den siebziger Jahren, wie zum Beispiel Günter de Bruyns *Preisverleihung* (1972).<sup>304</sup> Diese Situation resultiert laut Ludorowska aus der aktuellen Wirklichkeit, die bei den DDR-Schriftstellern Enttäuschung hervorgerufen hatte.<sup>305</sup>

<sup>299</sup> Vgl. Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 13.

<sup>300</sup> Vgl. ebd., S. 13.

<sup>301</sup> Günter Nigg<sup>l</sup> (geb. 1934) – Germanistikprofessor und Literaturwissenschaftler.

<sup>302</sup> Günter Nigg<sup>l</sup>: *Einleitung*. In: Günter Nigg<sup>l</sup> (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 7.

<sup>303</sup> Vgl. Halina Ludorowska: *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR*. Lublin 2006. S. 53.

<sup>304</sup> Vgl. ebd., S. 54.

<sup>305</sup> Vgl. ebd., S. 55.

Die Zahl der Veröffentlichungen von Schriftstellerautobiographien ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland beträchtlich gestiegen. Halina Ludorowska nennt in ihrem Buch *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR* (2006) die ersten unter der DDR-Zensur entstandenen literarischen Versuche der Darstellung des eigenen Lebens, wie die von Stephan Hermlin, Erwin Strittmatter, Günter de Bruyn und Franz Fühmann und weist darauf hin, dass manche DDR-Schriftsteller (wie de Bruyn und Strittmatter) Motive aus ihren Autobiographien zuerst in fiktiven Texten oder in Biographien anderer Schriftsteller angesprochen haben.<sup>306</sup> Die Literaturwissenschaftlerin, die sich in ihrem Buch auf den Zeitraum 1970 – 1990 konzentriert, bestimmt einerseits die Aufdeckung der Archive des Ministeriums für Staatssicherheit, des Schriftstellerverbandes der DDR sowie der Akademie der Künste (Ost) und andererseits das Private, wie zum Beispiel das Altern, als einschneidende Anstöße für die Abrechnung mit der DDR-Vergangenheit in Form von Autobiographien.<sup>307</sup>

Auch Günter Niggel hebt die wachsende Zahl der veröffentlichten Schriftstellerautobiographien in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hervor:

„Trotz ihres hohen Alters ist die Autobiographie aber erst in unserem [20. – G. M.] Jahrhundert zum Gegenstand der Forschung geworden, in verstärktem Maße seit den 50er und 70er Jahren.“<sup>308</sup>

Aufgrund der dargestellten Auffassung von Autobiographie lassen sich hier analysierte Werke – ausgenommen Loests Erzählungen – als autobiographische Texte bezeichnen, obwohl sie keine „reinen“ Selbstbiographien sind. Kempowskis Bücher: *Im Block* mit dem Untertitel *Ein Haftbericht* sowie *Ein Kapitel für sich* mit dem Untertitel *Roman* sind eher autobiographische Romane als Autobiographien. Loests *Durch die Erde ein Riß* mit dem Untertitel *Ein Lebenslauf* sowie Jankas *Spuren eines Lebens* sind meiner Ansicht nach Autobiographien und *Schwierigkeiten mit Wahrheit* von Janka gehört zur Gattung Memoiren.

<sup>306</sup> Vgl. Halina Ludorowska: *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR*. Lublin 2006. S. 9.

<sup>307</sup> Vgl. ebd., S. 10, 31.

<sup>308</sup> Günter Niggel: *Symposium. Die Autobiographie im 20. Jahrhundert*. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 34. Jahrgang. Berlin 1993. S. 215 – 220, hier S. 215.

### 3. Leben und Werk gefangener Schriftsteller

#### 3.1 Walter Kempowski

Walter Kempowski stammte aus einer Kaufmannsfamilie, mit Vorfahren in Ostpreußen und Hamburg. Sein Großvater Robert William Kempowski kam Ende des 19. Jahrhunderts aus Königsberg nach Rostock, arbeitete als Reeder und Schiffsmakler und wurde zu einem der reichsten Männer in der Stadt. Sein Sohn Karl Georg Kempowski war Reedereikaufmann. Er heiratete Margarethe Collasius und am 29. April 1929 kam Walter Kempowski in Rostock zur Welt. Er hatte eine sieben Jahre ältere Schwester Ulla und einen sechs Jahre älteren Bruder Robert. Er besuchte ab 1935 die St. Georg-Schule für Knaben und wechselte im Jahre 1939 auf das Realgymnasium. Im Jahre 1944 wurde Kempowski in eine Strafeinheit der Hitlerjugend versetzt und noch 1945 als Luftwaffenkurier zur Wehrmacht eingezogen. Sein Vater fiel in den letzten Kriegstagen, am 26. April 1945 auf der Frischen Nehrung. Die Firma wurde aufgelöst. 1946 musste Walter Kempowski die Schule verlassen. Nach verschiedenen Tätigkeiten, unter anderem als Laufbursche, trat er bei einer Rostocker Druckerei eine Kaufmannslehre an. Da deren Fortsetzung beim Rowohlt Verlag in Hamburg, wo Kempowski ab 1947 lebte, aufgrund einer fehlenden Arbeitserlaubnis nicht möglich war, nahm er eine Anstellung als Verkäufer in einem PX-Store der US-Armee in Wiesbaden an.

Ein halbes Jahr später kam er in seine Heimatstadt Rostock zurück. Zusammen mit seinem Bruder trat er der Jugendgruppe der LDP<sup>309</sup> bei. Am 8. März 1948 wurden Walter Kempowski und sein Bruder Robert vom NKWD verhaftet und in eine von dem sowjetischen Geheimdienst als Gefängnis genutzte Villa in der John-Brinkmann-Straße transportiert.

Familie Kempowski wurde von einem Mann denunziert, was der Schriftsteller nicht als einen Verrat betrachtet und auf folgende Weise zu erklären versucht:

„Denunziation würde ich nicht sagen. Der Mann hat einfach nicht standgehalten. Er wurde einen Tag vor mir verhaftet, am 7. März 1948. Er merkte, was da auf ihn zukam.“

---

<sup>309</sup> LDP – Liberal-Demokratische Partei Deutschlands. Es war bis 1948 die bedeutendste oppositionelle Partei in der DDR.

Um sich zu retten, hat er viele Leute angegeben; nicht nur mich alleine, sondern auch meinen Bruder, meine Mutter und noch sechs oder acht andere Personen. Die wurden dann alle am 8. März verhaftet und haben sehr lange gesessen.“<sup>310</sup>

Mit dem Denunzianten hat er sich im Zuchthaus getroffen. Die Begegnung war kurz, die Männer haben sich nur ernst in die Augen geschaut.<sup>311</sup>

Seine Verhaftung und die erste Wahrnehmung der Zelle schildert der Schriftsteller in seinen 1990 erschienenen Memoiren folgendermaßen:

„Morgens um sechs Uhr kamen sie. Ich weiß noch, dass ich ins Klo ging und mich erbrach. – In so einer Situation würde man Schläge nicht spüren, die Lähmung erstreckt sich auch auf das Unwillkürliche. In der Zelle habe ich am ganzen Leib zitternd auf meiner Pritsche gelegen. Das Zittern ließ sich nicht unterdrücken.“<sup>312</sup>

Die beiden Brüder wurden nach einigen Tagen nach Schwerin in das MWD-Gefängnis an der Demmlerstraße transportiert. Kempowski wurde in eine Einzelzelle eingesperrt und nachts verhört:

„Nach vier Wochen wurde ich nicht mehr ‚geholt‘, da hatte ich das Schlimmste überstanden, dies nächtliche Sitzen vor dem Schreibtisch, der gutartige Dolmetscher, Tabakkrümel mit der Hand zusammenfegend. Und der Untersuchungsrichter, bevor er begann, heftete er mit Reißzwecken ein Blatt Papier auf den Schreibtisch.“<sup>313</sup>

Nach monatelanger Einzelhaft in Schwerin verurteilte das sowjetische Militärtribunal die beiden Brüder wegen Spionage, antisowjetischer Hetze, illegalen Grenzüberschritts und Gruppenbildung zu 25 Jahren Arbeitslager. Die Russen wussten auch Bescheid über die Tätigkeit der Brüder für die LDP (Liberal-Demokratische Partei Deutschlands) im Rostocker Wahlkampf 1946 und von ihrer Zugehörigkeit zur Jugendgruppe der Partei.

Die Russen haben der deutschen Bevölkerung viele Versorgungsgüter entzogen und diese nach Russland transportiert. Die entsprechenden Frachtbriefe gehörten der Firma Kempowski, da die Verschiffung über ihre Maklerei ausgeführt wurde. Die

---

<sup>310</sup> Ekkehart Rudolph: *Walter Kempowski*. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen, Basel 1977. S. 103.

<sup>311</sup> Vgl. Ebd. S. 102 – 103.

<sup>312</sup> Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. 94.

<sup>313</sup> Walter Kempowski: *Tagebuch vom 21. 3. 2004*. Walter Kempowski Archiv 500. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 72.

Brüder hatten an die Amerikaner Frachtpapiere ihrer Rostocker Reederei weitergegeben, aus denen die Demontageaktivitäten der sowjetischen Besatzungsmacht hervorgingen. Walter Kempowski hat diese Papiere, die er von seinem Bruder bekam, nach Westdeutschland gebracht, um die Behörden über die ausgeführten Güter zu informieren. Seine Tat erklärt er folgendermaßen:

„Jugendlicher Idealismus – man wollte die Welt retten. Ich war achtzehn und dachte, man müßte etwas tun, etwas verhindern. [...] Es war für mich eine Frage des Rechts. [...] Ich bin ein Kaufmannssohn und wollte vorsorgen, damit wir Deutschen das alles nicht noch einmal bezahlen müßten.“<sup>314</sup>

Margarethe Kempowski, die vom Schicksal ihrer beiden Söhne nichts wusste, wurde am 28. September 1948 von den Russen verhaftet und zunächst in das Untersuchungsgefängnis in Rostock eingesperrt. Im Januar 1949 wurde sie zu zehn Jahren Zuchthaus wegen „Nichtanzeigen von Agenten des ausländischen Militärdienstes“<sup>315</sup> verurteilt. Nach einem Monat wurde sie ins ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen transportiert und seit Anfang 1950 ins Frauengefängnis Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge verlegt, wo sie ihre Strafe fünfeinhalb Jahre lang verbüßte.

Der damals achtzehnjährige Walter Kempowski war von dem Urteil erschüttert, erst nach einer gewissen Zeit wurde ihm bewusst, dass er viel Glück hatte, denn viele der von dem Militärtribunal Verurteilten wurden in die Sowjetunion deportiert (z.B. Horst Bienek) oder erschossen (z.B. Arno Esch). Am Anfang konnte er sich aber an die extreme Situation nicht gewöhnen:

„In den ersten Wochen und Monaten läuft man natürlich Sturm gegen die Mauern, die ja nicht nachgeben. Wenn man das begriffen hat, tut man gut daran, sich abzufinden mit der Lage, von einem Tag auf den anderen zu leben und zu sehen, daß man einen Lebensinhalt findet; daß man seinen Kameraden nützlich ist und sich gesund hält.“<sup>316</sup>

---

<sup>314</sup> Ekkehart Rudolph: *Walter Kempowski*. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen, Basel 1977. S. 102.

<sup>315</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 73.

<sup>316</sup> Ekkehart Rudolph: *Walter Kempowski*. In: Ekkehart Rudolph: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen, Basel 1977. S. 103.

In den ersten Jahren waren die Gefangenen von der Außenwelt isoliert. Verwandte bekamen keine Informationen über ihren Verbleib. Kempowski durfte erst im April 1949 einen Brief schreiben. So erfuhr er von der Verhaftung seiner Mutter.

In seinen Memoiren und in zahlreichen Interviews bezeichnet der Schriftsteller die achtjährige Haftzeit als „einen Segen“<sup>317</sup>. In Bautzen traf er ein buntes Kaleidoskop von Menschen aus allen Schichten, Berufen, Altersgruppen und Regionen, verschiedener Herkunft und Nationalität:

„Er lernte Menschen unterschiedlicher Herkunft und Professoren kennen, freundliche Erzgebirgler und Glasbläser aus dem Vogtland, Juden, die Auschwitz überlebt hatten, KZ-Kapos, einen Kaufmann, der in Persien gearbeitet hatte, einen Bäcker, dessen Vater Schlachter gewesen war und eine Gastwirtschaft besessen hatte, einen Bankpräsidenten, dazu Amerikaner, Finnen, einen Fremdenlegionär, der in Dien Bien Phu gekämpft hatte, Alte und Kinder.“<sup>318</sup>

Er konnte auch beobachten, wie das Zuchthaus und darin herrschende Bedingungen die Menschen beeinflussen und wozu die Gefangenschaft führen kann:

„Ich lernte viele Menschen kennen und darunter solche, die im Leben etwas dargestellt hatten, und mußte feststellen, wie klein sie alle waren. Hier [in Bautzen – G. M.] herrschten der Hunger und der Selbsterhaltungstrieb. Ein Pfarrer verlangte Zuckerportionen für Morgenandachten, ein doppelter Doktor wurde zum Verräter an seinen Kameraden, ein Professor wurde zum Harlekin usw. Kuhlwilm, der Offizier und Ritterkreuzträger, mit dem ich 1948/49 auf einer Zelle saß, den ich sehr schätzte, wurde später zum Dieb! Kartoffeln seiner Kameraden gestohlen! Das alles enttäuschte mich zwar nicht sehr, aber es führte zur höheren Selbsteinschätzung.“<sup>319</sup>

Die Hafterfahrung hat ihn nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Menschen beeinflusst:

---

<sup>317</sup> Walter Kempowski, Dirk Hempel: *Gespräche mit Walter Kempowski 1995 - 2003*. Zit. nach: Dirk Hempel: *Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 72.

<sup>318</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 74 – 75.

<sup>319</sup> Walter Kempowski: *Wenn das man gut geht! Aufzeichnungen 1956 – 1970*. München 2012. S. 19.

„Es begann schon in der Zelle. Ich hatte ja als Bürgersohn bis dahin mit sogenannten einfachen Leuten, mit Arbeitern oder Handwerkern nichts zu tun gehabt, auch nicht mit Berlinern oder Sachsen.“<sup>320</sup>

Walter Kempowski saß seine Haft im Zuchthaus Bautzen vom 6. September 1948 bis zum 7. März 1956 unter unmenschlichen Bedingungen ab. Sein Bruder saß noch einige Monate länger. Die Jahre 1949 bis 1952 verbrachte Kempowski auf einem Saal mit 400 Männern. In dieser Zeit hat er besonders gut die Menschen und ihr Verhalten in einer extremen Situation kennen gelernt. Sie lebten in einem sehr engen Raum, in dem primitive Umstände herrschten:

„Die Pritschen waren 1,50 m breit, für drei Mann!“<sup>321</sup>

„3 Glühbirnen in einem Saal von 35 Metern Länge und 15 Meter Breite, in dem 400 Leute hausen. Für jeden bleibt ein Raum von 50 Zentimetern in der Breite und 2 Metern in der Länge; Staub, Dreck, Lärm, Gestank, 5 Klos für 400 Leute!“<sup>322</sup>

Die meisten Gefangenen in Bautzen wurden unschuldig inhaftiert, ohne rechtstaatliche Verfahren. Es gab keine Appellationsinstanzen und keine Hoffnung auf eine vorzeitige Entlassung. Jedes leichte Vergehen wurde streng bestraft, unter anderem mit Stehkarzer – die Gefangenen wurden stundenlang in einer dunklen, 40 cm tiefen Kammer gefangen gehalten. Es herrschte strenge Disziplin:

„Schon ein offener Knopf oder Unterhaltungen während des Hofgangs wurden mit Stehkarzer geahndet, stundenlang eingesperrt in einer dunklen, 40 cm tiefen Kammer. Denunziation führte zu Einzelhaft. [...] Kalfaktoren<sup>323</sup> führten ein rigides Regiment. Appellationsinstanzen gab es nicht, ebenso wenig Aussicht auf vorzeitige Entlassung.“<sup>324</sup>

---

<sup>320</sup> Walter Kempowski, Dirk Hempel: *Gespräche mit Walter Kempowski 1995 – 2003*. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 74.

<sup>321</sup> Ebd., S. 74.

<sup>322</sup> Erinnern für die Zukunft. Formen des Gedenkens. Prozess der Aufarbeitung. XI. Bautzen – Forum der Friedrich – Ebert – Stiftung, Büro Leipzig, 14. und 15. September 2000. Dokumentation Michael Parak. Leipzig 2000. S. 52. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 79 - 80.

<sup>323</sup> Kalfaktor – Häftling, der in der Strafanstalt den Aufsehern Hilfsdienste leistet. In: Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg): *Duden - Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim 2001.

<sup>324</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 80.

Es gab kaum Arbeitsmöglichkeiten. Der Kontakt zur Außenwelt war sehr beschränkt. Der Briefwechsel wurde erst ab 1949 zugelassen, trotzdem wurden die meisten Briefe censiert oder „aus disziplinarischen Gründen“<sup>325</sup> zurückgehalten.

Im Bautzen organisierte sich ein Kulturleben sowie ein Lehrbetrieb, an denen Kempowski gern teilgenommen hatte. Der Kulturbetrieb war besonders lebhaft in den ersten Monaten des Jahres 1950, denn in dieser Zeit (Februar 1950) wurde das Zuchthaus an die Deutsche Volkspolizei der DDR übergeben – diese war anfangs von der Verwaltung überfordert (zu dieser Zeit waren hier ca. 5400 Menschen inhaftiert), deshalb wurden die Häftlinge nicht so streng wie gewöhnlich überwacht. Es haben verschiedene kulturelle und wissenschaftliche Veranstaltungen stattgefunden:

„Sonntags wurden Vorträge gehalten. Der Kustos des Zoologischen Museums Königsbergs referierte über Würmer und Kriechtiere, ein Lehrer sprach über Himmelskunde, Robert über die Schiffsmaklerei, Segelflieger und Weltreisende kamen zu Wort. [...] Der Inhalt ganzer Bücher wurde erzählt, jemand konnte das erste Klavierkonzert von Tschaikowsky pfeifen, ein anderer Szenen aus Schillers ‚Don Carlos‘ vortragen, ‚Faust‘ I bis zur Walpurgsnacht wurde aufgeführt. Bei ‚Bunten Abenden‘ traten Zauberkünstler und Clowns auf, wurden Tucholsky-Gedichte vorgetragen. In der Kirche wurden Filme vorgeführt, zumeist sowjetische, aber auch tschechische und deutsche.“<sup>326</sup>

Kempowski setzte den Französischunterricht bei Wolfgang Natonek<sup>327</sup> fort, beteiligte sich auch an von ihm gehaltenen Vorlesungen über die deutsche Klassik sowie an einem vom Studienrat Hans Haustein geleiteten literarisch – philosophischen Gesprächskreis; besuchte Kurse zur Harmonielehre bei einem Volksschullehrer namens Erler und den sogenannten Mimosenclub, in dem man über die Philosophie und Literatur diskutierte sowie Gedichte rezitierte.<sup>328</sup> Für Walter Kempowski war die Haftzeit eine Periode, in der er sich viel mit der Literatur beschäftigte. „Ich habe nie wieder so intensiv Gedichte

---

<sup>325</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 80.

<sup>326</sup> Ebd., S. 78.

<sup>327</sup> Wolfgang Natonek (1919 – 1994) – Studentenpolitiker und Gymnasiallehrer, 1947 – 1948 – Studentenratvorsitzender an der Universität Leipzig. Wegen seiner Kritik an der Politik der SED wurde er von der sowjetischen Besatzungsmacht zu einer Strafe von 25 Jahren verurteilt. 1948 – 1956 war er im Zuchthaus Bautzen inhaftiert. Nach dem anschließenden Studium in Göttingen arbeitete er dort als Gymnasiallehrer, 1962 wurde er Mitverfasser von *Ihr aber steht im Licht. Eine Dokumentation aus sowjetischem und sowjetzonalem Gewahrsam*. Quelle: Walter Kempowski: *Wenn das man gut geht! Aufzeichnungen 1956 – 1970*. München 2012. S. 18.

<sup>328</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 76.

gelesen wie in Bautzen“<sup>329</sup> – meint Kempowski. Er hat auch selbst Gedichte verfasst, in denen er die Gefangenschaft schilderte. Während des Hofgangs unter 400 Gefangenen verfasste er das Gedicht *Aquarium* (1950):

„In meinem Aquarium  
hängen die Fische  
seltsam starr und stumm.  
Doch – wenn ich die Scheibe wische,  
fahren sie plötzlich herum.“<sup>330</sup>

Mit Hilfe seines Bruders rekonstruierte er das Stück von Curt Goetz *Die tote Tante* und führte es auf. Außerdem schrieb Kempowski einen Zweikter über Tarzan, einen im Dschungel lebenden Menschen, dessen Aufführung (unter Walters Regie und mit Robert in der Hauptrolle) ein großer Erfolg war.<sup>331</sup> Er hat auch Bücher gelesen, unter anderem Dostojewskis *Schuld und Sühne*, Tolstois *Krieg und Frieden*, Shakespeares Königsdramen, Dantes *Göttliche Komödie* und Kellers Novellenzyklus *Das Sinngedicht*.<sup>332</sup>

Schon in Bautzen begann Kempowski mit dem „Einsammeln der Schicksale“<sup>333</sup>. Er hörte gerne und merkte sich die Lebensgeschichten seiner Mithäftlinge, die aus verschiedenen Regionen Deutschlands und aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen stammten:

„An einem Winterabend des Jahres 1950 wurde ich in Bautzen über einen Gefängnishof geführt, und da hörte ich ein eigenartiges Summen. Der Polizist sagte: <Das sind Ihre Kameraden in den Zellen, die erzählen sich was.> Ich begriff in diesem Augenblick, daß aus dem Gefängnis nun schon seit Jahren ein babylonischer Chorus ausgesendet wurde, ohne daß ihn jemand wahrgenommen oder gar entschlüsselt hätte, und es wurde mir bewußt, daß ich der einzige Zuhörer war: ein kleiner Häftling und zwar für knappe zwei Minuten.“<sup>334</sup>

<sup>329</sup> Walter Kempowski, Dirk Hempel: *Gespräche mit Walter Kempowski 1995 – 2003*. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 76.

<sup>330</sup> Walter Kempowski: *Aquarium*. In: *Der Augenbaum. Gedichte und Monotypien, um 1961*. In: Akademie der Künste, Walter Kempowski Archiv 15. Zit. nach: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 17.

<sup>331</sup> Vgl. Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 79.

<sup>332</sup> Vgl. ebd., S. 77.

<sup>333</sup> Walter Kempowski: Tagebuch-Eintragung. 30.10.2000. In: Akademie der Künste, Walter Kempowski Archiv 500/125. Zit. nach: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 17.

<sup>334</sup> Walter Kempowski: *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*. Januar und Februar 1943. Bd. 1. München 1993. S. 7.

Walter Kempowski fand im Zuchthaus eine Autorität – Jochen Opitz. Er war Studienrat, um ihn hat sich eine Gruppe von Gefangenen gesammelt, zu der auch Kempowski gehörte. Opitz erzählte den Häftlingen von seinem Leben und seine starke Persönlichkeit übte einen großen Einfluss auf die Gruppe aus. Kempowski war vor allem von seiner pädagogischen Begabung begeistert, die später seine berufliche Zukunft beeinflusste.<sup>335</sup> Er beschloss, nach der Haftentlassung das Pädagogikstudium aufzunehmen und Dorflehrer zu werden.

Im September 1949 brach Kempowski zum ersten Mal zusammen. Er wog nur 45 Kilo und wurde ins Lazarett eingeliefert. Der zweite Zusammenbruch folgte im Jahr 1953, als sein Magen versagte. Kurz vor seiner Entlassung brach er zum dritten Mal zusammen, diesmal hat nicht nur sein Körper, aber auch seine Psyche versagt. Wieder wurde er im Lazarett geheilt, bis er die Kräfte wiedergewann.

Vom März bis November 1953 war Walter Kempowski als Schreiber in der Sattlerei beschäftigt. Im Jahre 1953 saß er eine mehrwöchige Einzelhaft wegen des Vorwurfs der Gründung einer christlichen Untergrundbewegung ab. Halt fand er in dem Gefängnischor, dem er von 1952 bis zu seiner Entlassung im Jahre 1956 angehörte. 1954 wurde Kempowski Leiter des Chores. Die Arbeit im Chor sowie der Kontakt zu den dort begegneten Menschen machten ihm sein Schicksal erträglicher:

„Erst mit der Chorarbeit 1954 fing ich mich wieder. Da merkte ich, daß es Gebiete gibt, auf denen ich etwas leisten kann.“<sup>336</sup>

In dieser Zeit entwickelte sich Kempowski künstlerisch. Er schrieb auf Toilettenpapier ein Jamben-Epos *Die schwarzen Vögel*, das von einem einsamen Mann handelt, der in einer mittelalterlichen, von der Pest heimgesuchten Stadt lebt. Diese Geschichte hat Kempowski seinen Mithäftlingen vorgelesen.

Im Juni 1955 wurde Kempowskis Haftstrafe auf 8 Jahre reduziert. Die letzten Tage vor seiner Entlassung verbrachte er in einer Entlassungszelle. Ohne sich von seinem Bruder zu verabschieden (es wurde ihm verboten), wurde er am 7. März 1956 freigelassen. Der Schriftsteller brachte vom Zuchthaus eine Stimmgabe und einige Notenblätter mit. Er kam nach Hamburg zu seiner Mutter.

---

<sup>335</sup> Vgl. Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 77 – 78.

<sup>336</sup> Walter Kempowski: Tagebuch vom 6.4.2002. Walter Kempowski Archiv 500. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 83.

Sein Bruder Robert wurde einige Monate später freigelassen. Schon zwei Tage nach der Entlassung unternahm der Schriftsteller den Versuch, seine Erlebnisse zu niederzuschreiben. Er verfasste einen Brief an seinen Freund Hans Siegfried, den er jedoch nicht abschickte. Der Brief befindet sich in Walter Kempowskis Archiv in Rostock. Darin schildert der ehemalige Häftling zum ersten Mal die Umstände seiner Verhaftung und seine Gefangenschaft:

„Am 8. März, vor 8 Jahren, wurde ich unter dem Verdacht der Spionage in das NKWD-Gefängnis Rostock, John Brinkmannstr. eingeliefert. Von 8 Mann hoch um  $\frac{1}{2}$  6 aus dem Bett geholt. 18 Jahre alt. Nach kurzem Verhör weiter transportiert nach Schwerin. Zelle. Einzeln. Wochen, Monate. Am Tage unter dauernder Kontrolle gehalten (nicht liegen, nicht sprechen, nicht ans Fenster gehn, keine Bücher, kein Papier, nicht mal Toilettenpapier, kalt), nachts verhört von Untermenschen unter den entwürdigsten Methoden. Hunger: 400 g Brot,  $\frac{1}{4}$  l Kaffee, 2x  $\frac{3}{4}$  l Wassersuppe. Nach  $\frac{1}{2}$  Jahr wog ich 44 kg. [...] Am 6. Sept. 48 mit etwa 30 andern in einem Viehwagen [...] nach Bautzen transportiert, 4 Tage ohne jegliche Verpflegung.

In Bautzen kamen wir an. Äußerlich, ein sauberer, fast freundlicher Bau, hinter hohen Bäumen verborgen. [...]“<sup>337</sup>

Auch seine Entlassung schildert Kempowski in dem Brief:

„Gestern morgen öffnete sich das Tor und ein ehemaliger Strafgefangener, zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, amnestiert, wird dem Leben gegeben. Einem unbegreiflichen Leben. Er alleine geht und tausend bleiben. Hungern, werden schikaniert, entwürdigt, entmenscht. Einer bekommt Kleidung, wie sie zivilisierte Menschen tragen, darf rauchen, so viel er will, wird in einen Zug gesetzt nach – Hamburg. [...] Dieser eine, ich, wurde gestern um  $\frac{1}{2}$  6 der Freiheit gegeben.“<sup>338</sup>

Die ersten Tagen seiner Freiheit verbrachte er in Behörden. Die Rückkehr in die Freiheit erwies sich als sehr kompliziert, er musste Vieles neu erlernen:

„Er war noch sehr geschwächt, wog 50 kg, [...] traute sich kaum allein auf die Straße, war menschenscheu geworden. Er konnte nicht mehr mit Messer und Gabel essen und hatte Schwierigkeiten, fließend zu lesen. Die Konzentration versagte.“<sup>339</sup>

---

<sup>337</sup> Walter Kempowski: Brief an Hans Siegfried. Hamburg 8. 3. 1956. In: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 24.

<sup>338</sup> Ebd., S. 24.

<sup>339</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 88.

Seine Verwandten, darunter auch seine in Dänemark lebende Schwester Ulla, machten ihn für das Schicksal der Mutter verantwortlich. Statt Hilfe erfuhr Kempowski ihrerseits nur Ablehnung. Seine Enttäuschung nach der Freilassung vertiefte auch die Tatsache, dass er nicht als politischer Häftling anerkannt wurde. Man begrüßte ihn im Westen nicht als einen Helden, sondern als einen „Wohlfahrtsempfänger“<sup>340</sup>.

Kempowski holte das Abitur nach, absolvierte 1960 das Volksschullehrer-Studium in Göttingen und bestand 1961 die erste und 1963 die zweite Lehramtsprüfung. In Göttingen lernte er seine künftige Frau Hildegard Janssen kennen. In den ersten Jahren nach der Eheschließung mit seiner Kommilitonin versuchte der Schriftsteller, sich in die westdeutsche Gesellschaft zu integrieren. Das durch seine Gefangenschaft entstandene achtjährige Erfahrungsdefizit und die fehlende Anerkennung seitens der Gesellschaft waren eine starke Belastung für Kempowski.

Walter Kempowski zog 1965 zusammen mit seiner Frau und zwei Kindern (Karl-Friedrich, geb. 1961 und Renate, geb. 1962) nach Nartum in Niedersachsen um, wo er aus finanziellen Gründen die Stelle des Lehrers an einer Volksschule übernahm. Die acht Jahre dauernde pädagogische Arbeit bedeutete für ihn auch die Erfüllung seiner „Haftphantasien“: „Lehrer auf dem Lande zu sein“<sup>341</sup>. Sein neu aufgebautes, ruhiges Leben wurde in dieser Zeit durch zwei Schicksalsschläge gestört: von 1962 bis 1964 litt seine Frau an einer schweren psychischen Krankheit und 1969 starb seine Mutter Margarethe.

Gleich nach seiner Entlassung fing der Schriftsteller an, ein Tagebuch zu führen. In seinen Aufzeichnungen aus den fünfziger und sechziger Jahren war für ihn das Haftthema vorrangig. Es wich dann allmählich einem neuen Projekt, nämlich der Rekonstruktion der eigenen Familiengeschichte. Manfred Dierks nennt die Gründe, die zur Entstehung der Familienchronik beigetragen haben: die Beseitigung der Schuld an der Zerstörung der Familie und der Wunsch nach ihrem Wiederaufbau (zumindest auf dem Papier) sowie der Wunsch nach der Rückkehr in die Kindheit und in die Jugend.<sup>342</sup> Mehrere Jahre sammelte der Schriftsteller Materialien für seine Werke: Zeugenberichte von Verwandten, Fotos und allerlei Dokumente. In der Form des Tagebuchs notierte er seine Erinnerungen; er befragte seinen Bruder, die Mutter und die Haftgenossen nach ihren Reminiszenzen und protokollierte die Aussagen sorgfältig oder nahm sie auf

<sup>340</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. 89.

<sup>341</sup> Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 14.

<sup>342</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 18.

Tonband auf. Auf diese Weise wurden die Stimmen authentisch und die Berichte mit originaler Erzählführung festgehalten.

Sein erstes Werk, die fünfbandige *Familiengeschichte der Collasius, Hälssen, Kempowski, Nölting* legte er 1961 seinen Verwandten vor und deren Reaktion war durchaus positiv. In diesem Moment war Kempowskis Familie zumindest auf dem Papier wieder rekonstruiert.<sup>343</sup>

Mit dem 1971 veröffentlichten ersten Teil seiner neunbändigen *Deutschen Chronik*, in der die Geschichte zweier bürgerlichen Familien zwischen 1900 und 1963 dargestellt wird, kam der große Erfolg. Es wurde dem Schriftsteller der Förderpreis des Lessing-Preises der freien und Hansestadt Hamburg verliehen. Im Roman *Tadellöser und Wolff* schildert der Autor seine Kindheits- und Jugendjahre in Rostock während der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges. Die Fortsetzung hat Kempowski im Jahre 1972 mit dem Roman *Uns geht's ja noch gold* vorgelegt, in dem er die Nachkriegszeit bis 1948 behandelte. In diesem Jahr wurde er mit dem Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig und mit dem Förderungspreis des Andreas-Gryphius-Preises gewürdigt. Erst im dritten Teil seiner Chronik stellte Kempowski die Haftexerlebnisse dar: im Buch *Ein Kapitel für sich* (1975), einer Neufassung des Romans *Im Block*, ging er von seinen Erfahrungen ab und nahm Fremderzähler (seine Mutter und seinen Bruder) auf. In den Romanen *Aus großer Zeit* (1978) und *Schöne Aussicht* (1981) rekapituliert der Autor die Lebensgeschichte seines Vaters. Als letzter Band der *Deutschen Chronik* wurde der Roman *Herzlich willkommen* (1984) veröffentlicht, in dem der Autor zu den wichtigsten Ereignissen der fünfziger und sechziger Jahre Stellung nimmt.

Die Romane *Tadellöser und Wolff*, *Uns geht's ja noch gold* und *Ein Kapitel für sich* wurden von Eberhard Fechner in fünf Teilen für das Zweite Deutsche Fernsehen verfilmt (1975 – 1979) und haben beträchtlich zur Kempowskis Popularität beigetragen. Das Drehbuch schrieb der Regisseur zusammen mit dem Schriftsteller. Zum großen Erfolg der Filme trugen vor allem die Schauspieler bei: Edda Seippel als Mutter, Karl Lieffen als Vater, Stefan Schwartz als Walter und Jens Weisser als Robert.

In den siebziger Jahren publizierte Kempowski die so genannten Befragungsbücher: *Haben Sie Hitler gesehen? Deutsche Antworten.* (1973) und *Haben Sie davon gewusst? Deutsche Antworten.* (1979). Er stellte zufällig begegneten Personen Fragen zu zeitgeschichtlichen Themen und notierte die Antworten.

---

<sup>343</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 28.

Kempowskis literarisches Schaffen umfasst auch Kinderbücher: *Der Hahn im Nacken* (1973), *Alle unter einem Hut* (1976) und *Haumiblau. 208 Pfenniggeschichten für Kinder* (1986). Es sind Berichte von Kindern über ihre Erlebnisse, die Kempowski als Lehrer notiert hat. Er verfasste außerdem Hörspiele, unter anderem *Beethovens Fünfe*, 1975 vom Norddeutschen Rundfunk gesendet und *Moin Vaddr läbt*, 1985 vom Hessischen Rundfunk gesendet.

1980 wurde der Schriftsteller Lehrbeauftragter für „Fragen der Literaturproduktion“ an der Universität Oldenburg.<sup>344</sup> Er bekam den Bambi Film- und Fernsehpreis sowie (zusammen mit Eberhard Fechner) den Jakob – Kaiser – Preis. Ein Jahr später wurde ihm der Hörspielpreis der Kriegsblinden für das Hörspiel *Moin Vaddr läbt* verliehen. In dieser Zeit gründete Kempowski ein Archiv für unpublizierte Autobiographien, die sich seit 2006 in der Akademie der Künste in Berlin befindet. Das Archiv umfasst über 7000 Positionen – Briefe, Erinnerungen, Tagebücher, Reiseberichte und Lebenschroniken vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Aus diesem Material schuf der Schriftsteller sein bedeutendstes Werk – den der deutschen Zeitgeschichte gewidmeten Echolot-Komplex. In den Bänden dieses Werkes sammelte Kempowski autobiographische Zeugnisse bekannter und unbekannter Personen. Die ersten vier Bände *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch* (1993) umfassen Januar und Februar 1943 und das vierbändige *Echolot. Fuga furiosa* (1999) – Januar und Februar 1945. Zu dem Zyklus gehören auch zwei Einzelbände an: *Echolot. Barbarossa'41* (2002) und *Echolot. Abgesang'45* (2005) sowie *Culpa* (2005) – Aufzeichnungen des Schriftstellers zur Entstehung der ersten Folge. Jedes Kapitel im Echolot-Komplex stellt einen Tag dar und jeder Band einen in sich abgeschlossenen Zeitraum, der wichtigste Punkte des Zweiten Weltkriegs umfasst. Die einzelnen Tage enthalten Texte von Intellektuellen, Politikern, Künstler sowie Menschen, die direkt am Krieg beteiligt waren oder in Ghettos oder Lagern inhaftiert waren. Die so montierten Texte, die zusätzlich von zahlreichen Fotografien begleitet werden, bilden eine literarische Collage. Die erste Auflage des Tagebuchromans war bald nach der Veröffentlichung vergriffen und verhalf Kempowski erheblich zu öffentlicher Anerkennung<sup>345</sup>. Dem Schriftsteller wurde für sein Gesamtwerk, vor allem aber für *Das Echolot* der Literaturpreis der Konrad – Adenauer – Stiftung sowie der Uwe – Johnson – Preis

---

<sup>344</sup> Vgl. Günther Rüther (Hrsg.): *Verleihung des Literaturpreises der Konrad – Adenauer – Stiftung an Walter Kempowski. Dokumentation*. Weimar 1994. S. 57.

<sup>345</sup> Vgl. ebd., S. 57.

(1995) überreicht. Mit dem Erscheinen von *Das Echolot. Abgesang'45* (2005) wurde das Echolot – Projekt abgeschlossen. In dieser Zeit verkaufte der Schriftsteller seine Archive an die Akademie der Künste in Berlin.

1980 begann Kempowski mehrmals im Jahr veranstaltete Seminarreihe „Literatur im Kreienhoop“ zu führen. Das nach einem nahen Flurstück genannte „Haus Kreienhoop“ war Kempowskis Wohnsitz in Nartum, der zum Privatmuseum des Schriftstellers und zu einer Begegnungsstätte wurde. In dem Haus organisierte Kempowski auch Führungen; eine davon wurde filmisch dokumentiert und 2008 unter dem Titel *Sichtachsen. Notizen aus Kreienhoop* veröffentlicht. Eine Szene aus dem Film zeigt den Autor vor seinem Schreibtisch und darunter, zwischen roten Steinfliesen ist ein grauer Stein aus einem Steinbruch in Bautzen eingelassen. Der Stein befand sich seit 2009 an dieser Stelle und begleitete Kempowski bei seiner Arbeit, was der Schriftsteller folgendermaßen kommentiert:

„Bei der Arbeit habe ich die Füße immer auf diesem Stein. Ich vergesse es sowieso nicht.“<sup>346</sup>

1983 wurde dem Autor der Johannes – Gillhoff – Preis und ein Jahr später der Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg zuerkannt.

1987 besuchte er zweimal Polen. Ein Jahr später erschien sein Roman *Hundstage* und 1990 *Sirius. Eine Art Tagebuch*. 1993 kam *Mark und Bein* auf den Literaturmarkt. Im März 1990 besuchte Kempowski Bautzen. 1991 wurde er pensioniert und somit war seine Lehrtätigkeit an der Universität Oldenburg abgeschlossen. Das Archiv in Rostock wurde 1994 gegründet und drei Jahre später zu einer Sammlung Rostocker Schriftsteller erweitert.

Am 16. Juni 1997, am 93. Jahrestag der Handlung von *Ulysses* (1922), nahm Kempowski ein neunzehnständiges Videoprotokoll von 37 Fernsehprogrammen auf. Die Textfassung, die die Trivialität des Unterhaltungsmedium einerseits und ein

---

<sup>346</sup> Walter Kempowskis Aussage aus dem Film *Sichtachsen. Notizen aus Kreienhoop*. (D 2008, Marikke Heinz-Hoek). Zit. nach: Kai Sina: *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Göttingen 2012. S. 44.

Epochenporträt in der Tradition von Joyce' Roman andererseits liefert, erschien als *Bloomsday '97*.<sup>347</sup>

Zum 70. Geburtstags des Schriftstellers wurde eine Gesamtausgabe der *Deutschen Chronik* in neun Bänden veröffentlicht.

2002 wurde Kempowski zum Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät und ein Jahr später zum Honorarprofessor für Neuere Literatur- und Kulturgeschichte der Universität Rostock ernannt. 2004 wurde ihm die Ehrendoktorwürde des Juniata Colleges in Huntingdon/Pennsylvania und die Mercator – Professur der Universität Duisburg – Essen verliehen.

2006 wurde Kempowski mit dem Hoffmann – von – Fallersleben – Preis für zeitkritische Literatur, mit dem Kulturpreis Mecklenburg – Vorpommern sowie mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Er wurde auch mit dem Heimito – von – Doderer – Literaturpreis (2000), dem Nicolas – Born – Preis (2002), dem Thomas – Mann – Preis (2005), dem Hans – Erich – Nossack – Preis (2005) sowie mit der Ehrenbürgerschaft der Stadt Rostock gewürdigt.

Am 05. 10. 2007 ist Kempowski nach einer langer Krankheit im niedersächsischen Rotenburg gestorben. Postum sind zwei Bücher des Schriftstellers erschienen: 2009 der Gedichtband *Langmut* sowie 2012 sein Tagebuch *Wenn das man gut geht! Aufzeichnungen 1956 – 1970*, das die vorher veröffentlichten Tagebücher vervollständigt und Kempowskis Werdegang zum Schriftsteller dokumentiert.

---

<sup>347</sup> Vgl. André Fischer, Stefan Höppner, Nadine Ihle: *Kempowski, Walter*. In: Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. Bd. 6. Berlin 2009. S. 361 – 365, hier S. 364.

### 3.2 Erich Loest

Erich Loest wurde am 24. Februar 1926 als Sohn eines Eisenwarenhändlers in Mittweida/Sachsen geboren. Er besuchte die Oberschule, wurde Jungvolkführer und ab 1944 Soldat (er wurde zum Grenadier-Ersatzbataillon Zeithain einberufen). Loest hat am Frontkrieg teilgenommen, zuletzt wurde er als Werwolf hinter den amerikanischen Linien eingesetzt. Seinen kurzen Fronteinsatz schildert er folgendermaßen:

„Mein Fronteinsatz ist nach Tagen zu bemessen; vermutlich, ja wahrscheinlich gingen die Schüsse, die ich abgefeuert habe, in die Luft. Ich habe niemanden getötet, aber das ist nicht mein Verdienst.“<sup>348</sup>

Gegen Ende des Krieges entrann er nur knapp dem Tod. Im April 1945 geriet Loest in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er nach zwei Wochen entlassen wurde. Nach dem Krieg arbeitete er in der Landwirtschaft sowie in den Leuna-Werken, einem großen Unternehmen der chemischen Industrie und machte das Abitur. In den Jahren 1947 – 1950 war er als Volontär und dann als Redakteur der „Leipziger Volkszeitung“ tätig, was er folgendermaßen beschreibt:

„[...] Im April 1948 betrete ich, jung und dürr, in einer Marinehose und einer Panzer-Lederjacke diese Redaktion, um Volontär zu werden. Zwei Jahre später fliege ich raus, denn ich entstammte der falschen Klasse und hatte einen Roman [Jungen, die übrigblieben – G. M.] geschrieben, dem politische Standpunktlosigkeit vorgeworfen wurde.“<sup>349</sup>

In seiner Jugend war Loest ein überzeugter Nationalsozialist.<sup>350</sup> 1947 trat er in die SED ein, was seine journalistische und schriftstellerische Karriere erheblich förderte (mit einundzwanzig avancierte er zum Kreisredakteur der „Leipziger Volkszeitung“). Nach der Veröffentlichung seines ersten Romans *Jungen, die übrigblieben* (1950), der ihn in der DDR bekannt machte, wurde er aus der Redaktion der „Leipziger Volkszeitung“ entlassen. Loest wurde zum freien Schriftsteller. In seinem Erstling erzählte er die

<sup>348</sup> Erich Loest: *Die Ungnade meiner Geburt*. In: Erich Loest: *Zwiebeln für den Landesvater. Bemerkungen zu Jahr und Tag*. Göttingen 1994. S. 27 – 31, hier S. 27.

<sup>349</sup> Erich Loest: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 8.

<sup>350</sup> Vgl. Hannes Krauss, Elke Kasper: *Loest, Erich*. In: Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. Bd. 7. Berlin / New York 2010. S. 485 – 487, hier S. 485.

Geschichte des Oberschülers Walter Uhlig, der in die Wirren der letzten Kriegsmonate und der ersten Nachkriegszeit geriet. Der Roman, der von jungen Menschen und ihren Erfahrungen mit Krieg und Nationalsozialismus bis in die ersten Nachkriegsjahre hinein handelt, ist eine Warnung vor Faschismus und Kriegstreiberei: der Schriftsteller stellt die verheerende Wirkung des Krieges auf junge Soldaten und ihren schweren Weg zurück in den Alltag dar.<sup>351</sup>

Zu Loests Popularität in der DDR trugen auch seine in den nächsten Jahren veröffentlichten Erzählbände bei: *Liebesgeschichten* (1951), *Sportgeschichten* (1953) und der Berlin-Roman *Die Westmark fällt weiter* (1952), in dem Loest das Problem des viergeteilten Berlin in der Zeit 1949 bis zum Sommer 1951 beschreibt.

Wenig später geriet Loest, der zu dieser Zeit noch ein überzeugter Kommunist war, in einen ebenso heftigen wie folgenschweren Konflikt mit den DDR-Behörden. Nach den Ereignissen am 17. Juni 1953 übte der Schriftsteller Kritik an der SED-Politik und überlegte die Konsequenzen der Entstalinisierung für die DDR. Seinen Gedanken gab er Ausdruck im Artikel *Elfenbeinturm und Rote Fahne* (1953), in dem er kritisch über Versäumnisse des Staates und der Presse schrieb und sich nach Chruschtschows Geheimrede von 1956 für die Abkehr vom Stalinismus und für Demokratisierung aussprach. Aufgrund dieser Publikation, in der Loest die Fehler und Lügen der SED analysiert, bekam er eine Parteistrafe und wurde als Bezirksvorsitzender des Schriftstellerverbandes in Leipzig abgelöst. 1956, nach dem XX. Parteitag der KPdSU, nahm er teil an den Diskussionen über die Reformen, die von der oppositionellen antistalinistischen Parteiintelligenz um den Philosophen Ernst Bloch und den Literaturwissenschaftler Hans Mayer geführt wurden. An den Gesprächen waren unter anderem Gerhard Zwerenz<sup>352</sup> und Günter Zehm<sup>353</sup> beteiligt. Aufgrund der aktuellen politischen Ereignisse (Aufstand in Ungarn, Unruhen an der Humboldt-Universität in Ostberlin, Einsatz von SED-Kampfgruppen gegen die protestierenden Studenten im Jahre 1956) diskutierte die Gruppe um den Berliner Philosophen Wolfgang Harich, zu der auch Loest gehörte, über die politische Lage im Ostblock und die Entstalinisierung der DDR. Im November wurden die Mitglieder der Harich – Gruppe verhaftet und in

---

<sup>351</sup> Vgl. Karl Corino: *Gespräch mit Erich Loest*. In: Andras W. Mytze (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 1 – 7, hier S. 1.

<sup>352</sup> Gerhard Zwerenz (1925 – 1974) – deutscher Schriftsteller und Bundestagsabgeordneter. 1944 – 1948 war er in der sowjetischen Gefangenschaft.

<sup>353</sup> Günter Zehm (geb. 1933) – deutscher Publizist und Philosoph. 1957 wegen Kritik an der SED verhaftet und zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt.

den Prozessen im März und Juli 1957 zu Zuchthausstrafen zwischen zweieinhalb und zehn Jahren verurteilt.

Erich Loest wurde im November 1957 verhaftet und im Prozess im Dezember 1958 in Halle wegen angeblicher konterrevolutionärer Gruppenbildung zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Strafe verbüßte er in Bautzen, das letzte halbe Jahr wurde ihm aufgrund der Amnestie erlassen.

Am 25. September 1964 wurde Loest aus der Haft entlassen. Er kehrte nach Leipzig zurück und bald danach veröffentlichte er eine Reihe spannend erzählter Kriminalromane, unter anderem *Der Mörder saß im Wembley-Stadion* (1967), *Waffenkarussell* (1968), *Hilfe durch Ranke* (1968) und *Schöne Frau und Kettenhemd* (1969). Er ließ sie unter dem Pseudonym Hans Walldorf publizieren, denn unter seinem richtigen Namen wären dem ehemaligen politischen Häftling hohen Auflagen, die seine Krimis erreichten, nicht beschieden gewesen. Das Verfassen von Kriminalromanen sicherte dem Schriftsteller sein finanzielles Überleben in der DDR und diente der Distanzierung von der erlebten Not:

„Als ich entlassen wurde, war ich krank, hatte kein Geld und mußte mich selbst erst wieder in Ordnung bringen. Ich brauchte einen großen Abstand und habe dann ganz allmählich angefangen, einzelne Episoden aus jener Zeit, etwa die Erzählung ‚Löffel-Franz‘, enthalten in ‚Pistole mit sechzehn‘, aufzuschreiben. Zunächst verfasste ich nach meiner Entlassung etwa zehn Jahre lang unter einem Pseudonym Kriminalromane, um Geld zu verdienen und Zeit zu gewinnen.“<sup>354</sup>

Die DDR-Gesellschaft porträtierte Loest im 1969 erschienenen Roman *Der elfte Mann*, in dem er den inneren Konflikt eines jungen Mannes schilderte, der als ein genialer Fußballspieler und Physiker zum Spielball der Sport- und Wissenschaftsfunktionäre wurde.<sup>355</sup> Erst 1973, mit der Veröffentlichung des Romans *Schattenboxen*, wandte sich Loest erneut der DDR-Gegenwart zu. Das Buch stellt eine von ihm in Bautzen gehörte Geschichte über die Schwierigkeiten eines ehemaligen Häftlings bei der Wiedereingliederung in die Gesellschaft dar. Der Protagonist des Romans, der wegen Wirtschaftsverbrechen und Diebstahl von Eigentum zu zweieinhalb Jahren Haft

<sup>354</sup> Ursula Homann: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5-6, hier S. 6.

<sup>355</sup> Vgl. Hannes Krauss, Elke Kasper: *Loest, Erich*. In: Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. Bd. 7. Berlin / New York 2010. S. 485 – 487, hier S. 486.

verurteilt wurde, versucht nach dem Abbüßen der Strafe seine Ehe zu retten und sich wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Obwohl das Buch autobiographische Elemente aus dem Leben des Schriftstellers beinhaltet, spiegelt es – wie der Autor erklärt – seine Erfahrungen nicht wieder:

„Es ist richtig, daß im Detail vieles von meinen eigenen Knasterfahrungen in dieses Buch eingegangen ist. Die Geschichte selbst ist aber ganz sicher nicht meine Geschichte.“<sup>356</sup>

In den siebziger Jahren wurde die politische Lage günstiger: Erich Honecker kam an die Macht und verkündete eine neue Kulturpolitik. In der Hoffnung, endlich wieder die Gesellschaft beschreiben zu dürfen, griff Loest zu zeitkritisch engagierten Themen und begann Erzählungen und Romane unter eigenem Namen zu publizieren. Damit entstanden neue Schwierigkeiten, besonders nach der Veröffentlichung des sozialkritischen Romans *Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* (1978). Der Roman ist ein wichtiges Dokument der Zeitgeschichte: Loest schilderte darin illusionslos den Alltag in der DDR und beschrieb das Leben der Arbeiter und Angestellten in der DDR.<sup>357</sup> Nach der Publikation war der Roman, der zu großer Bekanntheit Loests auch in der BRD beitrug, sofort vergriffen. Die Reaktion der DDR-Leser auf das Buch war sehr lebhaft:

„Etwa 19000 Exemplare kamen heraus, gelesen wurde jedes Exemplar von 50 bis 100 Leuten, manche haben es abgetippt oder abfotographiert. Würde man es heute [1983 – G. M.] als Taschenbuch nach drüben [in die DDR – G. M.] mitnehmen, fände es immer noch seine Leser.“<sup>358</sup>

Trotz der Vereinbarung mit dem Verleger über die Nachauflage, wurde sie dem Schriftsteller verboten. Erst nach Protesten konnte dann doch noch eine limitierte Ausgabe erscheinen. Um das Werk entbrannte ein politischer Streit, den der Autor im Buch *Der vierte Zensor. Vom Entstehen und Sterben eines Romans in der DDR* (1984) dokumentiert hat. Loest stellte in dem Roman das Schicksal eines DDR-Ingenieurs dar,

---

<sup>356</sup> Karl Corino: *Gespräch mit Erich Loest*. In: Andras W. Mytze (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 1 – 7, hier S. 5.

<sup>357</sup> Vgl. Richard Niedermeier: *Erich Loest. Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* (1978). <<http://www.buchkritik.at/kritik.asp?IDX=1853>> Datum des Zugriffs: 14.05.2009

<sup>358</sup> Ursula Homann: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5-6, hier S. 6.

der nach eigenen bösen Erfahrungen mit der Macht, jetzt keine ausüben will und sich deshalb weigert, Karriere zu machen und somit die Verantwortung zu übernehmen.

Mit anderen Schriftstellern trat Loest 1979 in einem Brief an den Staatsratsvorsitzenden Honecker für von Zensur und Strafmaßnahmen verfolgte Kollegen ein. Nach diesem Protest, kurz vor dem Ausschluss aus dem Schriftstellerverband, trat er selbst aus. Wegen der Zensurgesetze der DDR veröffentlichte er 1979 den Erzählungsband *Pistole mit sechzehn* in der Bundesrepublik.

1976 reiste Erich Loest zum ersten Mal in die BRD. Er besuchte Gerhard Zwerenz, gab ein Interview in dem Hessischen Rundfunk und führte Gespräche mit dem Verlag Autoren-Edition München. Seine zweite Reise in den Westen fand 1977 statt. Er hatte Lesungen an der Universität Osnabrück sowie für den Deutschlandfunk.

1980 veröffentlichte Loest die literarische Karl-May-Biographie *Swallow, mein wackerer Mustang*, „eine Hommage an den Landsmann und literarischen Leidensgenossen Karl May“<sup>359</sup>. Ein Jahr später, um der staatlichen Repression zu entgehen, verließ der Schriftsteller die DDR und übersiedelte in die Bundesrepublik. Dort, im Hoffmann und Campe Verlag in Hamburg, veröffentlichte er seine Autobiographie *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*, die mit dem Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster ausgezeichnet wurde. Das Buch beginnt 1936 mit Loests Aufnahme ins Deutsche Jungvolk und endet 1964 mit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Bautzen. Die zwei ersten Kapitel wurden in der DDR in Zeitschriften und in einem Erzählband gedruckt. Die Fortsetzung der Autobiographie bildete der 1990 erschienene Roman *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*, der im Geburtsjahr Loests 1926 einsetzte und mit dem Herbst 1989, einschließlich eines kurzen Ausblicks auf April 1990, endete. Der Roman stellte nicht nur die Lebensgeschichte des Schriftstellers nach seiner Entlassung aus Bautzen, sondern auch die DDR-Wirklichkeit der sechziger und siebziger Jahre dar, wobei die Realität sowohl aus der Perspektive des Autors, als auch aus der Perspektive der ihn belauschenden Stasi gezeigt wurde. Diesem Buch ist zu entnehmen, dass Loest nach der Haft Themen aufgreift und Manuskripte weiterführt, die er vor der Inhaftierung angefangen hat und mit seiner Verhaftung aufgeben musste, z.B. seinen Roman *Der Abhang* (1968):

---

<sup>359</sup> Hannes Krauss: *Loest, Erich*. In: Walther Killy (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 7. München 1990. S. 327.

„Gerade in dieser den Künsten so feindlichen Zeit war ich ein wüster Schreiber, ein Manuskriptproduzent, dessen Kraft sich in sieben papierlosen Jahren aufgestaut hatte. Ein Romananfang über SS-Leute und weiße Partisanen, die nach 1945 in Südpolen den Krieg fortsetzten, war liegengeblieben, ich hatte in der Zelle darüber nachgedacht und schrieb ihn nun zu Ende.“<sup>360</sup>

Über autobiographische Erinnerungsliteratur erfolgte wesentlich die Auseinandersetzung Loests mit der DDR-Diktatur.

1984 wurde Erich Loest mit dem Marburger Literaturpreis ausgezeichnet. In den Jahren 1984 – 1985 publizierte er seine Leipzig-Romane: *Völkerschlachtdenkmal* (1984) und *Zwiebelmuster* (1985). Im Mittelpunkt des ersten Werkes steht der Denkmalswärter und Psychiatriepatient Carl Friedrich Fürchtegott Vojciech Felix Alfred Linden, der von der Stasi verhaftet wurde, weil er angeblich das Denkmal für die Leipziger Völkerschlacht von 1813 sprengen wollte. In dreizehn Kapiteln blickt der Autor auf 150 Jahre sächsischer Geschichte zurück. Der Roman *Zwiebelmuster* hatte die Alltagssorgen des DDR-Schriftstellers zum Thema und zeigte die Nuancen seiner Westreise nach München. Die beiden Werke wurden für das Fernsehen verfilmt. Mit der turbulenten Leipziger Stadtgeschichte befasst sich Loest auch in den Romanen *Nikolaikirche* (1995), *Reichsgericht* (2001) und *Löwenstadt* (2009).

Loest war von 1984 bis 1986 zweiter Vorsitzender des Verbandes Deutscher Schriftsteller der Bundesrepublik. 1989 gründete er zusammen mit seinem Sohn Thomas den Linden Verlag in Künzelsau, benannt nach dem Haupthelden aus *Völkerschlachtdenkmal*. Ein Jahr später wurde eine Filiale in Leipzig eröffnet. In dieser Zeit besuchte Loest mit seiner Frau Annelies und seinem Sohn Thomas das Leipziger Gefängnis, in dem das Ehepaar die ersten Monate ihrer Gefangenschaft verbrachte. Der Schriftsteller war von der Idee des Besuchs, die von dem Fotografen Thomas Ernsting stammte, nicht überzeugt, denn er befürchtete einen Zusammenbruch und wollte die Tortur seinen Nerven nicht zumuten.<sup>361</sup> Seine Eindrücke aus dem Besuch zeugen davon, dass es für ihn eine sehr schwere Erfahrung war:

---

<sup>360</sup> Erich Loest: *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau 1990. S. 49.

<sup>361</sup> Vgl. Erich Loest: *Eine Zelle – mitten in Leipzig*. In: Erich Loest: *Zwiebeln für den Landesvater. Bemerkungen zu Jahr und Tag*. Göttingen 1994. S. 75 - 81, hier S. 75 – 77.

„Das Treppenhaus ist enger als in der Erinnerung, die Treppen wirken steiler. Meine Hände legen sich von selbst auf den Rücken, so war es abbefohlen, so war ich es sieben Jahre lang gewohnt. [...]“

Alles wirkt schmäler, niedriger. So erscheinen uns die Räume der Kindheit. Als ich hier vegetierte, war ich älter als dreißig. Ich war ein Nichts gewesen, vielleicht läßt einen das die Welt ähnlich geschrumpft sehen.

Das Haus liegt lautlos. Die Mechanismen funktionieren: In den Gängen läßt sich eine Gittertür erst öffnen, wenn die dahinter geschlossen ist. Das Scheppern, wenn eine Tür ins Schloß fällt, wird im inneren Ohr lebenslang bewahrt werden.“<sup>362</sup>

Der kurze Aufenthalt im Gefängnis bleibt für den Schriftsteller nicht spurlos – noch lange nach der Rückkehr plagen ihn Gedanken über seine Haft, er hat auch Alpträume:

„Eine Woche später höre ich nachts die Schiffsglocke, ich kann nachfühlen, wie es sich in den weichen Latschen auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes stand. Das trübe Licht auf den Korridoren. Manche Freunde sagen: Da mußtest du hin, da mußtest du durch. Vielleicht für meine Schreiberei, für mich sicherlich nicht. Thomas sagt: Natürlich waren da keine Hunde.

Nun werden sie wieder eine Weile bellen.“<sup>363</sup>

1989, nach der politischen Wende in der DDR, wurde Loest vom Obersten Gericht rehabilitiert. Seit Ende der achtziger Jahre ist sein Thema vor allem die deutsche Teilung und Wiedervereinigung sowie die Geschichte der Stadt Leipzig. Dorthin kam er 1990 zurück. Die Stadt ist für ihn seine Heimat:

„Alles, was ich erlebt habe, geschah in Mittweida und Leipzig. Meine Kinder sind hier geboren worden, meine Bücher spielen hier. Mein nächstes Buch, der Roman ‚Reichsgericht‘, wird wieder hier spielen.“<sup>364</sup>

1991 veröffentlichte Loest *Die Stasi war mein Eckermann oder mein Leben mit der Wanze*. In dieser Dokumentation stellte er seine Erkenntnisse über die Arbeit des Ministeriums für Staatssicherheit dar. Das Buch entstand aufgrund von Loests Einsicht

---

<sup>362</sup> Erich Loest: *Eine Zelle – mitten in Leipzig*. In: Erich Loest: *Zwiebeln für den Landesvater. Bemerkungen zu Jahr und Tag*. Göttingen 1994. S. 75 - 81, hier S. 78.

<sup>363</sup> Ebd., S. 80 – 81.

<sup>364</sup> Jörg Bernig: *Literaturlandschaft im Wandel*. Gespräch mit Erich Loest. (es wurde am 10. März 2000 geführt) In: Erich Loest: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 26 – 42, hier S. 41 – 42. Der Roman „Reichsgericht“ ist inzwischen erschienen (Leipzig 2001)

in die Akten des MfS. Der Titel ist eine Anspielung auf Goethes Sekretär, der jeden Gesprächsfetzen und jeden Gedankensplitter des Weimarer Klassikers für die Nachwelt festhielt und aufzeichnete.<sup>365</sup> Die Veröffentlichung enthält die Aktenauszüge der Stasi über Loest aus den Jahren 1975 – 1981. Der Schriftsteller hatte sie als Quellen behandelt, sie wurden originalgetreu (mit allen Fehlern) wiedergegeben und mit kurzen Kommentaren des Autors versehen. Diese Publikation wird oft mit der Dokumentation *Deckname „Lyrik“* (1990) von Reiner Kunze verglichen, denn die Entstehung der beiden Bücher wurde von den Einblicken der beiden Autoren in ihre eigenen Stasi-Akten inspiriert. Der dokumentarische Wert solcher Veröffentlichungen ist nicht zu unterschätzen:

„Die Texte bringen Material bei, wie die Stasi Autoren bespitzelte, die Publikation literarischer Werke behinderte, Autoren ausgrenzte. Sie ermöglichen Einsicht in die Mechanismen der Staatssicherheit, in politisch-kulturpolitische Konzepte der Führung, in Mißachtung und Behinderung einer kritischen Literatur.“<sup>366</sup>

In den Jahren 1994 – 1997 war Loest Vorsitzender des Verbandes Deutscher Schriftsteller. Er setzte sich für eine enge Verbindungen mit Polen ein, vor allem auf dem Gebiet der Literatur. Er plädierte für die Verbreitung der polnischen Literatur in Deutschland und der deutschen Literatur in Polen. Er selber sagte dazu:

„Ich wollte für die Zusammenarbeit zwischen polnischen und deutschen Schriftstellern in die Pflicht genommen werden.“<sup>367</sup>

Für seine Verdienste auf diesem Gebiet wurde er 1997 mit dem Kommandeurkreuz des Verdienstordens der Republik Polen ausgezeichnet.

1995 veröffentlichte Loest den schon erwähnten dokumentarischen Roman *Nikolaikirche*, in dem er die Ereignisse um die Leipziger Montagsdemonstrationen im Jahre 1989 schilderte und die ostdeutsche Widerstandsfrage thematisierte. Der Roman

---

<sup>365</sup> Vgl. Anonim: „*Die Stasi war mein Eckermann*“. Wie und warum der Schriftsteller Erich Loest in Leipzig jahrelang überwacht wurde. In: Der Spiegel. 38 / 1990. 17. 09. 1990. S. 240-258.

<sup>366</sup> Walfried Hartinger: *Texte nach der Wende. Versuch eines Überblicks*. In: Berliner LeseZeichen. Literaturzeitung. Heft 6 / 7. Juni 1995. S. 46-76, hier S. 50.

<sup>367</sup> Erich Loest: *Schiller und wir*. Rede zur Verleihung der Karl – Preusker – Medaille am 24. Oktober 2002. (Die Karl – Preusker – Medaille wird verliehen an Personen und Institutionen, die den Kulturauftrag des Bibliothekswesens wirkungsvoll fördern). In: Erich Loest: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 43 – 48, hier S. 43.

war ein großer Publikumserfolg und er wurde erfolgreich verfilmt. Ein Jahr später wurde dem Schriftsteller die Ehrenbürgerschaft der Stadt Leipzig verliehen.

1997 veröffentlichte Loest die autobiografische Schrift *Als wir in den Westen kamen. Gedanken eines literarischen Grenzgängers*. 1998 bekam er den Literaturpreis „Mainzer Stadtschreiber“, ein Jahr später wurde er mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

2001 setzte der Schriftsteller seiner Heimatstadt Leipzig wieder ein literarisches Denkmal. Im Roman *Reichsgericht* befasste er sich erneut mit der Leipziger Geschichte unter Berücksichtigung des dortigen Reichsgerichtes und seiner Prozesse<sup>368</sup>. Der Schriftsteller nimmt in das Buch zugleich die gegenwärtigen Ereignisse auf: die Handlung des Romans spielt zwischen Millenniumssilvester und Herbst 2000.

Im Frühjahr 2005 erschien Loests 17.-Juni-Roman *Sommergewitter*, der von der Literaturkritik begeistert aufgenommen wurde. Die „Frankfurter Rundschau“ sah in *Sommergewitter* einen großen und überzeugenden Roman über den DDR-Volksaufstand vom 17. Juni 1953.<sup>369</sup> Der Kritiker der „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ war vom reichhaltigen Figurenensemble und der Schärfe der Alltagsschilderungen beeindruckt.<sup>370</sup> In diesem Jahr kam Loest nach Bautzen zurück, um aus seinem neu erschienenen Roman zu lesen. Er besuchte jedoch das ehemalige Zuchthaus nicht, was er kurz und bündig kommentierte:

„Ich betrete Bautzen II nicht, und denen, die das nicht verstehen, sage ich: Ihr habt keine Ahnung, Kinder.“<sup>371</sup>

Der autobiographische Bericht *Prozesskosten* (2007) umfasst die Jahre 1956 bis Ende 2006. Er stellt den Prozess von Loest und die Entwicklung, wie es dahin gekommen ist, in den Mittelpunkt. Auch politische Veränderungen in der Sowjetunion,

<sup>368</sup> Die Leipziger Prozesse wurden zwischen 1921 und 1927 am damals höchsten deutschen Gericht, dem Reichsgericht in Leipzig, verhandelt. Es gab insgesamt 17 Gerichtsverfahren, viele wurden eingestellt. In: Bert Hoppe: *Völkerrecht und Etappengeschwätz. Gerd Hankel über die Vorläufer der Nürnberger Prozesse*. In: Berliner Zeitung. 30.06.2003.

<<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2003/0630/sachbuch/0007/index.html>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009

<sup>369</sup> Vgl. Udo Scheer: *Alles noch viel schlimmer. Erich Loests "Sommergewitter" ist der erste gültige Roman über den 17. Juni 1953*. In: Frankfurter Rundschau. 13.09.2005.

<[http://www.fr-online.de/in\\_und\\_ausland/kultur\\_und\\_medien/literatur/?em\\_cnt=725747&](http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/literatur/?em_cnt=725747&)> Datum des Zugriffs: 14.05.2009.

<sup>370</sup> Vgl. Sabine Brandt: *Tua res agitur: Erich Loests neuer Roman über den 17. Juni*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 06.10.2005. Nr. 232. S.36.

<sup>371</sup> Erich Loest: *Prozesskosten. Ein Bericht*. Göttingen 2007. S. 288.

in Polen und in Ungarn werden vom Schriftsteller geschildert. Loest stellt die Ereignisse in einen breiteren historischen Rahmen als in seinen früheren autobiographischen Texten und erzählt neben seinem individuellen Schicksal auch die Geschichte anderer Personen, wie Walter Janka oder Wolfgang Harich. Loest begründet seine Schreibmotivation folgendermaßen:

„Ein Bericht also aus einem Abstand von fünfzig Jahren – diese Spanne scheint nötig, um zu werten durch Vergessen. Andererseits wird es Zeit, denn allmählich geben die Letzten von damals den Löffel ab.“<sup>372</sup>

An vielen Stellen nimmt Loest Passagen aus seinem früheren autobiographischen Roman *Der Zorn des Schafes* auf und macht sie durch kursiven Schriftsatz kenntlich. So verwebt der Schriftsteller die beiden Texte miteinander. Seine Erfahrungen stellt er in *Prozesskosten* mit mehr Abstand und Lakonismus dar. Interessant ist, dass alle drei autobiographischen Bücher von Loest im Gefängnis enden (in Bautzen II, bzw. im Leipziger Untersuchungsgefängnis des MfS). Jedes Mal setzt der Erzähler zu einer Art Bilanz an, im Versuch, in seiner Gefangenschaft einen Sinn zu finden. Und jedes Mal stellt er verzweifelt fest, dass die Jahre verloren waren. Die letzten Sätze in *Durch die Erde ein Riß* lauten:

„Am Morgen des 25. Septembers 1964 rasselten zum letztenmal die Schlüssel. ,Komm Se!'  
23/59 kam.“<sup>373</sup>

Es lässt sich an diesem Fragment erkennen, dass der Erzähler sich mit seiner Erkennungsnummer identifiziert und Bautzen für ihn immer noch als eine Haftanstalt fungiert. In *Der Zorn des Schafes* ist das Gefängnis bereits in der Auflösung begriffen, viele Häftlinge sind durch Amnestie entlassen worden und die meisten Zellen stehen leer. In *Prozesskosten* ist aus Bautzen II eine Gedenkstätte geworden. Die Anstalt hat einen Funktionswandel durchlaufen, was sich auch in Loests autobiographischen Texten widerspiegelt.

---

<sup>372</sup> Erich Loest: *Prozesskosten. Ein Bericht*. Göttingen 2007. S. 5.

<sup>373</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 414.

Das Buch *Einmal Exil und zurück* (2008) sammelt Loests Reden, Essays, Interviews, Aufsätze und zwei Theaterstücke der letzten Jahre, in denen er Bilanz aus der Zeit nach der Wende zieht. In diesem Buch dominiert das Gefühl der Enttäuschung und der Trauer. Ein Jahr nach dieser Publikation bekam Erich Loest den Deutschen Nationalpreis.

Auf seine Heimatstadt Leipzig verweist Loest im Roman *Löwenstadt* (2009). Im Mittelpunkt steht ein Mann mit einer multiplen Persönlichkeit. An seinem Beispiel zeigt der Schriftsteller Schicksale von Menschen verschiedener Generationen vom Ersten Weltkrieg bis über die Wende 1989 hinaus.<sup>374</sup>

2011 ist Loests Tagebuch *Man ist ja keine Achtzig mehr* erschienen. Es umfasst die Zeit zwischen August 2008 bis September 2010. In dem Buch kommentiert der Schriftsteller sowohl öffentliche Ereignisse, als auch beschreibt persönliches Leben.

Der Schriftsteller starb am 12. September 2013 in Leipzig.

Der Inhalt von Loests Büchern hängt direkt mit seiner Biographie und Lebensgeschichte zusammen. Der Autor selber bestätigt das, indem er sagt:

„Ich glaube, das meiste, was ich schreibe, ist autobiographisch geprägt, stärker als bei vielen Autoren [...].“<sup>375</sup>

Vor allem folgte seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik eine verstärkte Hinwendung zu autobiographisch geprägten und regional verankerten Texten. Seine Autobiographien *Durch die Erde ein Riß* (1981) und *Der Zorn des Schafes* (1990) sowie Romane wie *Völkerschlachdenkmal* (1984) oder *Reichsgericht* (2001) machen deutlich, welche Relevanz der Schriftsteller der regionalen und autobiographischen Verankerung seiner Texte beimisst.

Man soll noch einmal daran erinnern, dass Loest maßgeblich zur Kooperation zwischen dem west- und ostdeutschen Literaturverband beigetragen hat. Der Schriftsteller hat sich auch für die Literaturen in Mittel- und Osteuropa

---

<sup>374</sup> Vgl. Michael Opitz: *Chronist deutscher Geschichte. Erich Loest „Löwenstadt“*. 06.04.2009. <<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/944454/>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009.

<sup>375</sup> Karl Corino: *Gespräch mit Erich Loest*. In: Andras W. Mytze (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 1 – 7, hier S. 1.

engagiert – mit seinem „Polenplan“<sup>376</sup> hat er zur Popularisierung der polnischen Literatur in Deutschland und der deutschen in Polen wesentlich beigetragen.

---

<sup>376</sup> Carsten Gansel, Joachim Jacob: *Der Wirklichkeit auf der Spur – Erich Loest*. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2001. S. 10 – 15, hier S. 12.

### 3.3 Walter Janka

Walter Janka wurde als Sohn des Werkzeugschlossers Adalbert Janka am 29. April 1914 in Chemnitz geboren. Seine Eltern wurden in den frühen zwanziger Jahren Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sowohl sein Vater, als auch sein älterer Bruder Albert, der KPD-Reichstagsabgeordnete, waren überzeugte Kommunisten. Albert Janka wurde am 29. April 1933 im Konzentrationslager Reichenbach ermordet. In den Jahren 1920 – 1928 besuchte Walter Janka die Volksschule und von 1928 bis 1932 absolvierte er eine Lehre als Schriftsetzer. 1930 trat er in die KPD ein. In diesem Jahr wurde er Organisationsleiter und 1933 politischer Leiter des Kommunistischen Jugendverbandes im Erzgebirge.<sup>377</sup> Im Juni 1933 wurde er durch die Gestapo verhaftet. Nach der Untersuchungshaft in Chemnitz und Freiburg wurde er wegen Vorbereitung zum Hochverrat (Janka war am Drucken antifaschistischer Flugblätter beteiligt) zu eineinhalb Jahren Freiheitsstrafe verurteilt.<sup>378</sup> Das Jahr 1934 verbrachte Janka im Zuchthaus Bautzen (dort saß zu dieser Zeit auch sein Vater) und dann bis Sommer 1935 war er im KZ Sachsenburg inhaftiert. Seine Mutter bemühte sich beim Reichsinnenministerium um die Ausweisung ihres Sohnes aus dem Deutschen Reich, um ihn in Sicherheit zu bringen. Janka wurde nach einiger Zeit von der SS in die Tschechoslowakei abgeschoben. Im Oktober 1936 ging er mit einem gefälschten Pass und dem Tarnnamen Jan Krause über Paris nach Spanien, wo er dann am Spanischen Bürgerkrieg teilnahm. Anfangs diente er im Thälmann Bataillon<sup>379</sup>, 1937 wurde er zum Offizier, dann zum Leutnant und schließlich zum Hauptmann ernannt und bald danach wurde er jüngster Major der spanischen Volksarmee in der sog. Karl-Marx-Division.<sup>380</sup> Janka war an fast allen großen Schlachten beteiligt und wurde dreimal verwundet. Nach dem Sieg der Franco-Truppen ging er nach Frankreich. Er war von 1939 bis 1941 in französischen Internierungslagern: St. Cyprien, Gurs, Le Vernet und Les Milles interniert. Anfang August 1941 flüchtete er nach Marseille, wo er ungefähr drei Monate ohne Quartier lebte. Dort lernte er seine künftige Frau Charlotte

<sup>377</sup> Vgl. Erich Loest: *Prozesskosten. Bericht.* Göttingen 2007. S. 29.

<sup>378</sup> Vgl. Walter Janka: *Spuren eines Lebens.* Berlin 1991. S. 46.

<sup>379</sup> Thälmann Bataillon – eine Einheit der XI. Internationalen Brigade im Spanischen Bürgerkrieg, die unter dem Befehl des Schriftstellers Ludwig Renn stand und der vorwiegend deutsche Antifaschisten angehörten. In: Michael Berger: „Sie kämpften für die Freiheit“. Deutsche im spanischen Bürgerkrieg. <<http://www.vorwaerts.de/artikel/ae-sie-kaempften-fuer-die-freiheit-ae>> Datum des Zugriffs: 13.07.2009.

<sup>380</sup> Vgl. Walter Janka in einem Interview mit Alfred Eichhorn für Radio DDR am 19. November 1989. In: Alfred Eichhorn, Andreas Reinhardt (Hrsg.): *Nach langem Schweigen endlich sprechen. Briefe an Walter Janka.* Berlin / Weinheim 1990. S. 169 – 183, hier S. 171.

Scholz kennen. Sie war Mitglied einer kommunistischen Widerstandsgruppe, brachte Janka Geld und Lebensmittelkarten. Die beiden wanderten 1941 nach Mexiko aus. Dort gründete Janka gemeinsam mit Paul Merker und Alexander Abusch die Bewegung und die Zeitschrift „Freies Deutschland“<sup>381</sup>. Janka arbeitete auch als Schriftsetzer und Verlagsleiter in dem 1942 gegründeten Verlag „El Libro Libre“, dem berühmtesten und erfolgreichsten Exil-Verlag auf dem amerikanischen Kontinent.<sup>382</sup> Er verlegte etwa 30 Bücher, unter anderem die Werke von Anna Seghers, Heinrich Mann, Ernst Sommer und Egon Erwin Kisch. 1946 übernahm er die Leitung der KPD-Gruppe in Mexiko.

1947 kehrte der Verleger nach Ostberlin zurück und kurz darauf wurde er für ein Jahr persönlicher Mitarbeiter von Paul Merker im Zentralkomitee der SED. In den Jahren 1948 – 1950 war er Generaldirektor der Deutschen Film AG (DEFA). Seit Februar 1950 war er stellvertretender Geschäftsführer und 1951 Leiter des Aufbau-Verlages. Der Aufbau-Verlag war der „bedeutendste belletristische Verlag der DDR“<sup>383</sup>, in dem nicht nur die Werke von namhaften ostdeutschen Schriftstellern (wie Anna Segers, Bertolt Brecht oder Arnold Zweig), sondern auch von westlichen Autoren (wie Thomas und Heinrich Mann oder Lion Feuchtwanger) publiziert wurden. Janka war ein erfolgreicher Verleger und der Aufbau-Verlag wurde für viele Schriftsteller und Intellektuelle zum Treffpunkt und Diskussionsforum.

Walter Janka beteiligte sich an Diskussionen über eine grundlegende Reform des Sozialismus in der DDR. Ende 1956 wurde er vom MfS unter folgendem Verdacht verhaftet:

„Mitorganisator einer staatsfeindlichen Gruppe zu sein und im Jahre 1956 an Handlungen teilgenommen zu haben, welche die Untergrabung und Beseitigung der volksdemokratischen Ordnung in der Deutschen Demokratischen Republik und die Restaurierung des Kapitalismus zum Ziele hatten.“<sup>384</sup>

---

<sup>381</sup> „Freies Deutschland“ war eine antifaschistische Organisation und eine im November 1941 gegründete Zeitschrift, die durch Lesungen von Egon Erwin Kisch, Anna Seghers sowie Andre Simone finanziert wurde und sich am Moskauer Sozialismus orientierte. In: Tobias Kunow: Die Zeitschrift „Freies Deutschland“. <<http://golm.rz.uni-potsdam.de/Mexiko/Literaturgruppe/fd.htm>> Datum des Zugriffs: 21.07.2009.

<sup>382</sup> Vgl. Michael Rohrwasser: *Wer ist Walter Janka? Eine Biographische Notiz*. In: Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 117 – 124, hier S. 120.

<sup>383</sup> Fritz J. Raddaz: *Vom Verrat der Genossen. Walter Jankas todtrauriger Bericht aus der DDR*. In: Die Zeit. Nr. 46. 10.11.1989. S. 15-16, hier S. 15.

<sup>384</sup> Verfügung des Ministeriums des Inneren, Staatssekretariat für Staatssicherheit, vom 5. Dezember 1956 über die Einleitung des Ermittlungsverfahrens gegen Walter Janka. In: Ingke Brodersen (Hrsg.): *Der Prozeß gegen Walter Janka. Eine Dokumentation*. Reinbek bei Hamburg 1990. S. 13.

Der Anlass für die Verhaftung war Jankas Versuch, die Reise des Verlagsautors Georg Lukács 1956 aus dem unruhigen Ungarn nach Ostberlin zu organisieren (Lukács galt bei DDR-Politikern als „geistiger Vater der Konterrevolution in Ungarn, [...] Verräter [...], der schon immer ein verkappter Agent des Imperialismus in den Reihen der internationalen Arbeiterbewegung war“<sup>385</sup>. Die zu diesem Zweck für den Oktober 1956 geplante Reise nach Budapest wurde dem Verleger letztendlich verboten.

Janka wurde am 6. Dezember 1956 in seinem Verlag verhaftet und in die Untersuchungshaft in Berlin-Hohenschönhausen eingeliefert, wo er über ein halbes Jahr lang verhört wurde. Am 18. März 1957 wurde er offiziell aus der SED ausgeschlossen. Im Prozess (23. bis 26. Juli 1957) saß er zusammen mit dem Chefredakteur der Zeitschrift „Sonntag“ Gustav Just, dem Redakteur der genannten Zeitschrift Heinz Zöger und mit dem Rundfunkredakteur Richard Wolf auf der Anklagebank. Wegen „konterrevolutionärer Verschwörung“<sup>386</sup> wurde Janka vom Obersten Gericht der DDR zu fünf Jahren Zuchthaus mit verschärfter Einzelhaft verurteilt. Die Strafe verbüßte er im Zuchthaus Bautzen II, wo er inzwischen schwer erkrankte. Keiner seiner Freunde hat sich für ihn eingesetzt:

„Daß sich keiner der... Freunde... dazu aufschwang, gegen die unwahren Behauptungen zu protestieren, war die schlimmste Enttäuschung für Janka...“<sup>387</sup>

Eine besonders schwerwiegende Rolle bei der Verurteilung Jankas spielte Wolfgang Harich, der mit seiner Selbstanklage und seinen Aussagen nicht nur den Verleger, sondern auch andere Menschen belastete:

„Ohne seine Aussagen wäre die Staatssicherheit nicht imstande gewesen, eine einigermaßen überzeugende Anklage gegen mich und die anderen Mitangeklagten Just, Zöger und Wolf zu formulieren. [...] durch seine Aussage sechs Menschen auf lange Jahre ins Zuchthaus gehen mußten.“<sup>388</sup>

---

<sup>385</sup> Lukács wurde als „geistiger Vater der Konterrevolution in Ungarn“ in der Rede des Generalstaatsanwalt Melsheimer während des Prozesses gegen Walter Janka bezeichnet. In: Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 38.

<sup>386</sup> Michael Hinze: *Wie es besser zu machen ist. Die Erinnerungen des ehemaligen Aufbau – Verlegers Walter Janka*. In: Der Tagesspiegel. Nr. 13413. 15.11.1986. S. XIV.

<sup>387</sup> Ebd., S. XIV.

<sup>388</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 339.

Die anhaltenden Proteste aus dem Westen von Katia, Erika und Thomas Mann, von Leonard Frank, Lion Feuchtwanger und Günther Weisenborn wurden schließlich wirksam: Janka wurde zehn Monate vorzeitig, am 23. Dezember 1960, entlassen.<sup>389</sup>

Die Hafterlebnisse des Verlegers haben manche Schriftsteller zur literarischen Verarbeitung inspiriert: mit der Figur Havelkas porträtierte Stefan Heym in seinem Roman *Collin* Walter Janka und dessen Prozess<sup>390</sup>. Auch Erich Loest in seinem Roman *Durch die Erde ein Riß* erwähnt seinen Bautzener Mithäftling Janka.

Nach der Entlassung wurde Janka mit Berufsverbot belegt und lebte zunächst von Übersetzungen und Synchronisationen. Von 1962 bis 1972 war er als Dramaturg bei der DEFA tätig, wo er Szenarien und Drehbücher für Spielfilme entwickelte. Er war erheblich an dem mehrfach ausgezeichneten Film *Goya oder Der arge Weg der Erkenntnis* (1971) (Verfilmung des gleichnamigen Romans von Lion Feuchtwanger durch Konrad Wolf) oder *Die Toten bleiben jung* (1968) von Joachim Kunert beteiligt.<sup>391</sup> Sein autobiografisch gefärbtes Szenarium über den Spanischen Bürgerkrieg *Reise nach Gadesa* blieb unverfilmt.

1972 wurde Janka pensioniert. Seine Anträge auf Rehabilitierung lehnte Honecker immer wieder ab. Stattdessen wurde der Verleger 1989 mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold ausgezeichnet, „in Würdigung hervorragender Verdienste beim Aufbau und bei der Entwicklung der sozialistischer Gesellschaftsordnung in der Deutschen Demokratischen Republik“<sup>392</sup>. In den achtziger Jahren schrieb er Artikel, reiste mehrmals in die Bundesrepublik und hielt Vorträge über seine Erlebnisse im Spanischen Bürgerkrieg.

Im Oktober 1989 veröffentlichte Janka Teile seiner Memoiren in der Bundesrepublik. 1990 wurde er rehabilitiert und für sein dramaturgisches Gesamtschaffen mit dem Heinrich-Greif-Preis ausgezeichnet. Gleichzeitig kam es zu einem publizistischen und juristischen Streit zwischen Janka und Harich über Einzelheiten des Prozesses von 1957.

Der Verleger starb am 17. März 1994 in Kleinmachnow bei Berlin.

---

<sup>389</sup> Vgl. Walter Janka in einem Interview mit Alfred Eichhorn für Radio DDR am 19. November 1989. In: Alfred Eichhorn, Andreas Reinhardt (Hrsg.): *Nach langem Schweigen endlich sprechen. Briefe an Walter Janka*. Berlin / Weinheim 1990. S. 169 – 183, hier S. 174.

<sup>390</sup> Vgl. Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 310.

<sup>391</sup> Vgl. Michael Rohwasser: *Wer ist Walter Janka? Eine Biographische Notiz*. In: Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 117 – 124, hier S. 123.

<sup>392</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 9.

Walter Janka war in erster Linie Verleger, dann Autor. Er veröffentlichte vier Bücher: den Erinnerungsband *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* (1989), die Autobiographie *Spuren eines Lebens* (1991), seine Memoiren an die Arbeit im Aufbau-Verlag 1950 – 1956 *Bis zur Verhaftung. Erinnerungen eines deutschen Verlegers* (1993) und die Dokumentation *Die Unterwerfung. Eine Kriminalgeschichte aus der Nachkriegszeit* (1994), die unter anderem Berichte des MfS über Janka beinhaltet.

#### 4. Das Gefängnis in Bautzen

Bautzen ist das Symbol für politische Haft in der DDR. Zu dieser Zeit bestand der Komplex hauptsächlich aus zwei Gebäuden: Bautzen I und Bautzen II. Das Gefängnis Bautzen I, im Volksmund wegen der gelben Klinkerfarbe „Gelbes Elend“<sup>393</sup> genannt, wurde nach dem Kriegsende 1945 von der sowjetischen Besatzungsmacht als Speziallager benutzt. Offiziell sollte es der Inhaftierung von NS- und Kriegsverbrechern dienen, wurde aber schnell zu einem Gefängnis für politische Gefangene. Bautzen II wurde als „Stasi-Gefängnis“<sup>394</sup> berühmt, hier wurden Partei- und Regimekritiker, Ausreisewillige, Fluchthelfer, Spione und abtrünnige MfS-Mitarbeiter inhaftiert.<sup>395</sup>

Die Landesstrafanstalt (Bautzen I) wurde im Jahre 1904 am Rande der Stadt errichtet. Es wurde mit 1100 Haftplätzen gebaut: Große Säle für gemeinsames Arbeiten am Tag und Einzelzellen für die Nachtruhe, Höfe mit Grünanlagen, große Waschräume, Wasserklosett, Zentralheizung, Krankenabteilung und Küche mit eigenem Garten für den Gemüseanbau. Bautzen war Jugendstrafanstalt und Gefängnis für Ersttäter. Insbesondere für sie sollte der Strafvollzug nicht nur Strafe, sondern auch Hilfe sein. 1906 wurde das Gerichtsgefängnis Bautzen II zusammen mit dem Amts- und Landgericht gebaut. Das Zellengefängnis hatte 203 Haftplätze. Sie dienten der Untersuchungshaft wie auch der Verbüßung kurzer Haftstrafen. Die Verurteilung zu einigen Tagen Haft im Gerichtsgefängnis war üblich. Das Bautzener Gerichtsgefängnis war modern ausgestattet, aber zu groß. Selten wurden alle Haftplätze gebraucht.

Beide Gefängnisse entsprachen den damaligen Standards humanistischen Strafvollzugs. 1923 wurden sie vom Sächsischen Innenministerium zu den „Vereinigten Gefangenenaanstalten“<sup>396</sup> zusammengeschlossen. In den dreißiger Jahren waren die beiden Anstalten mit politischen Gefangenen (vorwiegend Kommunisten und Sozialdemokraten, später auch mit rassistisch oder völkisch Verfolgten) gefüllt. Unter der nationalsozialistischen Diktatur wurden militärische Umgangsformen, Drill, harte Arreststrafen und karge Verpflegung eingeführt. Für Wiederholungstäter, politische Gefangene, Juden, Sinti und Roma sowie allgemein fremdländische Gefangene wurden

<sup>393</sup> Bautzener Komitee (Hrsg.): *Das gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten. 1945 – 1956.* Mit einem Dokumentenanhang. Berlin 1992. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie.* München 2004. S. 73.

<sup>394</sup> Gedenkstätte Bautzen / Stiftung Sächsische Gedenkstätten (Hrsg.): *Gedenkstätte Bautzen.* Besucherinformation (Prospekt). Berlin 2005.

<sup>395</sup> Vgl. ebd.

<sup>396</sup> Ebd.

immer mehr Sonderregelungen eingeführt und viele von ihnen wurden in Konzentrationslager überführt. Ende 1944 war das Gefängnis mit 1.600 Insassen um ein Drittel überbelegt. Weitere 700 Gefangene befanden sich in vier Außenlagern der Strafanstalt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg errichtete das NKWD in der Landesstrafanstalt ein Speziallager. Es sollte der Inhaftierung von NS- und Kriegsverbrechern dienen, wurde aber schnell zu einem Gefängnis für politische Gefangene: unter konstruierten Anschuldigungen wie „Spionage“ oder „antisowjetische Propaganda“ wurden Oppositionelle verurteilt und ins Speziallager eingewiesen.<sup>397</sup> Obwohl die Haftanstalt um ein Barackenlager erweitert wurde, war sie mit bis zu 7700 Menschen vollkommen überfüllt.

Die Haftbedingungen in Bautzen waren inhuman. Die Einzelzellen waren überfüllt, die hygienischen Bedingungen miserabel. Wasser und Nahrung reichten kaum für die Verhafteten. Geständnisse zu den häufig konstruierten Anklagen erpresste das NKWD notfalls mit Folter. Im benachbarten Gerichtsgebäude tagte bis 1949 ein sowjetisches Militärtribunal. Nach der DDR-Gründung wurde das Zuchthaus an die Volkspolizei übergeben. Die meisten Urteile wurden aus politischen Gründen gesprochen. Auf diese Weise unterstützte die sowjetische Besatzungsmacht den Aufbau einer kommunistischen Diktatur. Die Häftlinge in der Einzelhaft waren oft jahrelang des Kontaktes zu anderen Menschen beraubt. Was das Leben in der Isolation bedeutet, hat Gustav Just in seinem Buch *Zeuge in eigener Sache* ausgedrückt:

„Ich hockte, einschließlich der Untersuchungshaft, über zwei Jahre in strenger Einzelhaft. Das bedeutet: allein auf der Zelle, allein beim Hofgang, Arbeit ebenfalls auf der Zelle. In dieser Zeit sah ich außer den Wächtern keinen Menschen, konnte mit niemandem sprechen, denn mit den Wächtern gab es natürlich kein Gespräch.“<sup>398</sup>

Die Unterbringung der Häftlinge erfolgte in Zellen, in den früheren Maschinensälen, die 1945 von den Sowjets ausgeräumt wurden sowie in Barackenstuben. Bis 1948 hatten die Gefangenen keine Matratzen, Strohsäcke oder Decken zur Verfügung. Die meisten Zellen hatten eine Größe von 1,90m x 3,80m bei einer Höhe von 3,50m. Die ursprünglich für einen Mann bestimmten Zellen waren mit

---

<sup>397</sup> Vgl. Michael Groth: *Sterben hinter den Mauern von Bautzen*. In: Walter Bajohr (Hrsg.): *Das Erbe der Diktatur*. Bonn / Berlin 1992. S. 40 – 44, hier S. 41.

<sup>398</sup> Gustav Just: *Zeuge in eigener Sache*. Berlin 1990. S. 162.

4, manchmal auch mit 5 oder 6 Häftlingen belegt. Es gab praktisch keinen Platz zur Bewegung und die Benutzung der Pritschen war tagsüber verboten. Die undichten Kübel verpesteten die Luft, wozu noch zusätzlich das Verbot des Öffnen von Fenstern beitrug. In den Sälen und Zellen brannte nachts ständig Licht. Gustav Just beschreibt das Aussehen seiner Zelle folgendermaßen:

„[...] ein an die Wand geschraubter kleiner Tisch, eine ebensolche Bank, ein schmales Klappenbett, ein winziges Wandregal, in der Ecke das Klobecken, dazu ein Hocker, das war alles. Die Wände waren in Mannshöhe mit dunkelgrauem Lack gestrichen, an der Decke eine vergitterte Glühbirne. Das vergitterte Fenster bot Ausblick auf das Dach der Anstalt, in der, wie ich später erfuhr, Gericht und Untersuchungsgefängnis untergebracht waren.“<sup>399</sup>

Durch Hunger, Krankheiten und Isolation von der Außenwelt starben mehrere Tausend Menschen. Aufgrund von Akten und Suchgrabungen lassen sich bislang rund 3000 Tote belegen, ehemalige Häftlinge gehen dagegen von bis zu 16000 Verstorbenen aus. Erst im August 1948 kam es in Bautzen zu Verbesserungen im Gesundheitswesen. Dies ist vor allem einer sowjetischen Militärärztin zu verdanken, die von den Häftlingen als „Engel von Bautzen“<sup>400</sup> bezeichnet wurde. Auf ihr Betreiben wurden Zusatzkost für Tuberkulöse und Röntgendifchleuchtungen eingeführt sowie Tuberkulose-Stationen eingerichtet.

Von Mai 1945 bis Februar 1950 durchliefen ca. 27000 Häftlinge das Zuchthaus Bautzen. Ungefähr die Hälfte von ihnen wurde weitergeleitet in andere Lager in der sowjetischen Besatzungszone oder in der Sowjetunion.

Nach der Gründung der DDR wurde das Zuchthaus Bautzen mit 6000 Gefangenen an die Deutsche Volkspolizei übergeben. Die immer schlechteren Haftbedingungen führten zum Ausbruch eines Aufstandes der Inhaftierten, der im März 1950 brutal niedergeschlagen wurde.<sup>401</sup>

Bautzen I blieb bis zum Ende der DDR ein Gefängnis für politische Häftlinge. Bautzen II diente von 1945 bis 1949 der sowjetischen Besatzungsmacht als Untersuchungsgefängnis, dann wurde es den DDR-Behörden übergeben. 1956 richtete

<sup>399</sup> Gustav Just: *Zeuge in eigener Sache*. Berlin 1990. S. 162.

<sup>400</sup> Paul Hoffmann: *Straflager und Zuchthäuser der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. In: Klaus-Peter Graffius, Horst Hennig (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004. S. 15 – 69, hier S. 37.

<sup>401</sup> Vgl. Gedenkstätte Bautzen / Stiftung Sächsische Gedenkstätten (Hrsg.): *Gedenkstätte Bautzen*. Besucherinformation (Prospekt). Berlin 2005.

das Ministerium für Staatssicherheit in Bautzen II eine Sonderhaftanstalt ein. Sie wurde zu einem Hochsicherheitstrakt mit 200 Haftplätzen ausgebaut. 1963 wurde das Gebäude von Bautzen I abgetrennt und als eigenständige Strafvollzugsanstalt geführt. Von 1956 bis 1989 wies die Stasi ca. 2700 Menschen nach Bautzen II ein, über 80% von ihnen aus politischen Gründen.<sup>402</sup> Die Häftlinge wurden oft in langjähriger Einzelhaft isoliert. Bautzen II war immer streng von der Öffentlichkeit abgeschirmt.

Alle politischen Häftlinge aus den beiden Bautzener Gefängnissen kamen bis Dezember 1989 frei. Das Sächsische Justizministerium übernahm 1990 beide Anstalten. Bautzen I ist bis heute Justizvollzugsanstalt, Bautzen II wurde 1992 endgültig geschlossen.

Die Stasi vernichtete viele Dokumente, die die Geschichte des Gefängnisses betreffen, trotzdem lassen sich viele Fakten durch Zeitzeugen, Aktenauswertung und Spurensicherung vor Ort rekonstruieren. 1994 begann die Errichtung der Gedenkstätte Bautzen. Es wird seitdem dort der Opfer politischer Verfolgung gedacht.

---

<sup>402</sup> Vgl. Gedenkstätte Bautzen / Stiftung Sächsische Gedenkstätten (Hrsg.): *Gedenkstätte Bautzen*. Besucherinformation (Prospekt). Berlin 2005.

## 5. Die erlebte und erinnerte Gefängnisrealität

### 5.1 W. Kempowskis Vorstufsarbeiten zu Büchern über Bautzen

Der Aufenthalt in Gefängnissen und im Zuchthaus Bautzen war eine der wichtigsten Erfahrungen Kempowskis und hat sein Leben und Werk deutlich beeinflusst. Die Bedeutung des Hafterlebnisses für den Schriftsteller hat sein Biograph Dirk Hempel genau wiedergegeben:

„Die Jahre in Bautzen sind das Zentrum, um das Kempowskis Leben kreist, bis heute. Sie stellen den tiefsten Punkt seiner Existenz dar, bedeuteten Einkehr, Besinnung und Beginn des Wiederaufstiegs aus eigener Kraft. In Bautzen kristallisierte sich die Idee seines späteren Lebens heraus, das Dasein als Schriftsteller und Landlehrer, und Bautzen wurde zur Keimzelle seiner schriftstellerischen Arbeit, Verletzung und Antrieb zugleich. Das Erlebnis drängte zur Bewältigung, bot Stoff für das erste Buch, für ein Hörspiel, war Anlaß der gesamten ‚Deutschen Chronik‘ und bildet den Ausgangspunkt des ‚Echolots‘.“<sup>403</sup>

Die ersten literarischen Versuche Kempowskis wurden durch seine achtjährige Haftfahrung geprägt. Sie scheiterten jedoch, denn das Thema und die Motivation reichten nicht dazu, ein Buch zu verfassen. Nach der Phase literarischer Experimente beherrschte der Autor allmählich sein eigenes Darstellungsverfahren.

Die Frage nach Kempowskis Motivation zum Schreiben eines Buches über seine Gefangenschaft lässt sich nicht nur als sozialpsychologische Notwendigkeit erklären. Es gibt mehrere Gründe, die ihn zur Darstellung seiner Erfahrungen angeregt haben: den Versuch der Sinngebung seiner Haftzeit, die Bearbeitung der Schuldgefühle der Mutter gegenüber, Legitimationsanspruch, also der Wunsch nach sozialer Rehabilitierung sowie nach der Aufhebung des Häftlingsstigmas durch die wahrheitsgemäße Begründung seiner Verurteilung.<sup>404</sup>

Obwohl die ersten Versuche der literarischen Bearbeitung des Haftthemas von Kempowski schon 1957 – 1958 unternommen wurden, waren die Jahre 1956 – 1960

---

<sup>403</sup> Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 25.

<sup>404</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Text – Vorstufen zu Walter Kempowskis „Im Block“ (1969). Zu einigen Bedingungen der Modifizierung biographischer „Wirklichkeit“ durch ihre literarische Darstellung*. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 207 – 219, hier S. 207 – 208.

eher eine Latenzzeit, die der Schriftsteller dem Sammeln von Materialien für seine zwei großen Themen, die Haftfahrung und die Geschichte der eigenen Familie, widmete.<sup>405</sup> Während der Vorbereitungen zu dem Haftbuch rekonstruierte Kempowski seine Reminiszenzen an die Zuchthauszeit und stellte Überlegungen über sein Darstellungsverfahren an. Er begann in dieser Zeit auch seine Mutter nach der Vergangenheit, unter anderem nach der Geschichte der Familie Kempowski sowie nach ihrer Haftzeit zu befragen und ihre Erinnerungen auf Tonband aufzunehmen. Doch die Tonbandprotokolle über die Gefangenschaft der Mutter verwendete der Autor erst in seinem zweiten Haftbuch, im Roman *Ein Kapitel für sich* (1975).

Kempowskis erste Versuche der Beschreibung seiner Haftfahrungen sind von der Suche nach einem entsprechenden Darstellungsverfahren gekennzeichnet. In dieser Zeit entstanden Skizzen: *Zelle* (ca. 1957), *Krümeleien*, *Das Auge* und *Knast* (alle 1958), die einen autobiographischen Charakter haben und in denen der Autor mit der Erzählform und mit Symbolik experimentierte.<sup>406</sup>

In der Skizze *Zelle* beschrieb er die typische Grundsituation eines Gefangenen: der Häftling vs. das Guckloch, was Konnotationen zum Thema Gefangenschaft kontra Freiheit hervorruft.<sup>407</sup> Durch die Personifizierung des anonymen Wächterauges wollte Kempowski die Anonymität des Gefangenen ausdrücken. Er bediente sich auch der Symbole und stellte z.B. die Zelle oft als ein Aquarium dar. Schon in *Knast* vergleicht der Autor seine Fahrt ins Gefängnis mit dem Herausfischen aus einem Teich oder aus einem Meer und dem Hineinsetzen in ein Bassin.<sup>408</sup> Auch im Fragment *Das Auge* bediente er sich des Symbols von in einem engen Raum eingeschlossenen Fischen, die von einem Menschenauge beobachtet wurden:

„Blaugekochte, aber lebendige Fischchen standen unbeweglich im Raum. Das Wasser war kalkig grün – blau und von winzigen Bläschen durchsetzt, als stünde es kurz vor dem Sieden. [...]“

Durch ein kleines, mit Glas verschlossenes, rundes Loch konnte man in den Raum hineinsehen. Das Loch war von außen mit einem kleinen Metallschieber versehen. Der

---

<sup>405</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 24.

<sup>406</sup> Vgl. ebd., S. 31, 238.

<sup>407</sup> Vgl. ebd., S. 32 – 33.

<sup>408</sup> Vgl. Walter Kempowski: *Knast*. 1958. In: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 33.

Schieber wurde in diesem Augenblick sacht zur Seite geschoben und ein Menschenauge erschien in der kreisrunden Öffnung.“<sup>409</sup>

Das Auge erinnert an Wesen mit magischen Kräften, deren Blick versteinert oder wehrlos macht.<sup>410</sup> Es ist ein Symbol des Bösen und steht für die Wächter, die durch ein Guckloch Gefangene beobachten. Die Fische – als Sinnbild der Lebewesen – verkörpern die Häftlinge in der Zelle.

In dem Raum befindet sich noch ein Augapfel, der im Gegensatz zu den Fischen keine Angst vor dem Beobachter hat, sondern ihn mit Verachtung anschaut. Er symbolisiert das Ich des Autors:

„In der Mitte schwiebte ein quallengroßer Augapfel, ernst, wie ein Schweinsauge, von dem man sich die Wimpern fortdenk. Sehnen und Äderchen hingen hinten herunter, als sei es erst kürzlich ausgerissen. Der ernste Ausdruck enthielt etwas Beleidigtes. Mit den Sehnen und Äderchen, die hinten herabgingen und leise hin- und herpendelten, bewegte es sich zuweilen ein wenig. Ob es sich nun etwas zur Seite oder nach oben wandte, die gekochten Fischchen folgten ihm mit kleinen Bewegungen ihrer abstehenden, erstarren Flossen, als müßten sie beobachten, wes Sinnes das Auge geworden sei. Als hing von einer Sinnesänderung Befehl, dem es eilig zu folgen gälte, oder irgendein Urteil ab. [...]“<sup>411</sup>

Die Texte haben Mitteilungscharakter.<sup>412</sup> Im Fragment *Knast* stellte der Autor im Berichtstil die auf realen Erinnerungen basierenden Erlebnisse und die Verhaftung dar. Seine Absicht ist dabei, den Leser in die Situation des Erzählers hineinzuversetzen:

„Einige Minuten des Zögerns – die letzte Möglichkeit zur Flucht war verpasst. Der Wagen raste über die Landstraße. Ein schweigsamer Begleitoffizier bot mir fortwährend Zigaretten an.

Gefangen. Ein einziger Tag war seit meiner Verhaftung vergangen, und doch trennten mich Jahre von meinem bisherigen Leben. Am Morgen hatte Mutter noch neben den Soldaten gestanden, klein und verhärmmt, ‚armer Junge‘ hatte sie gesagt, das war der Abschied.“<sup>413</sup>

<sup>409</sup> Walter Kempowski: *Das Auge*. 1958. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 34.

<sup>410</sup> Vgl. Hans Biedermann: *Knaurs Lexikon der Symbole*. München 1989. S. 42.

<sup>411</sup> Walter Kempowski: *Das Auge*. 1958. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 34.

<sup>412</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 32.

<sup>413</sup> Walter Kempowski: *Knast*. 1958. In: Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 29.

In dem Text werden die inneren Vorgänge und Ereignisse wahrheitsgetreu und präzise dargestellt.<sup>414</sup>

Im Laufe der Zeit lässt sich beobachten, dass der Schriftsteller seine Darstellungen immer mehr verallgemeinert. Er gibt auch allmählich die symbolische Ausdrucksweise (wie im Text *Das Auge*) auf.

Die erste Gelegenheit zur öffentlichen Äußerung über seine Haft erfahrungen bot sich während der Studienzeit. Im September 1959 schrieb er seine Examenarbeit *Pädagogische Arbeit im Zuchthaus. (Ein Erfahrungsbericht)*, in der er seine Tätigkeit im Bautzener Kirchenchor aus pädagogischer Sicht deutete und Haft wahrscheinlich ironisch als „eine große Gnade“<sup>415</sup> bezeichnete. Im Gutachten seines Betreuers steht:

„Der Verfasser beschreibt, wie er in der hoffnungslosen Lage einer nicht befristeten Zuchthaushalt den Versuch macht, sich und eine Gruppe seiner Mitgefangeinen durch die gemeinsame Arbeit an schweren Chören der Kirchenmusik geistig, moralisch und physisch so in Form zu bringen, daß sie ihr Schicksal annehmen und in ein für ihr späteres Leben positives Ereignis umwandeln können. Der in einer künstlerisch verdichteten und reifen Sprache geschriebene [...] Bericht dringt zu tiefer, in der Zusammenfassung noch einmal formulierten pädagogischen Wahrheit vor.“<sup>416</sup>

Aus diesem Fragment ist ersichtlich, dass jede Art Tätigkeit, zum Beispiel die Arbeit im Chor eine wesentliche geistige Stütze für die Gefangenen war.

Der Plan eines Buches über Bautzen entstand im November 1959. In dieser Zeit sind die Aufzeichnungen des Schriftstellers von den Erinnerungen an die Haftzeit sowie an die Kindheit gekennzeichnet.

1963 erwog der Schriftsteller für das geplante Buch über seine Haftzeit den Titel *Die Anerkennung*. Dieser Titel wurde durch Kempowskis Anspruch darauf in Betracht gezogen, als politischer Gefangener öffentlich anerkannt zu werden. Es hätte für ihn die Sinngebung seiner Haft, die soziale Beseitigung seiner Schuld und auch die Minderung des subjektiven Schuldbewusstseins bedeutet.<sup>417</sup> In dieser Zeit schwankte Kempowskis Stil bereits zwischen Symbolik und realistischer Wiedergabe, was mit Franz Kafka,

---

<sup>414</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 29.

<sup>415</sup> Walter Kempowski: *Pädagogische Arbeit im Zuchthaus. (Ein Erfahrungsbericht)*. Die Examensschrift. 1959. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 30.

<sup>416</sup> Heinrich Heise: Gutachten. 22. 12. 1959. In: Akademie der Künste, Walter Kempowskis Archiv 97. Zit. nach: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 36 und 38.

<sup>417</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 63.

seinem Vorbild seit 1961, verbunden ist.<sup>418</sup> Kafkas Werke erweckten bei Kempowski Assoziationen zu seinen Hafterfahrungen. Er fand damit, wenn auch durch Nachahmung, sein eigenes Darstellungsverfahren und von diesem Moment an setzt seine schriftstellerische Tätigkeit eigentlich ein.<sup>419</sup> In diesem Stil entstanden drei unpublizierte Texte: die Erzählungen *Der Restaurator* (1961) und *Vor dem Gewitter* (1963) sowie der vierteilige Briefroman *Margot* (letzte Fassung 1963).<sup>420</sup>

Die Handlung in *Der Restaurator* erinnert an *Das Schloss* (1926), auch die Grundsituation der Helden Kafkas wird nachgestaltet:

„die Ausgeliefertheit der subjektiv Unschuldigen an einen anonymen Apparat, der aber eine Schuld festgesetzt hat, die Vergeblichkeit der Sinnsuche für den Helden [...]“<sup>421</sup>.

Den Inhalt bildet die Geschichte eines Restaurators, der in eine alte Stadt kommt, um dort in einer Kirche übermalte Fresken wieder freizulegen. Seine Aufgabe erweist sich jedoch als äußerst schwierig, denn er bekommt nirgendwo Auskunft über seine bevorstehende Arbeit und wird zusätzlich in einige mysteriöse Situationen verwickelt. Der Protagonist versucht erfolglos, den Sinn des rätselhaften Geschehens zu begreifen.<sup>422</sup> Die vergebliche Sinnsuche beinhaltet das Konzept der metaphysischen Schuld, das auch eine Andeutung an Kafka ist.<sup>423</sup> Zu einer metaphysischen Schuld werden die im Text vorkommenden Spuren des Schuldbewusstseins des Autors umgestaltet. In diesem Text findet man Anspielungen an Kempowskis Zuchthauserfahrungen, z.B. die Aufbewahrung der Menschen in Schränken, also in Zellen.

Die Kennzeichen des Buches sind außer Orientierung an Kafka auch Rückgriffe auf Traum-Aufzeichnungen und Verfremdung der Haftsituation (Schränke – Zellen, Diakone – Wächter, Pastor – Untersuchungsrichter usw.):

„Im Pfarrhaus werden wartende Fragesteller von Diakonen in Schranken bewacht.

Zum Pfarrer vorgelassen, wird er mit der Ausführung seines Auftrags hingehalten. Mit diesem ist offenbar ein geheimnisvoller Sinn verbunden, der dem Restaurator nicht mitgeteilt wird. Auch in die Marienkirche lässt man ihn nicht. Schließlich wird er

<sup>418</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 30.

<sup>419</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>420</sup> Die Fragmente der unpublizierten Texte von Kempowski wurden von Manfred Dierks im Buch *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. (1981) gesammelt.

<sup>421</sup> Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 60.

<sup>422</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 31.

<sup>423</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 60.

darauf verwiesen, sich in seine Kammer zu setzen und dem Wort nachzugrübeln, das man ihm als Schlüssel zum Sinn allen unverständlichen Vorgänge genannt hat. Man erwartet offenbar aber nicht, dass er ihn findet.“<sup>424</sup>

Das Konzept der metaphysischen Schuld wird auch in *Margot* bearbeitet. Es ist ein Roman in Briefen des Ich-Erzählers an die Mutter, der in verschiedenen Fassungen vorliegt und aus drei Teilen besteht: *Der Fahrstuhl*, *In der Stadt* sowie *Beim Grafen*. Der Roman besteht aus in Form von Briefen berichteten Szenen, in denen ein Reisender aus einer fremden Stadt berichtet. Somit ist *Margot* die Ausarbeitung der im *Restaurator* dargestellten Grundsituation. Es kehrt die Symbolik des Auges und des Fisches (wie bei Kafka) zurück:

„Ich besuchte Kobesberger, einen Freund, der bei der Verwaltung angestellt ist. Er lud mich zur Besichtigung des Alten Rathauses ein. In einem Seitenflügel des Hauptgebäudes führen etliche Bürger ein Sonderdasein. Sie leben in kleinen Kabinen. Ich schaute durch Glaslöcher hinein.

Eine Kabine war, so schien es, mit siedendem Wasser gefüllt. Blaue Fische schwammen darin. Gleich sonderte sich ein größerer Fisch aus und schwamm heran. Er umschloß das Glasloch mit seinem Maul. Deutlich konnte ich die vernarbte Wunde erkennen, die ihm der Angelhaken gerissen. Mit seiner Zunge leckte er liebkosend das Glas und lallte alte Erinnerungen.“<sup>425</sup>

Die realen Umstände Kempowskis Lebensgeschichte sind trotz der literarischer Verfremdung deutlich erkennbar, wie z.B. die Ankunft ins Gefängnis:

„Liebe Mutter!

Ich freue mich, Dir endlich mitteilen zu können, daß ich angekommen bin. Gleich hatte ich das große Gebäude gefunden; der Pförtner nahm mein Gepäck und geleitete mich zum Fahrstuhl. [...]

Dann betrat ich den Fahrstuhl. Der Pförtner schob die Tür hinter mir zu. Die Fahrt konnte beginnen.“<sup>426</sup>

---

<sup>424</sup> Walter Kempowski: *Der Restaurator*. 1961. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 66.

<sup>425</sup> Walter Kempowski: Manuscript *Margot*. 1962. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 71 – 72.

<sup>426</sup> Walter Kempowski: Manuscript *Margot*. Zweite Fassung. Erster Teil *Der Fahrstuhl*. 1962. S. 1. Zit. nach: Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 36.

Die Darstellung des Ankommens in der Haftanstalt in Schwerin wird in der Endfassung des Romans *Im Block* auf ähnliche Weise dargestellt, obwohl nicht so poetisch, sondern realistisch:

„Spätabends waren wir in Schwerin.  
Dunkle Toreinfahrt in weißbeworfener Wand. Auf der Zinne zerbrochenes Glas.  
(Hier kriegst du Prügel.)  
Der Begleiter bekam für mich eine Quittung und ging fort, ohne mich noch einmal anzusehen. [...]”  
Ein Mensch, vor dem ich sehr erschrak, öffnete mir Jacke und Hose.  
Er suchte nach Waffen.  
Dann trieb er mich durch die Gänge - <schnöll! schnöll!> - und schob mich in eine Zelle. Es war die Nummer 54.“<sup>427</sup>

In *Margot* bearbeitet Kempowski das Haftthema wieder mit starker Betonung des Schuld-Motivs (vertreten durch die vergebliche Sinnsuche und die Verstrickung des Protagonisten). In dieser Schaffensperiode tritt allmählich das Ich des Autors aus seinem Werk zurück und die Symbolik wird zugunsten einer realistischen Darstellungsweise aufgegeben.

Mit Vorlesungen aus *Margot* verschaffte sich Kempowski das Einverständnis des Publikums, doch die Kritiker waren skeptisch. Sie warfen dem Schriftsteller kompositionelle und sprachliche Schwächen sowie zu offensichtliche sprachliche und thematische Nachahmung Kafkas vor.<sup>428</sup> Hans Magnus Enzensberger schrieb in seinem Gutachten:

„was an dieser prosa zuallermeist auffällt, ist ihr am wenigsten anzukreiden: die abhängigkeit von kafka. der autor bietet ihr auf eine weise die stirn, die von mut zeugt. daß alle personennamen mit k beginnen, ist eine ironische reverenz, die für den text einnimmt. eigentliche epigonen kaschieren ihre vorbilder. Das ist hier nicht der fall. es gibt eine kafka-nachfolge, die durchaus legitim ist. mit dem rat, er möge sich von kafka ‚freischreiben‘, wäre dem autor am wenigsten gedient. das wird er von sich selbst tun, er ist nämlich schon dabei.“<sup>429</sup>

<sup>427</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 7.

<sup>428</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 73.

<sup>429</sup> Hans Magnus Enzensberger: zu walter kempowski, in der stadt (rowohlt). 6. 3. 1962. In: Akademie der Künste, Walter Kempowskis Archiv 97. Zit. nach: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 46.

Kempowskis Manuskripte wurden von Verlegern abgelehnt. Daraufhin gab er seine bisherige Darstellungsweise und das Kafka – Muster auf. Er verzichtete aber nicht auf sein Vorhaben, ein Buch über Bautzen zu schreiben. Für sein Projekt hatte er genug Material gesammelt und die Vorträge über die Haftzeit, die er damals hielt, erfreuten sich eines starken Interesses bei den Zuhörern.

Die Arbeit an dem Haftbuch dauerte noch fünf Jahre, der Text durchlief vier Stadien: einen dreibändigen *Collagen – Versuch* (1964), dessen Umarbeitung zum Protokoll (1964/1965), die dritte Version dieses Textes mit dem Titel *Wassagrynn* (Ende 1965) und die letzte Fassung von *Wassagrynn* (1965 – 1967), die dann in der Schlussbearbeitung 1968 zur Veröffentlichung als *Block* angenommen wurde.<sup>430</sup> Das Darstellungskonzept entwarf Kempowski 1963 mit Hilfe des Rowohlt – Lektors Fritz Raddatz: er wollte seine „Zuchthausjahre in einem nüchternen Erlebnisbericht festzuhalten“<sup>431</sup>. Der Lektor forderte den Autor auf, auf die Darstellung der eigenen Persönlichkeit (die bisher in seinen Werken vorrangig war) zu verzichten. Die Form des Buches sollte ein kommentarloses und wertungsfreies Protokoll sein; ein Erlebnisbericht, der zurückhaltend und in Form einer Collage verfasst werden sollte.

In der ersten Vorstufe des Haftberichtes wird jedoch wieder das Motiv des Auges bearbeitet. In dem Fragment steht das Auge für den Wächter, der einen Häftling überwacht:

„Guckloch, <Spion>, Auge. Stellen wir mal eine Betrachtung an.

Zur Kontrolle des einsitzenden Häftlings.

Ob er noch da ist,  
ob er noch lebt,  
ob er ißt, geht, scheißt,  
ob er gar liegt und schläft, oder sonst was  
Verbotenes tut.

Draußen ist ein Deckelchen davor, man muß es beiseiteschieben  
um hineinsehen zu können. Drinnen ist eine Glasscheibe.

Hier wird hinein- und nicht hinausgeschaut.

Für dieses Auge ist das Außen innen.

[...]

---

<sup>430</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 76.

<sup>431</sup> Walter Kempowski: Brief an Fritz J. Raddatz. 21.11. 1963. In: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 76.

Nicht in das Auge sehen, ins ernste, feierliche, im Schlafatemzug allezeit erwachende.  
Es ignorieren, übersehen.

Dann wird es dich nicht enttäuschen. Es wird dich <brav>  
nennen und von dir, den Schlagstahl eingerollt, ablassen.<sup>432</sup>

Das Grundthema des *Collagen – Versuchs* ist die Haftsituation eines in der Zelle gesperrten Ichs, die vom Schriftsteller verfremdet wird. Die Kennzeichen des Textes sind: Personifikation (das Guckloch-Auge), wobei das Verhältnis Guckloch vs. Spion die Opposition Häftling vs. Wächter symbolisiert, die Vereinfachung der Syntax bis zum unvollständigem Satz, situationsgebundene Sprache sowie Elemente der Alltagssprache und Einteilung des Textes in thematische Blöcke, die oft aus einem Satz bestehen.<sup>433</sup>

In der nächsten Vorfassung des Romans *Im Block*, im Text *Das Protokoll. Vorläufige Niederschrift* (August 1965) berichtete Kempowski auf eine andere Weise von seiner Gefangenschaft:

„Ich hätte wohl gerne geschlafen, aber das war vollständig ausgeschlossen. Durch das Guckloch wurde man alle 5 – 10 Minuten beobachtet. Draußen ist ein Deckelchen davor, drinnen eine Glasscheibe. Das Deckelchen quietschte. Quietschte es nebenan, dann wußte ich: Gleich wird man auch dich betrachten. Dann ging ich sinnend auf und ab oder brütete als einsamer Mensch vor mich hin. Einmal fragte der Posten teilnehmend: <Nu, an Mutter denken?>“<sup>434</sup>

Der Text ähnelt dem *Collagen – Versuch*, es kommt wieder das Motiv des Beobachters und des Häftlings vor. Es gibt hier keine Symbole mehr, auch auf das bisher immer wieder auftretende Motiv des Auges wird verzichtet – es wird durch die Beschreibung des Gucklochs ersetzt. Der Autor war jedoch mit der Form seines Bautzen-Buches nicht

---

<sup>432</sup> Walter Kempowski: *Collagen – Versuch*. Bd. 1. 1964. S. 35 – 37. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 80 – 81.

<sup>433</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 82.

<sup>434</sup> Walter Kempowski: *Das Protokoll. Vorläufige Niederschrift*. 1965. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 83.

mehr zufrieden. Er wollte nicht, dass der Text so wirkte, als ob er noch im Zuchthaus entstand.

Er begann die Arbeit an der dritten Fassung seines Buches, die er *Wassagrynn* betitelte. Das Wort drückt in der Knast-Jargon die Stimmung von „mir reicht's“ aus.<sup>435</sup> Kempowskis Absicht war dabei, die Gefangenschaft als „trivialen Alltag in der Unfreiheit“<sup>436</sup> sachlich darzustellen. Er wollte seine Gefangenschaftsgeschichte „in einem nüchternen Erlebnisbericht“<sup>437</sup> festhalten, deshalb entschied er sich für die protokollarische Darstellungsweise. Es lag ihm am Verzicht auf Kommentare und Wertungen sowie an der Reduzierung der Rolle des Erzählers auf die des kühlen Berichterstatters.

Kempowski arbeitete dabei mit einem Zettelkasten, das heißt mit einem Kasten voller chronologisch geordneter Zettel. Er notierte Erinnerungen darauf und ordnete die Zettel. Dann hat er den Inhalt abgeschrieben, so dass allmählich ein tagebuchartiges Manuskript entstand, das nicht nur die Erlebnisse des Autors, sondern auch die Zeugnisse anderer Häftlinge beinhaltete. Kempowski beschreibt dabei nicht nur sein eigenes Schicksal, sondern hielt er auch an den Erinnerungen anderer Gefangenen fest, denn er wollte das Gefängnis als eine „allgemeine Erscheinung“<sup>438</sup> darstellen und in seinem Bericht nicht als Klagender erscheinen.

Bei der Darstellung der Gefangenschaft stieß Kempowski auf die Schwierigkeit, die Ereignislosigkeit in der Haft wiederzugeben. Der Schriftsteller ließ sich beim Lösen des Problems durch Dostojewski inspirieren, der in *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (1860) seine Gefangenschaft schilderte, indem er nicht sein ganzes Leben in der Haft, sondern ausgewählte Ereignisse darstellte. Auch Kempowski verzichtete auf eine breit ausgeführte Erzählung, stellte Erinnerungsbilder zusammen und schloss sie in Textzellen ein.<sup>439</sup> Die Passagen, die aufeinander folgen, sind durch ein gemeinsames Thema verbunden:

„Das Guckloch hörte ich schon fünf Zellen vorher, es  
quietschte, dazu die Schritte des Postens. Wenn er  
reinguckte, ging ich sinnend auf und ab. Oder brütete

---

<sup>435</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 84.

<sup>436</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 120.

<sup>437</sup> Walter Kempowski an Fritz J. Raddatz, Breddorf 21.11.1963. Walter Kempowskis Archiv 97. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 116.

<sup>438</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 118.

<sup>439</sup> Vgl. ebd., S. 120.

vor mich hin. Ein einsamer Mensch.  
<An Mutter denken?> fragte er einmal.“<sup>440</sup>

Im Unterschied zur früheren Fassung kommen jetzt wieder unvollständige Äußerungen und semantische Verkürzungen vor. Der Autor braucht jetzt die Dinge und Vorgänge nicht zu beschreiben und die Zusammenhänge nicht auszuführen. In *Wassagrynn* haben es die Leser mit einem neuen Darstellungsverfahren zu tun, das dann in der Endfassung von *Im Block* erscheint, obwohl in dem Roman die Kühle und Distanz noch konsequenter sind, Elemente von Ironie kommen vor und die gesprochene Sprache vielerorts durch die Hochsprache ersetzt wird. Die Situation des Erzählers kommt hier deutlich zur Sprache:

„Wenn der Posten auf der gegenüberliegenden Gangseite die Spione hochschob, gab es ein feines, quietschendes Geräusch. Kam es in meine Nähe, dann ging ich sinnend auf und ab. Oder Ich brütete vor mich hin: Ein einsamer Mensch.  
<An Mutter denken?> fragte der Posten durch die Tür.“<sup>441</sup>

Mit der vierten Fassung seines Haftromans hat Kempowski einen Verleger gefunden. 1967 schickte er sein Manuskript (betitelt *Die Zellen*) an den Rowohlt-Verlag. Es machte auf den stellvertretenden Leiter des Verlags Fritz Raddatz einen positiven Eindruck, doch musste Kempowski einiges überarbeiten:

„Und ich will doch rasch berichten, daß ich einen generellen positiven Eindruck habe und mir durchaus scheint, daß wir mit einer Publikation rechnen können.“<sup>442</sup>

„Es müsse noch eine Menge daran getan werden, die Nettigkeiten müßten noch raus. Kühle, Distanz noch konsequenter. Ironie.“<sup>443</sup>

---

<sup>440</sup> Walter Kempowski: *Wassagrynn*. Dritte Fassung des Protokolls. (Korrigierte Kapitel), Bd. 1. S. 27a. Dezember 1965. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 84 – 85.

<sup>441</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 14.

<sup>442</sup> Fritz J. Raddatz an Walter Kempowski, Reinbek, 1.9.1967. WKA 97. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 122.

<sup>443</sup> Kempowskis Tagebuch vom 4.3.1968. WKA 500. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 122.

Ende August 1968 stimmte der Verleger der Veröffentlichung des Buches zu, dessen Titel zuerst *Blöcke*, dann *Im Block. Ein Haftbericht* lautete. Manfred Dierks merkt an, dass das Ergebnis literarischer Bearbeitungen Kempowskis „ein erheblicher Verlust an spezifisch autobiographischer Authentizität“<sup>444</sup> darstellt. Es lässt sich aber auch feststellen, dass dank diesen Bearbeitungen das Buch für die Leser zugänglicher und verständlicher geworden ist.

---

<sup>444</sup> Friedhelm Kröll: *Imagination und Dokumentation. Zu Manfred Dierks: Text – Vorstufen zu Walter Kempowskis „Im Block“ (1969)*. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 221 – 230, hier S. 222.

## 5.2 W. Kempowski: *Im Block* (1969)

An dem Roman *Im Block* arbeitet Kempowski insgesamt 13 Jahre und erst Anfang März 1969 lässt er ihn veröffentlichen. So lange hat der Schriftsteller das Material für seinen ersten Haftroman gesammelt:

„Ja, als ich dann aus dem Zuchthaus kam, habe ich zunächst einmal den Wunsch gehabt, meine dortigen Erlebnisse niederzuschreiben. Den Wunsch hat wohl jeder Häftling, weil das so ungeheuerlich ist, was einem da widerfährt, das muß man einfach irgend jemandem mal bekanntgeben, also entweder er erzählt, oder er schreibt auf. Ich habe dies versucht, zunächst in einem Brief an meinen Freund in Kanada zu formulieren und das ging nicht, und dann habe ich gedacht, dann mußt du ein Buch davon schreiben und hab dann Material gesammelt, und ein Verleger kam zu mir und fragte mich, ob ich nicht ein Buch darüber schreiben will, komischerweise! Und da habe ich gesagt: ja, ich bin schon dabei. Das hat aber 13 Jahre gedauert, bis ich das dann soweit hatte.“<sup>445</sup>

Das erste Exemplar von *Im Block* schenkt der Autor seiner Mutter, er schickt auch Exemplare an seine ehemaligen Mithäftlinge. In der 1987 erschienenen Neuausgabe wird der Text noch einmal überarbeitet und dem Buch werden Zeichnungen beigefügt, die der Schriftsteller unmittelbar nach seiner Entlassung aus Bautzen als Bildnotizen verfertigt hat.

Der Titel des Werkes hängt mit dessen Komposition zusammen. Er bezieht sich auf den Ort der Haft, aber zugleich bezeichnet er die Form des Buches: Der Text besteht aus Fragmenten (Blöcken), die oft miteinander nur locker oder überhaupt nicht verbunden sind.

Im Roman wird von einem Ich-Erzähler in vierzehn Stationen über die acht Jahre seiner Gefangenschaft (1948 – 1956) berichtet. Obwohl die im Buch dargestellte Haftsituation der Wahrheit entspricht, sind sich der Erzähler und der Autor nicht identisch. Im Text wird die Hauptfigur vom Anstaltspersonal und von Mitgefangenen Waltera<sup>446</sup>, Klumpowski<sup>447</sup>, Klempowski<sup>448</sup>, Krempowski<sup>449</sup> und Kempinski<sup>450</sup> genannt.

---

<sup>445</sup> Walter Kempowski, Ilo von Waltershausen: Gespräch Walter Kempowski mit Ilo von Waltershausen. In: Inter Nationales Kultureller Tonbanddienst (Hrsg.): *Deutsche Autoren heute*. Teil 5. Bonn 19 . S. 44 – 62, hier S. 53.

<sup>446</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 12.

Die Ereignisse werden nicht chronologisch geschildert. Das Buch beginnt zwar mit der Verhaftung des Erzählers und endet mit seiner Entlassung aus Bautzen und dem Wiedersehen mit der Mutter, es gibt auch Hinweise auf das Jahr oder die Jahreszeit des Geschehens, doch ist diese Erzählung nicht tagebuchartig geschrieben. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass sich in der Gefangenschaft das Zeitgefühl verändert, denn die Häftlinge verknüpfen wegen anhaltender Monotonie die Ereignisse nur selten mit konkreten Daten. Diese verstörte Chronologie des Erzählens ist aber für das Buch von Vorteil:

„Das vermittelt einen besonderen Eindruck von der Wahrnehmung der Zeit aus der Sicht der Häftlinge.“<sup>451</sup>

Im Roman gibt es kaum Hinweise auf das Schicksal der inhaftierten Mutter; die Figur des ebenfalls in Bautzen gefangen gehaltenen Bruders ist völlig ausgespart. Obwohl inhaltlich zurückgezogen, steht der autobiographische Protagonist im Zentrum der Ereignisse. Die Darstellung der Gefangenschaft ist sehr zurückhaltend. Es fehlt an einer Beschreibung der Gefühle, der emotionalen Vorgänge oder Bewusstseinszustände. Die Ereignisse sowie die Ereignislosigkeit werden kühl und trocken protokolliert.

Der Roman fängt mit der Verhaftungsszene an. Dann werden Verhöre dargestellt, wo der Erzähler unter dem Druck fiktive Namen seiner angeblichen Komplizen erfindet (die er den Gestalten aus Shakespeare-Dramen entlehnt hat). Er kommt dann in die Einzelhaft. Die Reaktion auf den abrupten Wechsel vom normalen Leben in die Isolation und auf die Ungewissheit seines Schicksals ist die Todesangst des Erzählers. Erst nach einiger Zeit lernt er, die Angst zu kontrollieren, durch Wissensrekapitulation, Phantasieren und Erinnerungen. Das Grundmerkmal dieser Extremsituation ist nach Manfred Dierks „die Anstrengung des Häftlings durchzuhalten“<sup>452</sup>.

---

<sup>447</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 132.

<sup>448</sup> Ebd., S. 177.

<sup>449</sup> Ebd., S. 258.

<sup>450</sup> Ebd., S. 273.

<sup>451</sup> Thomas Combrink: *Eine Ästhetik der Leerstellen. Lakonismus als Erzählverfahren in Walter Kempowskis Haftbericht „Im Block“*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur*. I/06. München 2006. S. 53-58, hier S. 57.

<sup>452</sup> Manfred Dierks: *Text – Vorstufen zu Walter Kempowskis „Im Block“ (1969). Zu einigen Bedingungen der Modifizierung biographischer „Wirklichkeit“ durch ihre literarische Darstellung*. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 207 – 219, hier S. 208

Nach mehreren Verlegungen findet im August 1948 die Gerichtsverhandlung statt, die als eine Farce dargestellt wird:

„Einen Verteidiger gab es nicht. [...]“

Der Richter zog um mich die Wände hoch. Aus dem Westen gekommen, *Labor Company der U.S. Army*, Ami-Hemd – also Spion! Besonders erschwerend war es, daß ich mich als liberal bezeichnete hatte. Und: Mit fünfzehn Jahren schon Soldat? [...]

Als alles ausgestanden war, fünfundzwanzig Jahre wegen Spionage, § 58,6 erster Teil, plauderten wir noch ein Weilchen über das Wetter.“<sup>453</sup>

Der Urteilsspruch wird nur lapidar und kommentarlos vom Erzähler erwähnt, als ob er von dem Ausmaß der Strafe gar nicht beeindruckt war. Mit der lakonischen Darstellung des Prozesses und der Gefangenschaft beabsichtigt der Autor, dass seine Leser die beschriebene Wirklichkeit nicht unüberlegt annehmen, sondern dass sie darüber „doppelt nachdenklich werden“<sup>454</sup>. Zu der emotionslosen Schilderung seiner Gefangenschaft, unter anderem der Gerichtsverhandlung, äußert sich Kempowski 2005 in einem Interview:

„Es ist nichts so schwer, wie sachlich zu bleiben. Immer hatte ich große Mühe, meine Emotionen zu beherrschen. Wie sie wissen, bin ich zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Soll ich schreiben: ‚Als ich den Spruch hörte, brach ich zusammen.‘? Dass das Urteil mich fast ‚umgehauen‘ hat, versteht sich ja von selbst – ich war damals 18 Jahre alt.“<sup>455</sup>

Anfang September 1948 wird der Erzähler nach Bautzen abtransportiert. Das große, gelbe Zuchthaus besteht aus Wänden voller kleinen Fenster. Der Protagonist sieht die arbeitenden Gefangenen und hofft, dass er hier ein Handwerk erlernt. Nach der mehrmaligen Aufnahme der Personalien verbringt er 14 Tage in einer großen Zelle zusammen mit anderen Neuankömmlingen. Dann wird er in die Zelle 31 verlegt, wo schon drei andere Männer hausen. Die Zelle beschreibt er folgendermaßen:

„Gestank von Verwesung und Klo.“

---

<sup>453</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 41 – 42.

<sup>454</sup> Ich hatte einen Lernprozess zu durchlaufen, unpubliziertes Interview mit Walter Kempowski vom 7. Juni 2005 in Nartum. Zit. nach: Thomas Combrink: *Eine Ästhetik der Leerstellen. Lakonismus als Erzählverfahren in Walter Kempowskis Haftbericht „Im Block“*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. I/06*. München 2006. S. 53-58, hier S. 54.

<sup>455</sup> Ebd., S. 53.

Neben dem Fenster, das mit Blech verbendet war, hing ein Wandregal mit Maßen aus Aluminium zum Verteilen der ‚Produkte‘, je nachdem, was gerade gab, Butter, Zucker oder Marmelade. Links ein hochklappbares, eisernes Wandbett. Ein Tisch mit drei Schemeln, rechts eine dreistöckige Holzpritsche.“<sup>456</sup>

Die Verpflegung, die dem Erzähler anfangs reichlich scheint, erweist sich mit der Zeit als unzureichend. Als politischer Häftling darf er nicht arbeiten (nur Minderbestraften und Internierten ist das erlaubt). Die Ambulanz und das Lazarett, wo der Erzähler nach der Ankunft geröntgt und untersucht wird, sind sehr bescheiden ausgestattet. Die Häftlinge haben keine einheitliche Kleidung, sie tragen die Sachen, die sie bei der Verhaftung anhatten. Die einzige Abwechslung in der Alltagsmonotonie sind die täglichen Spaziergänge, die den Häftlingen den Austausch von Informationen ermöglichen. Besonders bedauernswert findet der Protagonist den mangelnden Kontakt zur Kultur. In seinem 1990 erschienenen Tagebuch *Sirius* zählt Kempowski die Bücher auf, die er während seiner Gefangenschaft illegal gelesen hat und es sind gemeinsam zwölf Titel:

„Das war meine Leseration für acht Jahre. [...] In den acht Jahren habe ich auch keine Musik hören können (außer unserer eigenen) und kein einziges Bild gesehen. Das nenne ich Körperverletzung.“<sup>457</sup>

Das erste, was die Häftlinge zum Lesen bekommen sind die Missionsschriften, die der Bischof von Bautzen während seines Besuches im Zuchthaus zu Weihnachten 1948 gelassen hat. Sie erwecken natürlich großes Interesse und werden genau durchgelesen:

„Jedes Wort prägte sich ein, sogar das Copyright [...]“<sup>458</sup>

Im März 1949 wird der Protagonist zu seiner Freude auf einen Saal verlegt, wo er zusammen mit 400 Männern haust. Dort organisiert sich rasch ein Kulturleben sowie einen Lehrbetrieb, wobei das Niveau der angebotenen Seminare und Vorträge manchmal ganz gering ist:

---

<sup>456</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 56 – 57.

<sup>457</sup> Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. 87.

<sup>458</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 74.

„Die geheimen Bibelstunden fanden gewöhnlich an einem Schachbrett statt. Zeitweilig ging es um die Kommasetzung im Glaubensbekenntnis.“<sup>459</sup>

Besonders prägend ist für den Erzähler die Bekanntschaft mit Jochen Opitz, um den sich ein Kreis junger Menschen bildete. In dem Kreis werden Bücher erzählt (z.B. *Das Glasperlenspiel*), Gedichte interpretiert (z.B. *Prometheus*) und Vorträge gehalten. Im Sommer 1949 wird Opitz wegen Tbc entlassen und der Kreis (trotz der Versuche einiger Gefangenen, ihn zusammenzuhalten) löst sich auf.

Im Herbst 1949 beginnt für die Zuchthäusler die Zeit der Verbesserungen, die ihnen die Gefangenschaft ein bisschen erträglicher machen. Die Häftlinge dürfen mit ihren Nächsten im Briefwechsel stehen, erhalten die „National Zeitung“, es werden ihnen Filme vorgeführt, die Rationen erhöht sich und die Dystrophiker werden besser verpflegt. Die Gefangenen deuten das als ein Vorzeichen der Amnestie.

Im November 1949 erkrankt der Erzähler und wird ins Lazarett überwiesen, wo er nicht nur Kranke, sondern auch Simulanten trifft. Er ist sehr schwach und wiegt nur 44 Kilo. Im Lazarett kommt der Protagonist wieder zu Kräften und wird Ende Januar gesundgeschrieben. Er wird zunächst in eine Doppelzelle verlegt, wo er mit zwölf Männern haust und nach drei Tagen in eine andere Zelle mit drei Häftlingen. Dann kommt er in den Saal 6. In dieser Zeit werden Internierte aus dem Zuchthaus entlassen, was die Gespräche über eine Amnestie intensiviert. Die Hoffnungen auf eine vorzeitige Entlassung erweisen sich jedoch als trügerisch. Als Schuldiger wird Walter Ulbricht angesehen: Er soll gesagt haben, dass die DDR so viele Verbrecher nicht aufzunehmen könne.<sup>460</sup>

Anfang des Jahres 1950 erfährt der Erzähler, dass seine Mutter wegen Mitwisserschaft zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Er hat Schuldgefühle, die ihn jahrelang plagen. Sie resultieren aus der Tatsache, dass die Weitergabe von Frachtbriefen an die Amerikaner, was er für eine politisch motivierte Tat hielt, seine unschuldige Mutter ins Gefängnis gebracht und die Familie zerstört hatte.<sup>461</sup> In einem der ersten Briefe an seine Schwester Ulla schreibt Kempowski:

---

<sup>459</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 87.

<sup>460</sup> Ebd., S. 138.

<sup>461</sup> Vgl. Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 25.

„Ich glaube, Ihr könnt Euch denken, was in mir vorgeht, wenn ich an Mutter denke.  
[...] Gebe Gott, daß wir Mutter ein Leben schaffen können, das alles bisherige vergessen läßt. Wie werde ich arbeiten, das zu erreichen!“<sup>462</sup>

Im Jahre 1950 wird die Anstalt der DDR-Verwaltung übergeben, was die Gefangenen mit Zufriedenheit begrüßen. Die Verordnungen der Volkspolizei: Kürzung der Rationen, Verbot des Briefwechsels, keine Filme, keine Zeitungen und kein Sitzen auf den Pritschen mehr, rufen jedoch Enttäuschung und Empörung der Gefangenen hervor. Es herrschte großer Hunger. Manche Häftlinge haben ein paar Tage gehungert, um dann eine richtige Mahlzeit essen zu können. Diese Leute haben sich laut Robert Kempowski „kaputtgemacht“<sup>463</sup>. Auch die innere Verfassung der Gefangenen war sehr schlecht. Die Häftlinge verfassen Resolutionen, in denen sie in 48 Punkten auf die Rechtswidrigkeiten ihrer Haft hinweisen und unter anderem die Wiederaufnahme der Verfahren, Besuche und Behebung des Verpflegungszustandes verlangen. Da die Forderungen unbeantwortet bleiben, treten die Gefangenen am 13. März 1950 in den Hungerstreik, der das ganze Zuchthaus erfasst:

„Von Haus II hörten wir deutlich einen Sprechchor:

*Hunger, Hunger, Tbc!*

Sekunden später standen wir an den Gittern und machten mit. Handtücher und Strümpfe flatterten wie Fahnen. Jeder brüllte, was ihm einfiel.“<sup>464</sup>

Die Volkspolizei ist überrascht und reagiert anfangs nicht. Dann verbietet sie weiteres Streiken und verspricht die Einführung eines Beschwerdebuches, in dem die Gefangenen alle ihre Bemängelungen eintragen könnten. Nach zwei Wochen Ruhe lässt sich wieder das Gebrüll hören, doch die Häftlinge aus dem Saal machen nicht mit (die Aktion ist illegal) und somit bleiben sie von der Strafe (vom Prügeln) verschont. Nach dem Streik wird das Essen besser. Die Volkspolizei lässt im Zuchthaus Kultur einigermaßen zu: ein Sängerchor tritt auf, künstlerische Veranstaltungen werden organisiert (z.B. Rilke-Matinee, Faust-Aufführung), Bücher aus der Anstaltsbibliothek geschmuggelt und gelesen (normalerweise wurden sie zum Toilettenpapier verarbeitet),

<sup>462</sup> Brief von Walter Kempowski an Ursula Kai – Nielsen. 6. 7. 1949. In: Akademie der Künste, Walter Kempowskis Archiv 312/8. Zit. nach: Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 25.

<sup>463</sup> Erinnern für die Zukunft. Formen des Gedenkens. Prozess der Aufarbeitung. XI. Bautzen – Forum der Friedrich – Ebert – Stiftung, Büro Leipzig, 14. und 15. September 2000. Dokumentation Michael Parak. Leipzig 2000. S. 52. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 79 - 80.

<sup>464</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 150.

Romane, Filme und Symphonien nacherzählt, Vorträge gehalten, Kurse, Zirkel und Andachten finden statt. Die Hauptfigur besucht die Veranstaltungen, betrachtet sie jedoch mit Distanz:

„In den ersten Wochen lief ich mit meinem Kissen von einer Ecke in die andere und hörte mir alles an: Herstellung von Seife, Gepäckabfertigung, ‚Geist der Goethezeit‘ und ‚Erlebnisse eines Bankfachmannes in Persien‘...“

Zwei kramt, eins schlicht: Den Strickern wurde sogar die Geschichte des Strickens geboten. Vorträge über die Kochkunst aller Zeiten hatten den größten Zulauf.

Ein Kurs über Psychologie war bei einem Studenten aus Erfurt zu belegen: Er sprach von ‚Luhst-‘ und ‚Unluhstgefühlen‘. Als Traumdeuter wurde er stark frequentiert. [...]

Oft waren die Darbietungen lästig. Man konnte in der Vortragsstunde nichts anderes machen, als zuhören. Privatgespräche werden nicht geduldet. – Im allgemeinen zeigte sich das Publikum geduldig. Selbst größter Quatsch wurde ohne Murren hingenommen. [...]“<sup>465</sup>

Diese Beschreibungen zeigen, welch unterschiedliche Menschen sich im Zuchthaus befinden. Sie bilden eine Gesellschaft.

Obwohl die kulturellen und „wissenschaftlichen“ Veranstaltungen im Zuchthaus vom Erzähler nicht ernst genommen werden, beurteilt er sie im allgemeinen als nützlich. Nach seiner Meinung profitieren die Gefangenen davon, denn die Veranstaltungen helfen ihnen, mit ihrer Lage zurechtzukommen und geben der Gefangenschaft einen Sinn:

„Vorträge, Zirkel, Kurse und der Fragekasten dienten dazu, geistige Spannkraft zu erhalten, den Anschluß ans Leben nicht zu verlieren und was mitbringen, wenn's eines Tages nach Hause ginge. Meistens schmorten die Leute in ihrem eigenen Saft. [...] Nur wenigen gelang es, sich wirklich weiterzubilden, das ging nur in den Kursen, in denen zum Beispiel Englisch, Französisch und Mathematik ziemlich intensiv betrieben wurden. Es gab Leute, die wirklich was davon hatten.“<sup>466</sup>

Das kulturelle und gesellschaftliche Leben in dem Saal wird durch das Aufhängen eines Fragekastens erheblich bereichert. Bei dem Spiel wirft man verschiedene auf Zetteln

---

<sup>465</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 163 – 164.

<sup>466</sup> Ebd., S. 188.

aufgeschriebenen Fragen in einen Kasten und einmal in der Woche werden sie vorgelesen und beantwortet. Eine andere Form der Beschäftigung und somit der Bekämpfung der Monotonie sind die Abenderzählungen: die Gefangenen erzählen, was ihnen im Leben gelungen und was misslungen ist. Es ist zugleich eine Art Therapie mit Heilfunktion:

„Da kam allerhand zur Sprache, und man war irgendwie dankbar, daß man noch ein Dach über dem Kopf hatte und satt zu essen.“<sup>467</sup>

In der Gefangenschaft versuchen die Häftlinge, so zu leben, wie sie das draußen gemacht haben. Sie schaffen eine Welt innerhalb des Gefängnisses, die die reale Außenwelt nachahmt und ihr ähnelt. Sie wollen dadurch den Kontakt zur Realität nicht verlieren.<sup>468</sup> Deshalb feiern sie Geburtstage, geben einander Geschenke und zu Weihnachten stellen sie in jedem Saal einen Weihnachtsbaum auf.

Unter den positiven Veränderungen des Jahres 1950 erwähnt der Protagonist den Post- und Paketeempfang. Besonders der Erhalt der Pakete trägt zur Verbesserung der Lebensqualität im Zuchthaus bei:

„Dann kamen die Pakete. Sie veränderten unser Leben schlagartig. Wenn wir bis dahin aus dem letzten Loch pfiffen, immer schwächer wurden und dahinsiechten, kam es nun zu einem gewissen Wohlstand.“<sup>469</sup>

Nicht alle Veränderungen werden vom Erzähler so positiv beurteilt. Er kritisiert unter anderem die Anordnung über die gleiche Kleidung für die Zuchthäusler. Die Gefangenen sollen gemäß der Verfügung ihre Zivilkleidung abgeben und bekommen graue, aus grobem Stoff genähte Häftlingskleidung mit grünen Streifen und Schuhe mit Holzsohlen (Holzpantinen):

„Nun sahen wir alle gleich aus, Förster, Briefträger waren verschwunden. Der Spaziergang wurde zur Truppenparade. Bekannte fand man nicht mehr heraus. Vorteil: Die Kleiderkartei wurde abgeschafft, nun brauchte man keine Angst zu haben, daß der Bestand nicht stimmte.“<sup>470</sup>

---

<sup>467</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 302.

<sup>468</sup> Vgl. Horst Bienek: *Jede Menge Barcelona. Horst Bienek über Walter Kempowski: „Im Block“*. In: Der Spiegel. 24/1969. 23. Jahrgang. 9. 6. 1969. S. 160.

<sup>469</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 173.

<sup>470</sup> Ebd., S. 176.

Aus Langeweile und Suche nach irgendeiner Beschäftigung tritt der Erzähler dem Saalchor bei, der bald zum Kirchenchor erklärt wird. Einer der Chorleiter ist Detlef Nahmmacher, er spielt mehrere Instrumente und unter seiner Leitung probt der Chor täglich Choräle und Motetten, selbst geschriebene Sätze, später ganze Kantaten:

„Die Motivation der Sänger war unglaublich. [...] Wir waren ein sehr leistungsfähiger Chor. [...] Die Gottesdienste waren immer voll und wir hatten das Gefühl, etwas ganz Wichtiges zu tun.“<sup>471</sup>

Die Verwaltung genehmigt feste Übungszeiten und der Chor wird schnell zu einer verschworenen Gemeinschaft. Der Protagonist engagiert sich sehr intensiv an dieser Arbeit, mit der Zeit wird das Singen seine Hauptbeschäftigung. Er findet das sinnvoller als den Kulturbetrieb im Saal, trifft dort Freunde und diese Tätigkeit macht ihm Spaß. Die Auftritte des Bautzener Kirchenchores finden zu festlichen Anlässen wie Weihnachten oder Ostern statt.

Im Jahre 1951 werden von der Volkspolizei Maßnahmen getroffen, die den Gefangenen ihre Lage erträglicher machen.<sup>472</sup> Es gehört dazu die Milderung der Aufsicht, die Erlaubnis, Besuch zu empfangen, sowie die Eröffnung der Bibliothek – die Häftlinge dürfen von da an legal Bücher lesen. Diese Veränderungen geben eine Anregung zum Verfassen von Gedichten. Manche Häftlinge erklären sich dazu bereit, die Gedichte der Mitgefangenen auswendig zu lernen, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Viele planen die Veröffentlichung ihrer Texte nach der Freilassung und stellen Überlegungen zur Konzeption und zum eventuellen Erfolg der Bücher an:

„Es wurde auch Prosa über Bautzen geplant. [...] Leidenschaftslos und unterkühlt müßte das gebracht werden, wurde gesagt. Natürlich unter Pseudonym, sonst landete man eines Tages, wenn es mal andersrum komme, wieder im Gefängnis. Einband aus Sandpapier mit eingestanztem Guckloch. Titel ‚Gitterdämmerung‘.“<sup>473</sup>

„Was aus seiner [Gerts – einer der Mitgefangenen des Erzählers – G. M.] Knastrologen-Befragung geworden sei?

---

<sup>471</sup> Detlef Nahmmacher: Ein Interview. In: Matthias Pankau: *Singen gegen die Selbstmordgedanken*. In: einestages. Zeitgeschichten auf Spiegelonline. Veröffentlicht: 31.10.2008.

<[http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/3052/singen\\_gegen\\_die\\_selbstmordgedanken.html](http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/3052/singen_gegen_die_selbstmordgedanken.html)> Datum des Zugriffs: 18.02.2009.

<sup>472</sup> Vgl. Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 198 – 202.

<sup>473</sup> Ebd., S. 197.

Er könne schon drei Bücher schreiben, soviel Material habe er beisammen. Als Titel denke er sich: „Gelbes Elend... Eine Dokumentation“, oder so ähnlich.“<sup>474</sup>

„Tragisch, daß ein solches Buch ganz zwangsläufig im Schatten der KZ-Literatur stehen müsse. Zehntausend Tote, was sei das hier schon dagegen?“

„Wenn wir wenigstens geschlagen würden...“<sup>475</sup>

Im Jahre 1952 wird das Rauchen offiziell erlaubt und Filmevorführungen wieder eingeführt.

Im März 1953 beginnt der Ich-Erzähler seine Schreiberarbeit in der Sattlerei. Er verlässt den Saal und von diesem Zeitpunkt an gehört er zur Prominenz. Er bekommt besseres Essen, darf duschen wann er will und vor allem bleibt er nicht die ganze Zeit eingesperrt, sondern darf sich auf dem Gelände des Zuchthauses frei bewegen. Nach einigen Monaten kommt er wieder ins Lazarett, diesmal aber nicht wegen Abmagerung, sondern um sich zu regenerieren. Nach einer Woche Schlafkur sind seine Kräfte wieder hergestellt.

Im November 1953 wird der Protagonist verlegt. Unter dem Vorwurf, dass es eine christliche Untergrundbewegung in der Anstalt gibt und dass er ein Verbindungsman in einem der Flügel ist, kommt er für ein paar Wochen auf die Isolierstation. In der Einzelzelle hat der Erzähler weder Bücher noch Zeitungen, hat keinen Kontakt zu anderen Menschen, es plagen ihn verschiedene Fragen und es herrscht Monotonie. Er versucht sich mit der Lage abzufinden:

„Hieß es Antofagasta oder Autofagasta? Wessobrunner Lied oder Wessobrunner Gebet?“

Immer hin- und hergehen, das 1×18 lernen, Büchertitel aufzählen, Gedichte aufsagen:

Irgendwann stellte ich meine Frischhaltebemühungen ein und dämmerte vor mich hin.

Das reine Nichts mußte man schließlich auch mal erfahren.“<sup>476</sup>

Seine Hauptbeschäftigung in der Isolation ist das Erinnern. Er versucht, die verlorene Welt aus Erinnerungsfetzen, aus Geräuschen und Worten sowie aus optischen Details zu rekonstruieren. Der Schriftsteller bezeichnet diese Gedächtnis-Arbeit als „eine Art

---

<sup>474</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 261.

<sup>475</sup> Ebd., S. 206.

<sup>476</sup> Ebd., S. 275.

Gedächtnistraining“<sup>477</sup>. Ingeborg Drewitz erklärt Kempowskis Neigung zum Erinnern in der Gefangenschaft folgendermaßen:

„Die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit, die Distanzierung auch von der täglichen Banalität waren Training des Intellekts, das ihm half, diese acht Jahre zu überleben.“<sup>478</sup>

Die totale Isolation bewegt den Autor zur Einkehr zum Selbsterkenntnis:

„Sehen Sie, ein Mann in der Einzelhaft: da könnte man schreien vor dem Nichtstun. [...]. Da sitzen Sie nun drin, kommen nicht an die Luft, es gab keine Post, absolut gar nichts! Nicht mal aus dem Fenster gucken können Sie, nur ein ganz schmaler Streifen Himmel ist zu sehen; und das wochen- und monatelang. Da werden Sie dann ganz auf sich selbst zurückgeworfen. Wenn die Zeit, in der man schreit, gegen sich selbst anschreit, wenn diese Zeit vorbei ist und man sich dann findet, diese nackte Seele: das ist ein Gewinn.

Man wird zurückgeworfen auf die eigene Kreatur und kann dann allmählich wieder Schicht für Schicht auftragen. Das ist eine große Chance, finde ich. Ich bin sehr dankbar, daß ich sie hatte.“<sup>479</sup>

Bei der Überwindung der Isolation helfen dem Erzähler die Pillen, die ihm seine Freunde verschaffen und die ihn in einen Dämmerzustand versetzen. Ende Dezember wird seine Einzelhaft aufgehoben und er wird auf seinen eigenen Wunsch in der so genannten Chorzelle (in der Zelle, wo Chormitglieder zusammen saßen) eingesperrt:

„Etwa 50 Männer lebten in einer Art klösterlicher Gemeinschaft in einer Doppelzelle, West 4: Studenten, Lehrer, Pastoren, die gemeinsam aßen, schliefen, Noten kopierten, Lieder einstudierten.“<sup>480</sup>

Die Arbeit im Chor macht ihm seine Gefangenschaft erträglicher:

---

<sup>477</sup> Volker Hage, Walter Kempowski: *Eine Art Gedächtnistraining*. Ein Interview. In: Hans Bender (Hrsg.): Akzente. Zeitschrift für Literatur. 19. Jahrgang. 1972. S. 340 – 349, hier S. 341.

<sup>478</sup> Ingeborg Drewitz: *Prosa aus dem Zettelkasten*. In: Die neue Rundschau. Heft I. 1973. S. 171-175, hier S. 172.

<sup>479</sup> Walter Kempowski: Ein Interview. In: Börsenblatt. 02. 09. 1977. S. 96. Zit. nach: Hans Maier: *Chronos im Originalton*. Laudatio auf Walter Kempowski. In: Günther Rüther (Hrsg.): *Verleihung des Literaturpreises der Konrad – Adenauer – Stiftung an Walter Kempowski*. Dokumentation. Weimar 1994. S. 10 – 11.

<sup>480</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 82.

„Seine Zeit singend zu verbringen war immer noch das beste.“<sup>481</sup>

Der Erzähler erfährt inzwischen, dass seine Mutter entlassen wurde. Er bekommt von ihr einen Brief und ein Paket. An dem Inhalt des Pakets erkennt er ihre Knasterfahrung, denn sie schickte ihm die von den Gefangenen am meisten begehrten Lebensmittel, wie Wurst, Schmalz und Salzgurken.

Im Sommer 1955 wird die Haftstrafe des Protagonisten auf acht Jahre reduziert. Einige Monate später kommt er wieder ins Lazarett – diesmal ist er „seelisch erkrankt“<sup>482</sup>. Er nimmt an der Gruppentherapie teil, wo die Gefangenen unter anderem Lieder vorsingen. Bald nach der Genesung verzichtet er auf seine Arbeit im Chor.

Kurz vor der Entlassung im März 1956 zieht der Erzähler eine Bilanz seiner Gefangenschaft. Er überlegt, was er verpasst hat, denkt aber mit Hoffnung an die Zukunft:

„An die Wand ritzte ich einen Gesamt-Kalender für acht Jahre.

Acht Weihnachtsgänse. Achtmal Ferien an der See.

Zwei Berufe hätte ich lernen können oder sechzehn Semester studieren.

Aber mein Vater war auch erst 30 gewesen, als ich geboren wurde, und mein Großvater hatte noch mit 60 Autofahren gelernt.“<sup>483</sup>

Nach seiner Entlassung verlässt er die DDR und fährt nach Hamburg. Der Roman endet mit dem Zusammentreffen des Erzählers mit seiner Mutter. Diese Szene ist die einzige im Buch, in der die Gefühle zur Sprache kommen (die beiden Figuren weinen).

Kempowskis Sprache ist in dem Roman sehr lakonisch. Es dominieren kurze Aussagesätze und die Syntax ist vielerorts stark reduziert, was den Eindruck von Authentizität erweckt. Der Schriftsteller meint, dass der Leser selbst die Bedeutung der traumatischen Erlebnisse des Protagonisten erkennen soll. Man kann annehmen, dass der Erzähler und der Autor kongruent sind. Diese Auffassung ist aber nicht offensichtlich. In der dem Roman beigefügten editorischen Notiz ist zu lesen, dass der Schriftsteller zwar über Fakten berichtet, die beschriebenen Personen sind aber fiktiv:

---

<sup>481</sup> Walter Kempowski: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1987. S. 289.

<sup>482</sup> Ebd., S. 306.

<sup>483</sup> Ebd., S. 309.

„Der Verfasser berichtet Fakten und Vorgänge, die für viele Wirklichkeit waren. Erlebte und bezeugte Tatsachen wurden jedoch erfundenen Personen zugeordnet.“<sup>484</sup>

*Im Block* lässt sich als autobiographischen Text bezeichnen, denn die Lebensgeschichte des Erzählers stimmt mit der des Schriftstellers überein. Kempowski äußert sich jedoch selbstkritisch hinsichtlich des autobiographischen Charakters seines Buches:

„Da der ‚Block‘ in der ersten Person geschrieben war, meinte ich beim ‚Tadellöser‘ die Originalnamen beibehalten zu müssen. Schade! Mißverständnisse sind damit ‚vorprogrammiert‘, wie man so sagt. Dadurch werden die Romane für Autobiographien gehalten.“<sup>485</sup>

Auch die Literaturwissenschaft weist darauf hin, dass in *Im Block* auch fiktive Elemente vorkommen, die das Buch nicht als eine reine Autobiographie, sondern eher als einen autobiographischen Roman erscheinen lassen. Michael Rutschky ist der Meinung, dass sich der Autor des Romans von dem Erzähler unterscheidet:

„daß Walter Kempowski, statt seine Zuchthäuserlebnisse uns nahe zu bringen, die präzise umrissenen Erinnerungen eines gewissen Walter Kempowskis zitiert.“<sup>486</sup>

In Anlehnung an Rutschky stellt Thomas Combrink die These auf, dass der Erzähler und der Autor nicht identisch sind. Er weist zugleich darauf hin, dass es für die Leser unmöglich ist, Wirklichkeit und Fiktion zu unterscheiden:

„Kempowski und Kempowski sind [...] nicht austauschbar, ein letzter Rest von Fiktionalität bleibt. Wie hoch diese Dosis an Erfundenem ist, weiß vermutlich nur der Autor selbst.“<sup>487</sup>

Thomas Combrink bemerkt zurecht, dass der Erzähler vor allem in der Darstellung seiner Mithäftlinge glaubwürdig ist (was er vor allem durch den Gebrauch von Konjunktiv bei der Wiedergabe der Geschichten anderer erreicht):

---

<sup>484</sup> Albrecht Knaus Verlag: Editorische Notiz zu *Im Block*. In: Walter Kempowski: *Im Block. Ein Hafbericht*. München 1987. S. 317.

<sup>485</sup> Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. 452.

<sup>486</sup> Michael Rutschky: *Unbelebte Erinnerung*. In: Merkur 1973. 57. Jahrgang. Heft 1. S. 126-140, hier S. 139.

<sup>487</sup> Thomas Combrink: *Eine Ästhetik der Leerstellen. Lakonismus als Erzählverfahren in Walter Kempowskis Hafbericht „Im Block“*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur*. I/06. München 2006. S. 53-58, hier S. 54.

„Als Betrachter anderer ist das Ich vertrauenswürdig, als Beobachter seiner selbst hingegen weniger.“<sup>488</sup>

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Protagonist von *Im Block* mit dem Verfasser nicht völlig identisch ist, denn es gibt in dem Buch Elemente der Selbstinszenierung des Autors.

Einige Szenen aus dem Manuskript von *Im Block* werden 1969 im Rundfunk gesendet und in der „Frankfurter Rundschau“ vorabgedruckt. Die Kritiken sind vorwiegend positiv, es wird der Bericht-Stil gelobt und vor allem über den Inhalt diskutiert. Der Dichter Helmut Salzinger betont in der „Frankfurter Rundschau“ Kempowskis Distanz zu den beschriebenen Leiden und klassifiziert das Buch als Kunstwerk, das:

„zu den wenigen aufklärerischen Büchern [gehört – G. M.], die der Notwendigkeit der gesellschaftlichen Veränderung das Wort reden, nicht indem sie sie predigen, sondern indem sie sie unmittelbar zeigen“<sup>489</sup>.

Manche Literaturwissenschaftler entziehen sie der Kritik und betrachten *Im Block* als ein Dokument. Sie unterstreichen vor allem die Bedeutung des Buches für den Autor selbst:

„Dem Kritiker fehlen für ein solches Buch die Kriterien. Er war nicht in Bautzen. Er war überhaupt noch nicht in Haft. [...] Der Kritiker kann ein Dokument nicht kritisieren. Der Kritiker kann den Autor nur bedauern, kann ihn seiner Aufrichtigkeit wegen (wie sie nachprüfen?) loben. Er kann nach Form, Stil, sprachlicher Eleganz, gesellschaftlicher Relevanz suchen. Wenn er sie nicht findet, muß er resignieren, weil das von einem, der die Lernjahre im Gefängnis verbracht hat, nicht erwarten werden darf. [...] So aber muß der Kritiker sagen, daß Kempowskis Buch ein für Kempowski notwendiges, ein privates Buch ist [...]“<sup>490</sup>

---

<sup>488</sup> Thomas Combrink: *Eine Ästhetik der Leerstellen. Lakonismus als Erzählverfahren in Walter Kempowskis Haftbericht „Im Block“*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. I/06. München 2006. S. 53-58, hier S. 56.

<sup>489</sup> Zit. nach: Helmut Salzinger: *Aus dem Zuchthaus Bautzen*. Frankfurter Rundschau, 18. 10. 1969. In: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 124.

<sup>490</sup> Konrad Franke: *Besondere Vorkommnisse: keine*. In: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik. 1969. Heft 6. S. 452 – 453, hier S. 453.

Horst Bienek bezeichnet in seiner Rezension von *Im Block* den Roman als einen „erregenden Bericht“<sup>491</sup> und schreibt:

„Es ist kein Buch, das Leiden beschreiben will, oder was ein Mensch alles durchhalten oder wie tief er erniedrigt werden kann [...], es zeigt eher auf, wie Häftlinge, die zu zehn, 20 oder 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt sind, sich Formen von Ersatzfreiheit, von Ersatzgesellschaft zurechtmachen.“<sup>492</sup>

Manche werfen dem Autor vor, dass er in seinen Büchern die Gefangenschaft verharmlost hat. Kempowski weist den Vorwurf nicht zurück:

„Erst jetzt begreifen die Leute, daß es in den Gefängnissen drüben wohl doch nicht ganz so idyllisch gewesen sein kann. Dazu mußten erst Gebeine ausgegraben werden. Ich selbst habe durch die Schilderung der wenigen unangenehmen Seiten meiner Haftzeit zur Verharmlosung beigetragen.“<sup>493</sup>

Der Roman erfreute sich beim Publikum eines mäßigen Erfolgs (der Umsatz belief sich bis Ende 1970 auf 2000 Exemplare). Der Grund dafür sieht Manfred Dierks in der Tatsache, dass sich die Leser 1969 (nach dem Höhepunkt der Studentenbewegung) nicht für die Haft-Thematik, sondern für die laufenden Ereignisse interessieren:

„Ein Verkaufserfolg ist der ‚Block‘ [...] nicht. Im Jahre 1969, nach dem Höhepunkt der Studentenbewegung mit ihren immensen Bewußtseinsfolgen und ihren politischen Konsequenzen, ist das breite literarische Publikum zunächst einmal auf die zu verändernde Gegenwart konzentriert. Erinnerungen an eine schon lange zurückliegende Haft in einem DDR-Zuchthaus konnten hier nichts beitragen. Erst in den kommenden Jahren gewann die bundesdeutsche Bewußtseinsrevision auch eine historische Dimension [...].“<sup>494</sup>

---

<sup>491</sup> Horst Bienek: *Jede Menge Barcelona. Horst Bienek über Walter Kempowski: „Im Block“*. In: Der Spiegel. 24/1969. 23. Jahrgang. 9. 6. 1969. S. 160.

<sup>492</sup> Ebd., S. 160.

<sup>493</sup> Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. 227.

<sup>494</sup> Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 40 – 41.

Auch der Schriftsteller bezeichnet die Verkaufsquote von *Im Block* als „einen Reinfall“<sup>495</sup>. Was Kempowski selbst zugibt, entwickelte sich sein literarisches Talent erst im Laufe der Zeit und seine späteren Werke viel mehr Popularität gewonnen haben, als sein Erstling:

„[...] da hab' ich [...] gedacht, ich müßte [...] Schriftsteller werden; das wäre doch ein schöner Beruf. Ich hab' aber nicht viel Talent gehabt, muß ich ehrlich sagen. Ich hab' mir das sauer erarbeitet.“<sup>496</sup>

Nach *Im Block* stellt der Schriftsteller seine Haftzeit noch einmal im Roman *Ein Kapitel für sich* (1975) dar. Ursprünglich sollte *Im Block* zum Mittelpunkt eines Zyklus werden, es passte aber laut Kempowski zu seinen anderen Büchern nicht:

„Da habe ich festgestellt, daß das zwar ein gutes Buch ist – ich stehe heute noch dazu – aber es paßt in die anderen Romane... zu den anderen Romanen nicht. Man könnte beinahe sagen, es handelt sich um eine Federzeichnung und das andere sind Aquarelle, so daß ich also dieses Buch noch einmal schreiben musste, was nicht ausschließt, daß ich einige Passagen übernommen habe. Und es ist nun entstanden – eben ein Gemälde.“<sup>497</sup>

1979 sind die Fernsehbearbeitungen von *Im Block* und *Ein Kapitel für sich* erschienen.

---

<sup>495</sup> Walter Kempowski, Ilo von Waltershausen: Gespräch Walter Kempowski mit Ilo von Waltershausen. In: Inter Nationales Kultureller Tonbanddienst (Hrsg.): *Deutsche Autoren heute*. Teil 5. Bonn 19 . S. 44 – 62, hier S. 53.

<sup>496</sup> Ebd., S. 50.

<sup>497</sup> Ebd., S. 53.

### 5.3 W. Kempowski: *Ein Kapitel für sich* (1975)

Sechs Jahre nach der Veröffentlichung von *Im Block* publiziert Kempowski sein zweites Buch, das die Gefangenschaft zum Thema hat. Im Roman *Ein Kapitel für sich* (1975) kehren die Ereignisse und Personen, die im ersten Haftbuch vorgekommen sind, zurück. Die Inhalte und der Zeitraum (1948 – 1956) sind die gleichen. Für die nochmalige Darstellung der Gefangenschaft gibt der Autor zwei Gründe an. Erstens ist es der Wunsch, die Zuchthausjahre in den Rahmen der Familienchronik einzufügen. Obwohl sich im individuellen Schicksal des Schriftstellers das Schicksal seiner Mitgefangenen widerspiegelt, will Kempowski – und das ist der zweite Grund – die Gefangenschaft nicht nur aus eigener Sicht beschreiben, sondern auch um die Perspektiven anderer Häftlinge erweitern, wie etwa die der Mutter, des Bruders und anderer Außenstehender.<sup>498</sup> Manfred Dierks betont die Merkwürdigkeit dieses Motivs, denn schon im Roman *Im Block* ist die Person des Autors fast völlig zurückgetreten – das war die Bedingung für den von Kempowski angestrebten Protokoll-Stil.<sup>499</sup> Dierks behauptet, es handle sich viel mehr um die Möglichkeit der Verwendung anderer literarischer Techniken als Protokoll, ohne dass Kempowski auf die Darstellung der eigenen Persönlichkeit verzichtet. Die neue Darstellungsweise erwies sich für den Schriftsteller nicht nur literarisch, sondern auch psychologisch vorteilhaft. Er konnte die Gefangenschaft unter mehreren Aspekten, aber auch aus emotionalerer Sicht schildern.

Der Roman *Ein Kapitel für sich* ist in Form von Monologen dreier Ich-Erzähler geschrieben: der Mutter (Margarete Kempowski), Walter Kempowskis und seines Bruders Robert. Das Miteinbeziehen mehrerer Erzähler ermöglicht „die Facettierung der vorgeführten ‚Wirklichkeit‘“<sup>500</sup>. Die Entwicklung von Kempowskis Erzähltechnik wird in der Literaturwissenschaft hoch geschätzt:

„Diese Ablösung des Ich-Erzählers macht Epoche.“<sup>501</sup>

Bemerkenswert ist jedoch, dass nur die Darstellungen Roberts und der Mutter typisch autobiographisch sind: die beiden berichten im Rückblick und gelegentlich

<sup>498</sup> Vgl. Walter Kempowski, Dieter E. Zimmer: „Die Kempowski-Saga“. Ein Interview. In: Zeit-Magazin. Nr. 27, 27. 06. 1975. In: Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 117.

<sup>499</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 117.

<sup>500</sup> Manfred Dierks: *Walter Kempowski*. München 1984. S. 125.

<sup>501</sup> Ebd., S. 126.

zusammenfassend.<sup>502</sup> Sie stellen sich auch am Anfang ihrer berichtenden Erzählungen vor und erklären kurz das Ziel ihrer Äußerungen. Der erste Satz im Bericht der Mutter lautet:

„Ich bin Margarethe Kempowski und berichte hier von den Ereignissen des Jahres 1948 und danach.“<sup>503</sup>

Auch Robert stellt zu Beginn seiner Erzählung fest:

„Mein Name ist Robert Kempowski. Auch ich möchte dem Elaborate meines Bruders in aller Bescheidenheit ein paar Bemerkungen hinzufügen.“<sup>504</sup>

Walters Schilderungen sind im Gegensatz zu den Erzählungen von Margarethe und Robert ausschließlich auf die Zeit des Geschehens beschränkt. Laufende politische Ereignisse und ihre Auswirkung auf den Zuchthausalltag werden durch Briefe Ullas (die Schwester des Schriftstellers) und Onkel Richards (Margarethes Bruder) nur sparsam angesprochen. Man muss jedoch bemerken, dass man den Briefen keinen dokumentarischen Charakter zuschreiben und sie daher nicht als authentische Dokumente betrachten kann. Sie sind fiktiv und dienen vor allem dazu, das Unverständnis der Verwandten im Westen gegenüber dem Leid der Gefangenen auf eine mitleidlose Weise darzustellen. Um die Aussage der Briefe zu betonen, lässt sie der Schriftsteller kommentarlos.

Der Roman beginnt mit der monologisierten Erzählung der Mutter, die die Verhaftung ihrer Söhne am 8. März 1948 darstellt: morgens früh erscheinen bei ihr zu Hause drei Russen (zwei Polizeibeamten und ein Dolmetscher) und wollen eine Passkontrolle durchführen. Walter wird zum Mitkommen aufgefordert und Robert, der bei seiner Freundin übernachtet hat, wird unterwegs festgenommen. Der Verhaftungsgrund der Söhne wird in dem Roman nur einmal und zwar von der Mutter folgendermaßen erklärt:

„Walter war sehr aufgeregt. Er mag schon gewußt haben, was ihm drohte: diese Frachtbriefgeschichte... Jede Kupferplatte, die in den Osten ging, hat er gemeldet und

---

<sup>502</sup> Vgl. Dietrich Weber: *Walter Kempowski*. In: Dietrich Weber (Hrsg.): *Deutsche Literatur der Gegenwart in Einzeldarstellungen*. Band II. Stuttgart 1977. S. 278 – 296, hier S. 281 – 282.

<sup>503</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 9.

<sup>504</sup> Ebd., S. 65.

jeden Zentner Kartoffeln. „Wenn ein Friedensvertrag kommt, dann müssen wir womöglich alles noch einmal bezahlen“, sagte er immer.“<sup>505</sup>

Da ihr das Schicksal der beiden Söhne unbekannt bleibt, geht sie zum Polizeirevier. Der Kriminalbeamte, der Walter verhaftete, hilft ihr jedoch nicht. Sie geht dann zum Kriminalamt, sitzt dort drei Tage lang, bis ihr endlich mitgeteilt wird, dass ihre Söhne „beim Russen“<sup>506</sup> sind. Margarethe begibt sich zum GPU-Gefängnis in die John-Brinckmann-Straße, um zu fragen, ob ihre Söhne nicht etwas brauchen. Da wird sie von einem Russen angeschrien. Trotzdem beruhigt sie die Tatsache, dass sie den Aufenthaltsort ihrer Kinder kennt. Nach zehn Monaten bekommt sie von einem deutschen Polizisten eine Liste mit Sachen, die sie für Walter und Robert zusammenpacken soll. Im Juli 1948 besucht sie ein russischer Beamter, der eine Bestandaufnahme vornimmt und Margarethe informiert, dass im Falle der Verurteilung ihrer Söhne aus ihrer Wohnung einige Möbel weggenommen werden müssen. In dieser Zeit wird Walter Kempowskis Mutter von einem Amerikaner besucht, der sie nach dem Schicksal ihrer Söhne befragt (sie sollten ihn über die Plündereien der Russen benachrichtigen). Sie teilt ihm in Anwesenheit von Walters Freund Lander mit, dass die beiden Brüder verhaftet wurden. Lander wird bald danach festgenommen und denunziert Margarethe.

Vor ihrer Verhaftung schickt sie Päckchen mit der Tisch- und Bettwäsche, mit Büchern und anderen Sachen aus der Wohnung zu ihren Verwandten nach Hamburg. Den Grund für das Päckchenschicken kann Margarethe nicht nennen, es ist ihrer Meinung nach „so ein siebter Sinn“<sup>507</sup>. Als sie dann Jahre später aus dem Gefängnis entlassen wird und nach Hamburg kommt, hat sie die Sachen parat.

Im August 1948 unternimmt sie eine Reise nach Berlin zu ihrer Schwester Hertha. Die Reise nach Dänemark zu ihrer Tochter Ulla ist aber für Margarethe wegen der Grenzensperrung unmöglich. Nach ihrer Rückkehr nach Rostock werden ihre Möbel abgeholt, was bedeutet, dass Walter und Robert verurteilt worden sind. Sie entdeckt auch, dass sie bespitzelt wird (jemand liest ihre Briefe).

Ein Mann vom Kriminalamt besucht Margarethe im September 1948. Sie sollte sofort zum Leiter des Kriminalamts mitkommen. Margarethe wird ins Rostocker

---

<sup>505</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 10.

<sup>506</sup> Ebd., S. 30.

<sup>507</sup> Ebd., S. 61.

Gefängnis in der John-Brinkmann-Straße gebracht und in einer Zelle eingesperrt, die sie folgendermaßen beschreibt:

„Eine Riesenzelle, luftschutzkellerartig, in der standen drei große Pritschen. Entsetzlich schmutzig, und in der Ecke lag noch Brot vom Vorgänger. [...] Und dann mußte ich mal verschwinden, und der Kübel war randvoll, und man hatte nichts – also, da ging einem allmählich auf, wie furchtbar das war.“<sup>508</sup>

Dann wird sie den ganzen Tag verhört. Die Russen beschreiben ihre Söhne als große Spione vor, von deren verbrecherischen Tätigkeit sie wusste und sie nicht anzeigen. Sie wissen auch von dem Besuch des Amerikaners sowie davon, dass sie verschiedene Sachen nach Hamburg schickte. Sie lehnt jedoch den Vorwurf der Mitwisserschaft ab:

„Ich hab immer bloß gesagt: ‚Ich bin ’ne Hausfrau und interessiere mich nicht für Politik. Und was meine Söhne gemacht haben, geht mich nichts an. Die sind groß genug, die müssen selbst wissen, was sie tun.‘“<sup>509</sup>

Abends wird sie verhört und tagsüber sitzt sie alleine in der Zelle. Es dauert sechs Wochen. Alle Tage ähneln einander: um 6 Uhr wird man geweckt, man schüttet den Kübel aus und holt Wasser, dann bekommt man Kaffee, einen Kanten Brot und einen Teelöffel Zucker. Das Mittagessen kommt unregelmäßig und sie bekommt die ganze Zeit nur Kohl und eine Suppe. Ab 22 Uhr darf man schlafen.

Anfang November 1948 wird sie wegen Sanierungsarbeiten in das deutsche Stadtgefängnis in der Schwaanschen Straße transportiert, wo sie fast einen Monat verbringt. Als eine gefährliche Gefangene darf sie weder einen Strohsack noch eine Decke haben, dazu ist die Heizung in ihrer Zelle ausgeschaltet. Sie erleidet dort einen Nervenzusammenbruch. Die schweren Wochen zu überstehen hilft ihr der Kommandant des Gefängnisses, der erwirkt, dass sie zehn Minuten pro Tag spazieren gehen darf. Ende November 1948 wird sie zurück ins GPU-Gefängnis gebracht, in eine andere Zelle, wo sie mit einer Frau zusammen sitzt. Die sollte Margarethe bespitzeln.

Im Januar 1949 wird sie nach Schwerin gebracht und in eine Einzelzelle gesperrt. Die Haftbedingungen sind schwerer als in Rostock: Das Essen ist schlechter und man kann erst um Mitternacht schlafen gehen. Sie versucht gegen die Langeweile zu kämpfen, indem sie Gedichte aufsagt, das Einmaleins übt und an die Vergangenheit

---

<sup>508</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 92.

<sup>509</sup> Ebd., S. 92.

denkt, doch ist die Eintönigkeit des Häftlingsalltags kaum auszuhalten: „Nichts zu tun, zum Wahnsinnigwerden!“<sup>510</sup>

Nach einer gewissen Zeit findet der Prozess statt, den sie folgendermaßen schildert:

„ – In der Mitte saß der höhere, der Verhandler oder Jurist, rechts und links von ihm zwei Nebenmänner, der Protokollführer und der Dolmetscher. Diese Nebenmänner wären da, weil die Sowjetunion eine Demokratie ist, sagte der Dolmetscher, das sowjetische Volk sollte teilnehmen an der Gerechtigkeit, die hier geübt würde. – Warum man mir dann allerdings keinen Verteidiger bewilligt hatte, das versteh ich nicht. Unglaublich eigentlich. Man konnte ja noch nicht einmal kontrollieren, ob der Dolmetscher richtig übersetzte. – Im Grunde ja auch wurscht, denn das Urteil stand vorher längst fest. Eine Theatervorstellung mit lebenden Puppen.“<sup>511</sup>

Margarethe Kempowski wird zu 10 Jahren Arbeitslager verurteilt. Die Stationen ihrer Gefangenschaft sind: Das deutsche Stadtgefängnis und das GPU-Gefängnis in Rostock (seit September 1948), das Gefängnis in Schwerin (seit Januar 1949), das ehemalige KZ Sachsenhausen (seit Februar 1949) und das Frauengefängnis Hoheneck (seit Januar 1950 bis zur vorzeitigen Entlassung am 16. Januar 1954).

Nach dem Prozess arbeitet sie noch eine kurze Zeit – zusammen mit anderen Inhaftierten wäscht sie die Unterhosen der Gefangenen. Dann wird sie plötzlich am 8. Februar 1949 nach Sachsenhausen verlegt. Dort kommt sie zuerst in eine Quarantäne-Abteilung und nach drei Wochen in eine Baracke, wo sich ca. 180 Frauen befinden. Sie erfährt von einer Bekannten, dass ihre Söhne eine Strafe von 25 Jahren in Bautzen abbüßen. Sie trifft dort verschiedene Menschen, auch einige alte Bekannte. Diese Zeit beschreibt sie wie folgt:

„Zuerst war es eine gemütliche Zeit, wir waren mit sehr netten, gebildeten Menschen zusammen. Je voller es aber wurde, desto unpersönlicher wurde es natürlich. [...] Es kamen auch furchtbare Elemente. Man erlebte allerlei. [...] Sonst war die Gemeinschaft aber sehr nett, einer paßte auf den anderen auf.“<sup>512</sup>

---

<sup>510</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 132.

<sup>511</sup> Ebd., S. 134.

<sup>512</sup> Ebd., S. 186 – 187.

Im Lager sind die Lebensbedingungen hart, aber doch besser als in den beiden Gefängnissen, in denen Margarethe früher gefangen gehalten wurde. An einer Stelle stellt sie sogar fest:

„Im Sommer war es ja ganz schön in Sachsenhausen. Da konnte man draußen sitzen, vor den Baracken und klönen.“<sup>513</sup>

In der Baracke, in der sie untergebracht wird, sind die Betten zweistöckig, man hat eine Steppdecke und es ist auch nicht kalt. Margarethe äußert sich mit Bewunderung über die gefangenen Frauen, die trotz unmenschlichen Bedingungen ihre Gefangenschaft tapfer ertragen:

„Man muß sich überhaupt wundern, was man da so alles ertragen hat. Diese unmöglichen hygienischen Dinge! Aber die meisten Frauen waren ja ganz kregel, vielen schien das gar nichts auszumachen. Wie sich der Mensch ja überhaupt auf alles Mögliche einstellt und nicht tot zu kriegen ist. [...] Es gab dort auch vornehme Damen unter den Gefangenen, ich denke zum Beispiel an die Frau von Schindel, die war verwandt mit den Ätna-Werken, ein ganz feiner Mensch. Die ertrug das ohne einen Mucks, aß diesen unmöglichen Fraß mit Todesverachtung, seufzend wohl, aber ohne zu klagen.“<sup>514</sup>

Erst im Frühjahr 1949 dürfen die Inhaftierten Briefe schreiben. Margarethe bekommt jedoch ganz selten Post, nur einmal im Monat kriegt sie eine kurze Nachricht von ihrer Tochter Ulla oder von ihrem Bruder Richard.

Im Januar 1950 wird ein Drittel, also sechshundert der in Sachsenhausen gefangen gehaltenen Frauen, entlassen. Der Rest wird den Deutschen übergeben, „zum weiteren Strafvollzug“<sup>515</sup>. Margarethe wird nach Hoheneck transportiert. Dort kommt sie ins Zellenhaus. Sie sitzt in der Zelle mit drei Frauen, mit denen sie sich gut versteht, deshalb ist die Gefangenschaft für sie etwas erträglicher.

Das Essen im Frauengefängnis ist schlecht. Margarethe, die an Magenbeschwerden leidet, kann diese Nahrung überhaupt nicht zu sich nehmen:

---

<sup>513</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 214.

<sup>514</sup> Ebd., S. 212 – 213.

<sup>515</sup> Ebd., S. 242.

„Jeden Morgen gab es dicken muffigen Haferflockenbrei, den konnte man mit einem Beil zerschlagen. ‚Kinder‘, sagte ich, ‚wenn *ihr* das essen wollt, *ich* kann’s nicht runterkriegen. Wenn das so weitergeht, verhungere ich hier.‘

Das Brot war sauer und klitschig, das konnte ich auch nicht essen, das wollte einfach nicht rutschen, und die Gemüsesuppe, das war das pure Wasser.“<sup>516</sup>

Anfangs hat sie auch hier keine Arbeit und die Langeweile in der Zelle ist schwer auszuhalten:

„In der Zelle war es sehr langweilig. Wir hatten ja absolut nichts zu tun. Nichts zu lesen, nichts zu schreiben, keinerlei Abwechslung. Von Radio ganz zu schweigen. Das war ja unerhört.“<sup>517</sup>

Die Frauen versuchen gegen die Eintönigkeit des Alltags zu kämpfen, indem sie sich Geschichten erzählen oder Volkslieder vorsingen. Schließlich melden sie sich zur Arbeit, um eine Abwechslung zu haben. Acht Stunden pro Tag kleben sie Tüten, erhalten aber dafür keine Bezahlung. Margarethe arbeitet auch in der Schneiderei. Eine ihrer Mitgefangeinen bekommt als Belohnung für den meisterhaft gewienerten Fußboden einen Wunsch, der ihr erfüllt wird. So wünscht sie sich, dass die vier Zelleninsassinnen auf einen Saal gebracht werden. Das geschieht auch so. Trotz der schweren Bedingungen findet sie die neue Unterkunft annehmbarer als die Zelle:

„Die Saalbesatzung, etwa 200 Frauen, schlief auf dem Dachboden des Zellenhauses, einer neben dem anderen! Auf dem Fußboden waren gezimmerte Kästen, in die wurde Stroh geschüttet. Diejenigen, die zuerst gekommen waren, hatten sich einfach überall Stroh genommen, damit sie es wärmer hätten. Darüber beschwerten wir uns und bekamen dann tatsächlich Strohsäcke.

Es regnete durch und stank nach Klo. Aber man hatte Abwechslung und Gesellschaft und ein klein wenig mehr Freiheit.“<sup>518</sup>

Nach drei Jahren Gefangenschaft geht es Margarethe immer schlechter. Sie kann nicht mehr richtig schlafen und essen, dazu kommen noch starke Kopfschmerzen. Sie geht zur Arbeit zu den Stoffputzern, wo sie Möbelstoffballen auf Webfehler untersucht. Es macht ihr die Gefangenschaft etwas leichter. Über die Arbeit äußert sie sich positiv:

---

<sup>516</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 253.

<sup>517</sup> Ebd., S. 254.

<sup>518</sup> Ebd., S. 257.

„Das machte mir Spaß. [...] Diese Zeit war schön [...].“<sup>519</sup> Bald kommt Margarethe aber wieder zu ihrer früheren Arbeit in der Schneiderei zurück.

Eines Tages wird sie zusammen mit einigen anderen Frauen zum Sortieren der Wäschebestände, die aus anderen Lagern nach Hoheneck transportiert wurden, bestimmt. Da es viele schöne Sachen darunter gibt, nehmen sich die Frauen einiges davon. Margarethe weigert sich davor, doch schließlich nimmt sie sich ein Handtuch, denn ihr eigenes schon abgebraucht ist. Es fehlen dann so viele Sachen, dass die Verwaltung eine Razzia veranstaltet und bei Margarethe das Handtuch findet. Sie gibt zu, es aus den Wäschebeständen aus dem Transport mitgenommen zu haben, doch sie versucht sich zu entschuldigen und ihre Tat zu erklären. Sie wird des Diebstahls beschuldigt, was für diese Frau empörend ist und sie niederschlägt:

„Drei Tage war ich wie krank, so deprimierte mich der Vorwurf, gestohlen zu haben.

„Nicht nur, daß ich im Gefängnis sitze, nun bin ich auch noch ein Dieb!“<sup>520</sup>

Die Frauen bekommen keine Strafe, denn zu viele waren an dem Vorfall beteiligt. Es besteht somit keine Möglichkeit, sie alle zur Verantwortung zu ziehen. Margarethe zieht aus dem Ereignis den Schluss, dass die Gefangenschaft kriminelle Taten provoziert und sogar ehrliche Menschen zu Verbrechern macht.<sup>521</sup>

Aus den seit 1951 in Hoheneck abonnierten Zeitungen erfahren die Gefangenen, dass unter den aus der russischen Kriegsgefangenschaft entlassenen deutschen Soldaten auch viele Agenten sind, die 1946/1947 als Schwerverbrecher in die Sowjetunion geschickt worden waren. Die Russen haben auf diese Weise verheimlicht, dass viele Deutsche in der Gefangenschaft gestorben sind. Diese Nachricht ruft bei den Inhaftierten große Empörung hervor. Dazu kommt noch die Tatsache, dass die für die politische Schulung der Frauen verantwortliche Operativin (die politische Kommissarin für die Anstalt) keine ihrer Fragen beantwortet und überhaupt nicht zu erreichen ist. Die unerträglichen Lebensumstände und die Ungewissheit des eigenen Schicksals spitzen die Situation im Zuchthaus noch zusätzlich zu. Die Folge ist ein Hungerstreik. In dieser Zeit wird den Frauen verboten, zu arbeiten. Erst nach ein paar Tagen, als die Anstalt durch eine Offizierskommission aus Berlin besucht wird und die Frauen versichert werden, dass eine große Entlassungsaktion geplant wird, brechen sie den Streik ab.

---

<sup>519</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 285.

<sup>520</sup> Ebd., S. 289.

<sup>521</sup> Vgl. ebd., S. 289.

Danach wird eine Razzia durchgeführt und es werden den Gefangenen viele Toilettenartikel weggenommen, wie Kämme, Seifen u.a. Drei Tage lang bekommen sie nur Haferflocken zu Essen, „damit sich wieder der Magen an warme Ernährung gewöhnt“<sup>522</sup>. Nach drei Tagen dürfen sie wieder arbeiten.

Am 16. Januar 1954 wird Margarethe informiert, dass sie entlassen wird. Mit anderen Frauen wird sie nach Stollberg gefahren und von dort aus kommt sie mit dem Zug nach Rostock. Dort verweilt einige Zeit bei ihrer Verwandten Silbi. Dann besucht Margarethe ihre Familie in Hamburg. Nach einer gewissen Zeit bekommt sie dort eine Wohnung und Rente. Damit schließt die Erzählung der Mutter ab.

Was die Mitteilung der Mutter von den Berichten ihrer Söhne unterscheidet ist vor allem die authentische Sprache. Sie ist eine einfache Frau und ihre Schilderungen sind meistens spontan. Sie verwendet viele umgangssprachliche Ausdrücke, zum Beispiel:

„Ich warte heut noch drauf!“<sup>523</sup>

„Nun läßt es drauf ankommen [...].“<sup>524</sup>

„„Naja‘, sagte ich zu dem Beamten, ‚wenn meine Söhne kommen, die kriegen dann ja auch Punkte, dann wird’s wohl glücken mit ’ner Wohnung.““<sup>525</sup>

Oft bedient sie sich einer plattdeutschen Mundart:

„Ich saß mit zwei oder drei jungen Leuten wohlhabend auf meiner Steppdecke. Die jungen Leute aßen all mein Brot auf, das ich mitgenommen hatte – ich konnte es immer nicht runterbringen –, sie waren ja völlig ausgehungert, und Brot war ‚angriepsche Wor‘.“<sup>526</sup>

„Das war ja vielleicht ein Uppstand“<sup>527</sup>

„Dat treckt sick all na’n Liev.“<sup>528</sup>

Die im Bericht der Mutter auftretenden plattdeutschen Ausdrücke werden von Kempowski in der Fußnote ins Hochdeutsche übersetzt.

---

<sup>522</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 311.

<sup>523</sup> Ebd., S. 342.

<sup>524</sup> Ebd., S. 345.

<sup>525</sup> Ebd., S. 377 – 378.

<sup>526</sup> „Angriepsche Wor“ – Plattdt.: „Ware, die man gern anfasst“. Ebd., S. 147.

<sup>527</sup> „Uppstand“ – Plattdt.: „Aufstand, hier: Umständlichkeit“. Ebd., S. 212.

<sup>528</sup> „Dat treckt sick all na’n Liev“ – Plattdt.: „Das zieht sich alles zurecht“. Ebd., S. 376.

Für die Erzählung der Mutter ist auch ihre Einstellung zu den Russen charakteristisch. Im Vergleich zu den Berichten ihrer Söhne äußert sie sich immer sehr kritisch und mit Verachtung über die russische Verwaltung der Gefängnisse und Lager, wie in folgenden Fragmenten:

„Da fehlte eine Latte im Fußboden. In diesen Spalt mußte ich das Wasser fegen. Das versickerte dann da. Typisch russisch, das muß doch alles faulen! – Sowas ist den Russen ganz egal. Die fraßen ja auch den ganzen Tag Pflaumen und spuckten die Kerne überall hin. Die mußte ich dann auch mal alle einsammeln.“<sup>529</sup>

„Nichts zu tun, zum Wahnsinnigwerden! Man hätte uns doch mal ein Buch geben können. Unbegreiflich diese Russen. Menschen so verludern zu lassen. Was soll das bloß?“<sup>530</sup>

Der vorwiegend chronologisch dargestellte Bericht von der Gefangenschaft der Mutter ist mehr autobiographisch als die Erzählungen ihrer Söhne. Er ist auch unverstellt und gefühlsbetont. Es dominieren Beschreibungen der äußereren Bedingungen, wie das Aussehen der Zelle, das Essen, der Alltag sowie die Darstellungen der physischen Leiden. Es ist zu bemerken, dass Margarethe sich gegen die Gefangenschaft nicht auflehnt, sondern sie findet sich mit ihrem Schicksal ab.

Robert Kempowskis Gefangenschaftsdarstellung ist nicht so ausführlich wie die Berichte von Margarethe und von Walter. Sie ist auch weniger emotionell, sachlicher und distanziert. Schon zu Beginn seiner Mitteilung gibt er den Grund seines Mitwirkens an dem Buch an und deutet dabei seine zweitrangige Position an:

„Auch ich möchte dem Elaborate meines Bruders in aller Bescheidenheit ein paar Bemerkungen hinzufügen“<sup>531</sup>

Sein Bericht beginnt mit der Verhaftungsszene, die Robert als bitterkomische Erinnerung im Gedächtnis behielt:

„Die Verhaftung, das war schon ein komisches Erlebnis: Ich komme morgens nach Hause und überlege, ob ich gleich ins Geschäft gehe oder ob ich ganz beschaulich noch ’ne Tasse Kaffee trinken soll. Ich entscheide mich für den gemütlichen Teil, nämlich für die Tasse Kaffee, biege in den Torweg ein und will die Haustür öffnen, da höre ich

---

<sup>529</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 95 – 96.

<sup>530</sup> Ebd., S. 132.

<sup>531</sup> Ebd., S. 65.

hinter mir ein hastiges Laufen. Ich dreh mich um und seh zwei Untermenschen, und schon kriegen die mich an den Kanthaken: Ich soll mitkommen. [...]

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Opel, in den wurde ich verfrachtet. Und jetzt kam was Komisches: Der erste greifbare Gedanke, den ich hatte, als ich da in diesem Opel saß, der war: „Jetzt bist du für ’ne ganze Zeit verschwunden.“<sup>532</sup>

Robert Kempowski wird in den Keller einer Villa, die der sowjetische Geheimdienst als Gefängnis nutzte, in die John-Brinkmann-Straße abtransportiert. Schon während des ersten Verhörs wird ihm gedroht:

„[...] Ich müßte jetzt viel erzählen, nicht wahr? sonst – und dann folgte eine Handbewegung – sonst würd ich aufgehängt werden.“<sup>533</sup>

Während der Vernehmung gesteht er nur das, was die Russen nach seiner Meinung sowieso wissen oder erfahren werden. Dann wird er nach Schwerin befördert und in eine Einzelzelle eingesperrt, die er auf ironische Weise folgendermaßen beschreibt:

„Das ist zum ersten Mal eine richtige reguläre Zelle gewesen, mit einer sehr festen, dicken Tür, innen blechbeschlagen. Terrazzofußboden, kahle, weiße Wände, Eisenpritsche. – Alles Dinge, die man vorher nie gesehen hatte.

Also: ‚neue Eindrücke‘, würde ich sagen.

Übrigens kein Tisch, kein Stuhl, nicht mal eine sogenannte ‚Schamwand‘, geschweige denn ein richtiges Klosett [...]. Eine kleine Vase hatte ich für meine Notdurft, eine Vase mit engem Hals.“<sup>534</sup>

Robert sitzt monatelang in der Einzelzelle. Da er keine Beschäftigung hat, versucht er seine Zeit mit Erinnerungen an das Zuhause auszufüllen. Er erlebt auch Momente der Verzweiflung, aber dann stehen ihm die Posten zur Seite, die ihm zum Beispiel eine Zigarette anbieten. Den Überwachungsdienst beurteilt er positiv, die Vernehmungsoffiziere dagegen sehr negativ. Zwar sagt er über die Folter kein Wort, doch Drohungen und Anschreien sind an der Tagesordnung. Es wird einmal ein Spitzel in seine Zelle gesperrt, was der naive Gefangene erst im Nachhinein erkennt und seine bittere Enttäuschung und Wut zum Ausdruck bringt:

---

<sup>532</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 65.

<sup>533</sup> Ebd., S. 66.

<sup>534</sup> Ebd., S. 67.

„Dieser Mann hat mir soviel Übelkeit angetan, wie man es gar nicht schildern kann.  
[...] Ich hätt' ihn totgeschlagen! Wenn man in so einem Hause ist, man hat  
Gleichgesinnte vor sich. Man sitzt in *einer* Zelle, man hat also das *gleiche* Schicksal.  
Aber weit gefehlt.

Ich bin derartig reingefallen, wie ich noch nie in meinem Leben reingefallen bin.  
Totgeschlagen hätt' ich ihn.“<sup>535</sup>

Während der Verhöre versucht man Robert, zum Geständnis seiner Schuld zu zwingen, indem man ihm an seinen angeblich freien Bruder erinnert. Doch er weiß, dass Walter auch im Gefängnis sitzt, denn er hat ihn an seinem spezifischen Husten erkannt.<sup>536</sup>

In der Gerichtsverhandlung im August 1948 sehen sich die Brüder zum ersten Mal nach ihrer Festnahme wieder. Der stundenlange Prozess wird in Roberts Erzählung als eine Farce beschrieben:

„Und während für uns [Robert und Walter – G. M.], wie wir dann später sahen, fast das Leben auf dem Spiel stand, unterhielten sich die Beisitzer und machten sogar Witze!  
Sie lachten und schlügen sich auf die Schenkel.

Wenn sie zu laut wurden, gab der vorsitzend ein Zeichen: Also Leute, mäßigt euch,  
mach't nicht zu doll.“<sup>537</sup>

Auch das Beweismaterial für ihr Verbrechen (Spionage) ist teilweise nicht ernst zu nehmen:

„Beweismittel unser Untaten waren die Frachtbriebe der ‚Reparations‘güter, die wir, wie gesagt, gemeinsam abgekupfert hatten. – Über ein anderes ‚Beweismittel‘ hab ich insgeheim sehr lachen müssen. Bei den Reparationslieferungen waren immer allerlei Papiere dabei gewesen, für jedes Paar Schuhe ein Lieferschein, wunderschönes seidiges Papier. Von diesem Papier hatte ich mir einen ganzen Karton mit nach Hause genommen: Klopapier. Und dieses Klopapier war es nun, was als wichtiges Beweismittel einer angeblichen Spionagetätigkeit auf dem Richtertisch lag, jedes Blatt einzeln nummeriert.“<sup>538</sup>

Die Brüder werden für schuldig erklärt und zu 25 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Sie werden nach Bautzen transportiert und dort voneinander getrennt. Sie treffen sich

---

<sup>535</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 71.

<sup>536</sup> Vgl. ebd., S. 70.

<sup>537</sup> Ebd., S. 72.

<sup>538</sup> Ebd., S. 72 – 73.

wieder im März 1949, als sie in einen Saal verlegt werden. Zwar bekommen sie anfangs keine nebeneinander liegenden Pritschen, aber tagsüber treffen und unterhalten sie sich. Das Leben in diesem Saal beschreibt Robert auf folgende Weise:

„[...] Zuerst denkt man: das hältst du keine drei Tage aus, aber dann lebt man sich ein, man schließt Bekanntschaften, spricht mit diesem und mit jenem und beobachtet das Leben und Treiben auf dem Mittelgang, wo wie im Orient die Häftlinge, in reges Gespräch vertieft, flanieren.

Oft haben wir gesagt: Das ist hier ja wie bei den alten Griechen, auf dem Marktplatz in Athen, aber das zu sagen, das war Galgenhumor allererster Güte [...].“<sup>539</sup>

Aus diesem Fragment lässt sich schließen, dass Robert sich durch die Ironie von dem Gefängnisalltag distanziert.

Walter ist am Anfang seines Aufenthaltes im Zuchthaus schüchtern, passiv und vorsichtig. Er richtet sich nach seinem älteren Bruder und zieht in eine Nachbarpritsche um. Robert interpretiert Walters Verhalten als Bedürfnis nach familiärer Nähe und nach Unterstützung. Bald aber wird er enttäuscht, da Walter immer mehr Zeit mit anderen Häftlingen oder in Gefangenekreisen verbringt, in denen über Literatur und Philosophie diskutiert wird und immer weniger Zeit seinem Bruder widmet. Robert wird in dieser geschlossenen Gesellschaft als unerwünschte Person angesehen, was ihm Leid tut:

„Nein, in diesem Kreise wurde man nicht für würdig befunden. Obwohl ich da auch das eine oder das andere hätte andienen können. Oswald Spengler<sup>540</sup> zum Beispiel: ‚Preußentum und Sozialismus.‘ Jawoll. Das hab ich nämlich gelesen. Und ich möchte bezweifeln, daß sie das vermuteten, bei mir. Haben gedacht: die kleine Krämerseele... Fanatismus, zum Beispiel, eine herrliche Definition: ‚Kleiner Eigensinn und Mangel an Humor.‘ Das ist Spengler, einwandsfrei. Ich wurde nicht befragt und behielt diese Weisheit folglich für mich. Notgedrungen allerdings. Notgedrungen.“<sup>541</sup>

Die beiden Brüder sehen sich nur selten, was Robert mit Bedauern zu verstehen versucht. Die Erklärung für das Verhalten seines Bruders findet er in der gegenseitigen Übersättigung und in der Unterschiedlichkeit ihrer Charaktere:

---

<sup>539</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 153 – 154.

<sup>540</sup> Oswald Spengler (1880 – 1936) – ein deutscher Geschichtsphilosoph, Kulturhistoriker und politischer Schriftsteller.

<sup>541</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 237.

„Ich habe meine Fehler, das ist klar. Und ich bin vielleicht in dieser oder jener Hinsicht... Ich meine, vielleicht kann ich ihm hier und da das Wasser nicht reichen. Das Klügste, was man tun kann, das ist: Sich seiner Grenzen bewußt zu sein und das bin ich mir nachgerade.“<sup>542</sup>

Robert, der sich immer als älterer Bruder für Walter verantwortlich fühlte, akzeptiert jedoch schließlich seine Entscheidung der Trennung:

„Ich rang mich schließlich durch, ihn gehen zu lassen. Man kann einen Menschen nicht halten; wenn er einen satt hat, dann muß man ihn eben gehen lassen. Man muß sagen: ‚Ich bin immer für dich da‘, die Tür also offen halten, in gewisser Beziehung. Aber nicht hinterherrennen. Hinterherrennen, das ist übel und unsinnig, das tun Leute, die unsicher sind und haltlos, die es nicht schaffen zu sagen: Ich bin ich, und du bist du.“<sup>543</sup>

Im Herbst 1949 hoffen die Gefangenen auf Amnestie, weil sich Behandlung und Verpflegung bessern. Sie werden jedoch enttäuscht und geben dafür Walter Ulbricht die Schuld, der kurz nach der DDR-Gründung die politischen Gefangenen nicht entließ.<sup>544</sup> Im Februar 1950 übernehmen die Deutschen (die Volkspolizei) die Verwaltung in Bautzen. Anfangs sind die Verwalter unsicher, was von den Gefangenen skrupellos ausgenutzt wird: sie protestieren gegen ihre Urteile und forderten die Revision ihrer Prozesse. Da die Verpflegungssätze verringert werden und die ersehnte Amnestie ausbleibt, bricht in Bautzen eine Rebellion aus. Die wird kurz danach niedergeschlagen und die Gefangenen werden mit Spießrutenlaufen bestraft. Diese Aktion beschreibt auch Walter Kempowski in seinem Haftbericht *Im Block*.

In einem Teil seines Berichts stellt Robert das kulturelle und das gesellschaftliche Leben in dem Saal dar. Die Gefangenen spielen Skat, Schach, Halma<sup>545</sup>, Puff<sup>546</sup> oder Tischkegeln. Eine große Rolle im Kulturbetrieb spielt der

---

<sup>542</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 238.

<sup>543</sup> Ebd., S. 238.

<sup>544</sup> Vgl. ebd., S. 247.

<sup>545</sup> Halma – Brettspiel für 2–4 Personen, bei dem jeder Spieler seine Steine möglichst schnell auf die gegenüberliegende Seite des Spielfeldes zu bringen versucht. In: Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg): *Duden - Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim 2001.

<sup>546</sup> Puff – Brettspiel für zwei Personen, bei dem die Steine entsprechend den Ergebnissen beim Würfeln bewegt werden. Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg): *Duden - Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim 2001.

Studienrat Eckstein, der den so genannten „Fragekasten“<sup>547</sup> sowie ein Vortragsprogramm organisiert. Es werden Vorträge zu verschiedenen Themen gehalten:

„Man hat praktisch richtige Wochenpläne gehabt, man wußte genau, wann man welchen Vortrag besuchen kann [...]. Je nach Art des Vortrags kamen mehr oder weniger Leute. Wenn ein Dichter sprach, dann war der Besuch geringer, als wenn meinetwegen einer über Taschendiebstahl referierte.“<sup>548</sup>

Die Gefangenen diskutieren, erzählen sich Filme oder Bücher nach, singen im Chor. In der Kirche ist einmal im Monat für Häftlinge ein Film zu sehen. Ein großes Unternehmen ist eine Faust-Aufführung, die an zwei Abenden gespielt wird. Fast die Hälfte der Saalinsassen ist beteiligt, auch Walter – er ist Souffleur. Robert erwähnt auch, dass die beiden Brüder *Die tote Tante* von Curt Goetz rekonstruierten. Der Kulturbetrieb wird von der Volkspolizei in gewissem Grade toleriert.

Nach einigen Monaten Aufenthalt in Bautzen verschlechtert sich Walters Gesundheitszustand. Er kommt ins Lazarett und Robert überlegt, ob er ihn noch sehen wird. Robert, der schon von der Eintönigkeit des Saalalltags genug hat, meldet sich zur Arbeit. Er versucht auch seinen Bruder, der inzwischen aus dem Lazarett entlassen wurde, auch dazu zu überreden. Walter aber konzentriert sich auf seine Tätigkeit im Chor, die sein älterer Bruder mit Verachtung kommentiert:

„An sich wollte ich ja mit Walter gemeinsam gehen, aber der hatte andere Interessen.  
*Der sang!* Jawohl, der sang [...]. Er zog es vor, auf dem Saal zu bleiben und Sing-Sang zweifelhaftester Art zu betreiben.“<sup>549</sup>

Die Brüder trennen sich jetzt endgültig und Robert fühlt, dass Walter deswegen froh ist. Der ältere Bruder arbeitet ohne Bezahlung, anfangs auf dem Holzplatz und dann in der Inventarverwaltung. Die Aufgabe seiner Gruppe besteht in der Bestandsaufnahme der Gegenstände, die sich in der Anstalt befinden. Dadurch sieht er fast alles im Zuchthaus und kann sich mit seinem Bruder treffen. Er macht sich Sorgen um Walters Gesundheit und dessen Zukunft und kann das Verhalten des Bruders, der sich ausschließlich der Kunst (dem Gesang und der Literatur) widmet nicht verstehen. Erst nach der Entlassung begreift er das:

---

<sup>547</sup> „Fragekasten“ war ein Spiel, bei dem die Gefangenen verschiedene auf Zetteln aufgeschriebenen Fragen in einen Kasten einwarfen, die dann einmal in der Woche öffentlich beantwortet wurden.

<sup>548</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 264 – 265.

<sup>549</sup> Ebd., S. 312.

„Aber, ich denke gerade – er hat aus dieser Zeit ja auch Nutzen gezogen, ‚klingenden‘, wie man wohl behaupten kann. Die Gespräche mit den Menschen, die Besinnung auf sich selbst: Eine Art Inkubationszeit für seine Bücher mag das wohl gewesen sein.“<sup>550</sup>

Endlich verschafft Robert seinem Bruder die Arbeit als Schreiber in der Sattlerei und dadurch kommen sie sich wieder näher. Walter arbeitet dort vom März bis November 1953, wird aber beschuldigt, eine christliche Untergrundbewegung gegründet zu haben und kommt in die Einzelhaft. Robert gelingt es, den Hauptkalfaktor zu bestechen und er gibt Walter Kalypnon-Tabletten, die ihn in einem Dämmerzustand halten und so die Isolation erträglicher machen.

In dem letzten Teil seines Berichts versucht Robert die Haftzeit zu beurteilen. Seine Einschätzung dieser Zeit ist nicht eindeutig, denn er sieht sowohl die negativen als auch die positiven Seiten des Zuchthausaufenthaltes an:

„Daß es *verlorene* Jahre sind, voll Widerwärtigkeit und Schmutz, steht fest. Daß es aber auch *interessante* Jahre waren, das steht genauso fest. [...] Wenn ich bloß an dieses Konglomerat von Menschen unterschiedlichster Natur denke! Wo wird einem das noch einmal in dieser Zusammensetzung geboten? Eine Erlebnisfülle, die ihresgleichen sucht. Und dann die vielen interessanten Gespräche [...].“

Der Blick fürs Wesentliche ist jedenfalls enorm geschärft worden, und Lebenserfahrung hat man erworben, die einem anderswo wohl kaum zuteil geworden wäre.“<sup>551</sup>

Er betont aber, dass er nach der Entlassung als Zweifunddreißigjähriger noch keine Position in der Gesellschaft sowie keinen Arbeitsplatz hatte und alles neu anfangen musste. Die Zuchthauserfahrung war für ihn eine Anregung zum Umzug nach Westdeutschland.

Dem ersten Monolog der Mutter folgt Walters Bericht, der mit seiner Ankunft ins Gefängnis in Schwerin beginnt. Der Erzähler wird bald danach zum Verhör gebracht. Die Fragen nach der Mitschuld der Mutter an Walters illegalen Tätigkeit, die in seinem Erstling *Im Block* nicht vorkamen, werden erst hier geschildert. Der Untersuchungsrichter will erfahren, ob Margarethe von der Spionagetätigkeit ihrer Söhne wusste. Da er es anfangs nicht zugeben will, wird er mit Wasserkarzer bestraft.

---

<sup>550</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 216 – 317.

<sup>551</sup> Ebd., S. 363.

Stunden- und tagelange Verhöre, Foltern und Demütigungen haben zur Folge, dass er schließlich zugibt, seine Mutter sei mitschuldig. Das Schuldgefühl gegenüber Margarethe begleitet ihn dann sein Leben lang. In seinem Bericht aus der Einzelhaft kehren immer wieder die Erinnerungen an die Mutter zurück:

„Der Posten in Pantoffeln, leise, leise, damit man das Anschleichen nicht hört. Wenn er den Spion zur Seite schiebt (dies feine, quietschende Geräusch!), sich auf die Pritsche setzen und so tun, als brütete man vor sich hin.

,An Mutter denken?’

Ja.“<sup>552</sup>

„Bei so einem Wetter nach Hause kommen, wie das ist, das malten wir uns aus: die Mutter sitzt auf dem Sofa und stopft Strümpfe [...].

Sie geht in die Küche und macht das Essen warm [...]. Und sie ruft: ,Wie isses gewesen, mein Junge? War’s schlimm?’ Und stellt das Essen auf den Tisch und man erzählt, erzählt.“<sup>553</sup>

Am 20. März 1948 versucht der Erzähler zum ersten Mal, sich das Leben zu nehmen:

„Als ich wieder in der warmen Zelle saß, schnürte ich mir einen Finger ab: Tod durch Leichengift.

Aber am Abend machte ich die Schnur wieder ab. Den Brotkanten, am nächsten Tag, den duftenden, süßen, den musste man doch noch mitnehmen.“<sup>554</sup>

Da sich der Protagonist wegen der Preisgabe seiner Mutter an die Russen und wegen der Zerstörung der Familie schuldig fühlt, wiederholt er nach einigen Tagen den Selbstmordversuch. Auch diesmal scheitert sein Vorhaben. Danach gibt er die Suizidgedanken auf und beginnt zu träumen – seine Zeit ist mit Erinnerungen, mit dem Erfinden verschiedener Geschichten und mit dem Repetieren vom Schulwissen gefüllt. Er versucht auch die Vergangenheit zu rekonstruieren und somit seine zerstörte Familie in seiner Phantasie wieder aufzubauen, was die Literaturwissenschaftler als eine „Überlebensstrategie“<sup>555</sup> bezeichnen. Die Distanzierung von der alltäglichen Banalität und die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit sind für den Erzähler eine Art

---

<sup>552</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 26.

<sup>553</sup> Ebd., S. 44.

<sup>554</sup> Ebd., S. 16.

<sup>555</sup> Hempel, Dirk: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 10.

Training des Intellekts, was ihm beim Überstehen der Haftzeit hilft.<sup>556</sup> Er widmet sich ebenfalls dem Phantasieren, plant eine plattdeutsche Grammatik zu entwerfen sowie nach New York zu fahren und in der UNO-Versammlung eine Rede über seine Gefangenschaft zu halten.<sup>557</sup> Ständig beschäftigen ihn unbeantwortete Fragen, die er auch im *Block* darstellte:

„Wer war Erasmus von Rotterdam? Wer Hieronymus im Gehäus?“<sup>558</sup>

„Wie schnell fahren Schiffe? Kann man zu Fuß nebenhergehen?“<sup>559</sup>

Ende April wird der Erzähler in eine andere Zelle verlegt, wo er nicht mehr alleine ist. Einer seiner Mitgefangeinen zeigt ihm, wie man in der Zelle schreiben kann: man reibt Schlemmerkreide von der Wand, macht daraus einen Brei, mit dem sich dann auf den Schüsselboden schreiben lässt. Das Schreiben in der Gefangenschaft hat eine therapeutische Funktion, was die Erfahrung dieses Mitgefangeinen bestätigt:

„Dieses Schreibenkönnen hätt' ihm so ziemlich das Leben gerettet. Immer, wenn er gedacht habe: es geht nicht mehr weiter, dann habe er sich die Schüssel eingeweist und irgendetwas darauf geschrieben.“<sup>560</sup>

Auch der Erzähler verbringt die ganzen Tage mit Spielen mit seinen Zellennachbarn „Schiffe versenken“, mit Zeichnen oder Schreiben auf der Schüssel, woran er sich noch lange nach seiner Entlassung gut erinnern kann:

„Und auch in der Haftzeit später habe ich geschrieben und zwar, da wir ja kein Papier und keine Bleistifte hatten, hab' ich auf den Boden meines Eßnapfes geschrieben, den ich mit Kalk von der Wand einrieb, trocknen ließ und dann mit einem kleinen Holzspan Gedichte schrieb. Die sind natürlich alle vernichtet, weil ich... ja, um ein neues zu schreiben, mußte ich ja das alte wieder auswischen.“<sup>561</sup>

---

<sup>556</sup> Vgl. Ingeborg Drewitz: *Prosa aus dem Zettelkasten*. In: Die neue Rundschau. Heft 1, I. Jahrgang. 1973. S. 171 – 175, hier S. 172.

<sup>557</sup> Vgl. Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 20, 22.

<sup>558</sup> Ebd., S. 16.

<sup>559</sup> Ebd., S. 18.

<sup>560</sup> Ebd., S. 37.

<sup>561</sup> Walter Kempowski, Ilo von Waltershausen: Gespräch Walter Kempowski mit Ilo von Waltershausen. In: Inter Nationales Kultureller Tonbanddienst (Hrsg.): *Deutsche Autoren heute*. Teil 5. Bonn 19 . S. 44 – 62, hier S. 52.

Dann, in Bautzen, schreibt er auch auf alten Gefängnisakten, die als Klopapier verwendet werden:

„Ich besorgte mir Papier vom Klomeister [...] und schrieb das ganze mittels eines Hölzchen und Kaliumpermanganats (zum Gurgeln!) jambenartig nieder und weinte über das, was ich da schrieb.“<sup>562</sup>

Nach einigen Verlegungen wird der Erzähler nach Bautzen befördert und dort von seinem Bruder (mit dem er zusammen auf dem Transport war) getrennt. Am Anfang seines Bautzen-Berichtes stellt er die räumlichen Bedingungen sowie die Verpflegung dar. Er beschreibt das Aussehen der Zelle, die Tagesordnung und den Betrug bei der Essenausgabe. Er erwähnt in seiner Schilderung auch eine russische Ärztin, die unter den Gefangenen als „Engel von Bautzen“ bekannt war. Sie führte Klopapier für die Gefangenen und Weißbrot für die Tbc-Kranken ins Zuchthaus ein.

Im Juni 1956 wird die Strafe des Erzählers auf acht Jahre reduziert. Wenige Wochen vor seiner Entlassung bricht er physisch und psychisch zusammen. Er wird im Lazarett gepflegt und gewinnt allmählich an Kräften. Die letzten Tage in Bautzen verbringt er in der Entlassungszelle. Am 7. Mai 1956, ohne Verabschiedung von seinem Bruder, wird er freigelassen. Der Roman endet mit seiner Ankunft in Hamburg und mit dem Zusammenkommen mit der Mutter.

Den fünf Teilen von *Ein Kapitel für sich* sind Fragmente aus Erfahrungsberichten anderer Häftlinge vorangestellt. Die Zitate von anonymen Personen (nur ihre Monogramme werden angegeben, doch kann man feststellen, dass ihre Autoren Gefangene aus der Sowjetunion bzw. aus der DDR waren) erhöhen die Authentizität des Berichtes. Der Inhalt der Zitate hängt mit dem Thema der einzelnen Teile zusammen.

Der zeitliche Abstand von der Gefangenschaft bis zur Veröffentlichung des Romans war groß (21 Jahre im Falle der Mutter, 19 Jahre im Falle der Brüder). Das resultiert vor allem aus der Tatsache, dass der Schriftsteller Quellen für sein Buch sammelte sowie daraus, dass seine Erzähltechnik (Montage) eine zeitaufwendige Arbeit war. Vom ersten Tag seiner Freiheit an führt er ein Tagebuch, was ihm seine Erinnerungen frisch halten lässt. Es wird jedoch nicht erklärt, ob alle Erzähler ihre Vergangenheit in der Haft mit Genauigkeit rekonstruiert haben und ob ihre

---

<sup>562</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 297.

Reminiszenzen durch den Zeitablauf verändert worden sind. Obwohl wir es im Roman *Ein Kapitel für sich* mit dem hauptsächlich autobiographischen Material zu tun haben, kann man vermuten, dass manche Fakten, Ereignisse und Charaktere nicht wahrheitsgetreu wiedergegeben sind. Diese Behauptung bestätigt auch die Tatsache, dass Robert nicht nur die Rolle eines Berichterstatters, sondern auch die eines Kritikers annimmt – was nur aus der zeitlichen Perspektive möglich ist. Seine Wahrnehmung der Gefängniszeit ist viel breiter als die von Walter, er registriert genau und schildert sachlich (zum Beispiel das Gerichtsverfahren), wodurch sein Bericht glaubwürdiger als der von Walter erscheint:

„Auch wenn er [Robert – G. M.] kein Zeuge für seinen Bruder ist, so beobachtet und beschreibt er das Verhalten der Gefangenen um ihn herum. Der Leser erfährt aus seinen Beobachtungen und Äußerungen einiges über Roberts Persönlichkeit, aber seine Primärfunktion in der Chronik ist die des Reporters.“<sup>563</sup>

Durch diese Rolle Roberts kann Kempowski seine Person fiktionalisieren, damit sich die Leser mit seiner Figur identifizieren können und damit das Gefangenschaftsbild objektiver wirkt. Demzufolge lässt sich feststellen, dass in dem Roman nicht nur der Autor Kempowski berichtet, sondern auch der Protagonist Walter. In dem Buch kommen also vier Erzähler vor, was der Schriftsteller folgendermaßen bestätigt:

„(Wir müssen hier unterscheiden zwischen dem historischen Kempowski und der Romanfigur, eine Schwierigkeit, die ich hier nicht näher ausführen möchte, sie verkompliziert die Sache nur.) Wir haben es nun also mit vier Erzählern zu tun. Ich hatte dadurch den Vorteil, die Haftzeit noch objektiver in den Griff zu bekommen, von mehreren Seiten, und ich versprach mir von der dreifachen Subjektivität eine größere Objektivität.“<sup>564</sup>

Dass sowohl die Hauptfigur als auch der Autor in dem Buch erzählen, lässt sich am folgenden Beispiel feststellen:

---

<sup>563</sup> Patricia Haas Stanley: *An Examination of Walter Kempowski's „Ein Kapitel für sich“*. In: South Atlantic Modern Language Association (Hrsg.): *South Atlantic Review*. Vol. 47, No. 1 (Jan., 1982) 1982. S. 38 – 50, hier S. 43. Die Übersetzung aus dem Englischen kommt von mir – G. M.

<sup>564</sup> Walter Kempowski: *Zeitgeschichte und Biographie. Der Zusammenhang meiner Romane* (Vortrag am 21. 2. 1980). In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 199-205, hier S. 200 – 201.

„Die vollständige Lebensgeschichte mal vor sich hinsprechen, wie alles so gekommen ist: ‚Mein Vater hatte eine kleine Reederei...‘ Damit ging’s ja eigentlich schon los. Pingel-Topp. Sontags das Schließfach leeren, das Schließfach Nr. 210. Courage, Tons und Dividenden.

Über den Wall gehen, an den Kanonen der Fischerbastion vorüber und zum Hafen hinunter, ob noch Schiffe eingetroffen sind. Den ‚befreundeten‘ einen kurzen Besuch abstatten, die ‚feindlichen‘ nur eben flüchtig mustern (die clarierten bei verhafteten Konkurrenten).“<sup>565</sup>

Die Passage stellt dar, wie der Häftling bereits im Gefängnis mit der mentalen Vorarbeit zu seinen Romanen beginnt, die er später als Autor verfassen wird. An dem Fragment kann man erkennen, dass die Erinnerungen und damit auch die Vorarbeit zur Erzählung bis ins kleinste Detail gehen. Diese Details kommen dann im Kempowskis Roman vor und dadurch werden die Erinnerungen des Häftlings und die Erzählung des Autors miteinander kurzgeschlossen.<sup>566</sup>

Manche Literaturwissenschaftler vertreten sogar die Meinung, dass Kempowski nicht nur sich selbst, sondern auch die Wirklichkeit fiktionalisiert.<sup>567</sup>

Kempowski selbst äußert sich zu seiner Erzählstrategie in *Ein Kapitel für sich* folgend:

„[Es ist] ein Roman d e r Bildung, die Rolle der Bildung in der bürgerlichen Gesellschaft... Daß er auch die Bildung oder Ausbildung (im strengen Sinne des Wortes) d e s Helden zeigt, ist mir ein wesentliches Anliegen gewesen.“<sup>568</sup>

Der Autor schildert in seinem Buch positive Seiten der Gefangenengemeinschaft. Er stellt Menschen dar, die miteinander ihr Wissen teilen und ihre Begabungen in der Haft entwickeln (als Beispiel kann hier der Kulturbetrieb im Saal angeführt werden). Die jungen Häftlinge haben in der Haft ihre Erzieher und Lehrer, wie zum Beispiel einen Studienrat namens Jochen Opitz.<sup>569</sup> Bibelstunden, Vorträge, Diskussionen über Bücher,

---

<sup>565</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 21 – 22.

<sup>566</sup> Vgl. Kai Sina: *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Göttingen 2012. S. 200.

<sup>567</sup> Vgl. Patricia Haas Stanley: *An Examination of Walter Kempowski's „Ein Kapitel für sich“*. In: South Atlantic Modern Language Association (Hrsg.): *South Atlantic Review*. Vol. 47, No. 1 (Jan., 1982) 1982. S. 38 – 50, hier S. 41.

<sup>568</sup> Walter Kempowski: Brief vom 25. Juli 1980. Zit. nach: Patricia Haas Stanley: *An Examination of Walter Kempowski's „Ein Kapitel für sich“*. In: South Atlantic Modern Language Association (Hrsg.): *South Atlantic Review*. Vol. 47, No. 1 (Jan., 1982) 1982. S. 38 – 50, hier S. 45.

<sup>569</sup> Vgl. Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 382.

Filmevorführungen und Konzerte – alle diese verbotenen, doch in gewissem Grade von der Verwaltung tolerierten Tätigkeiten, tragen zur Entwicklung der Gefangenen bei und verursachen, dass die jungen Häftlinge, wie Kempowski, innere Reife erreichen können. Als Beweis dafür kann die Tatsache gelten, dass der Erzähler seine physischen Leiden (den Zusammenbruch und den Suizidversuch) nur selten schildert (im Gegensatz zu seiner Mutter) und von einem Kapitel zum anderen sind wir Zeugen seiner psychischen Entwicklung. Er lernt in Bautzen, die Verantwortung für sein Schicksal zu übernehmen. In der Gefangenschaft bilden sich auch Kempowskis Interessen aus, die später die Thematik seiner literarischen Tätigkeit bestimmen.

Mit der Resozialisierung haben die Figuren im Roman *Ein Kapitel für sich* nichts zu tun. Trotzdem suchen sie nach einem Ziel, das ihnen die Gefangenschaft und das Leiden sinnvoll macht, auch wenn es Singen im Chor oder Stricken ist.

Manche Literaturkritiker bemerken zurecht, dass Kempowski durch die zeitliche Distanz zum erlebten Trauma seine Haftzeit verharmlost:

„So gründlich arbeitete Kempowski diese Lebenskatastrophe durch, daß *Ein Kapitel für sich*, je mehr Zeit vergeht, das Zuchthaus immer stärker als eine Art Ferienlager oder Landschulheim schildert.“<sup>570</sup>

Im Grunde ist die Aussage des Romans positiv und deshalb ist er eine Ausnahme in der Gefangenensliteratur. Er zeigt die Situationen, in denen die Menschlichkeit in der inhumanen Welt auf die harte Probe gestellt wird und diese besteht:

„Ein Mensch, der sich an ihre [der Gefangenen – G. M.] Situation anpasst, zeigt einen starken Charakter, eine innere Entwicklung, was sie nicht nur unterstützt und emotional gesund hält, sondern auch ein Vorbild für andere angibt, vor allem für Walter, aber auch für den Leser.“<sup>571</sup>

Der Autor beurteilt seine Haftzeit positiv, indem er in Anspielung auf den autobiographischen Roman Maxim Gorkis *Meine Universitäten* (1923) das Zuchthaus

---

<sup>570</sup> Michael Rutschky: *Unbelebte Erinnerung. Der Schriftsteller Walter Kempowski*. In: Merkur. Heft 1, Jahrgang 57. Januar 2003. S. 126 – 140, hier S. 139.

<sup>571</sup> Patricia Haas Stanley: *An Examination of Walter Kempowski's „Ein Kapitel für sich“*. In: South Atlantic Modern Language Association (Hrsg.): *South Atlantic Review*. Vol. 47, No. 1 (Jan., 1982) 1982. S. 38 – 50, hier S. 48. Die Übersetzung aus dem Englischen kommt von mir – G. M.

als „meine Universität“<sup>572</sup> bezeichnet. Man sollte jedoch die negative Seite dieser Erfahrung nicht gering schätzen:

„Bautzen disziplinierte den Bürgersohn, [...] Bautzen traumatisierte ihn aber auch.“<sup>573</sup>

Kempowski hat zeit seines Lebens Alpträume gehabt, die mit seiner Gefangenschaft zusammenhängen und die oft in seinen Tagebüchern beschrieben werden. Dieses wiederkehrenden Zuchthaustrauma bezeichnet er selbstironisch als die „Bautzen-Macke“<sup>574</sup>.

Das Thema Bautzen beschäftigte den Schriftsteller noch lange nach der Veröffentlichung seiner beiden Haftrömane. In dem bisher nicht verlegten Manuskript „Block IV“ versucht Kempowski seine Träume während der Gefangenschaft aus der Zeitperspektive zu deuten. Er hat sich dem Thema jedoch nicht nur schriftstellerisch genähert. Auch in seinen Zeichnungen und Aquarellen vergegenwärtigte er seine Haftzeit, unter anderem Häftlingskleidung, Besteck, Saal und Gefängnishof. Er verfasste auch ein Hörspiel zu dem Hafthema unter dem Titel *Ausgeschlossen*, ein „atmosphärisch dichtes Stimmungsbild aus dem Innern des Zuchthauses, komponiert aus Stimmen und Geräuschen.“<sup>575</sup> Es wurde 1972 vom Norddeutschen Rundfunk gesendet.

---

<sup>572</sup> Gespräche mit Walter Kempowski 1995 – 2003. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 74.

<sup>573</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 85.

<sup>574</sup> Ebd., S. 85.

<sup>575</sup> Dirk Hempel: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007. S. 25.

## 5.4 E. Loest: *Durch die Erd ein Riß* (1981)

Der Roman *Durch die Erd ein Riß* mit dem Untertitel *Ein Lebenslauf* ist Erich Loests Autobiographie, die 1981 im Verlag Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Seine ostdeutsche Premiere hatte der Roman – ausgestattet mit einer Umschlag-Zeichnung von Günter Grass – im Jahre 1990 im Leipziger Linden Verlag. Der Autor arbeitete an dem Buch seit 1972. Ab 1975 erschienen einzelne Kapitel als autonome Erzählungen (zum Beispiel *Pistole mit sechzehn*, *Sein albanisches Wunder*) in Zeitschriften und in Erzählbänden; die endgültige Fassung wurde 1981 abgeschlossen.

Ähnlich wie im Falle Walter Kempowskis, der 13 Jahre brauchte, um seine Gefangenschaftserlebnisse zu veröffentlichen, dauert es bei Erich Loest insgesamt 17 Jahre, bis er sie niedergeschrieben hatte. Der Grund für die so lange Inkubationszeit dieses Themas ist bei ihm der gleiche, wie bei Kempowski: der Schriftsteller braucht Zeit, um sein Leben erneut zu gestalten, sich von seinen Erlebnissen zu distanzieren und um diese kühl und ohne Emotionen zu beschreiben. Deshalb verwendet Loest in seinen Schilderungen eine lapidare und kühle Sprache. Das Zögern mit der Darstellung seiner Erfahrungen erklärt er in einem Interview:

„[...] ich habe das alles [Gefängniszeit – G. M.] erst sehr viel später aufarbeiten können. Als ich entlassen wurde, war ich krank, hatte kein Geld und mußte mich selbst erst wieder in Ordnung bringen. Ich brauchte einen großen Abstand und habe dann ganz allmählich angefangen, einzelne Episoden aus jener Zeit, etwa die Erzählung ‚Löffel-Franz‘, enthalten in ‚Pistole mit sechzehn‘, aufzuschreiben. Zunächst verfasste ich nach meiner Entlassung etwa zehn Jahre lang unter einem Pseudonym Kriminalromane, um Geld zu verdienen und Zeit zu gewinnen. Erst 1973 kam ich wieder mit einem Gegenwartsbuch ‚Schattenboxen‘ – hier geht es um die Wiedereingliederung eines Häftlings in die Gesellschaft – auf den Buchmarkt.“<sup>576</sup>

Außerdem ist es dem Schriftsteller nicht erlaubt, von seiner Haftzeit in der DDR zu berichten. Er darf nur fiktional und unter Absehung von der eigenen Person davon erzählen, so wie er in seinem Roman *Schattenboxen* (1973) und in einigen Geschichten aus dem Erzählband *Etappe Rom* (1975) macht. Seine Situation wird in einem Auszug

---

<sup>576</sup> Ursula Homann: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5-6, hier S. 6.

aus seiner Stasi-Akte im autobiographischen Roman *Zorn des Schafes* (1990) folgendermaßen beschrieben:

„Was Loest jetzt hier in der DDR schreibe, könne in der DDR nicht veröffentlicht werden. Er habe zwei Erzählungen dem Greifenverlag Rudolstadt, drei dem Verlag Das Neue Berlin, Auszüge aus seiner Biographie dem Mitteldeutschen Verlag Halle und ein Hörspiel dem Rundfunk gezeigt. Überall habe er den ablehnenden Hinweis gehört, es sei zwar literarisch nicht schlecht, aber ‚so etwas geht hier nicht zu machen‘. In der Art, wie den erwähnten abgelehnten Arbeiten, schreibe er aber jetzt etwas Neues. Er könne selbst gut genug einschätzen, daß diese neue Arbeit hier auf keinen Fall eine Veröffentlichungschance hat. Er müsse deshalb für einige Zeit aus der DDR weg, um in Ruhe schreiben zu können.“<sup>577</sup>

Das Ziel des Schriftstellers beim Verfassen des Buches *Durch die Erde ein Riß* war nicht die Veröffentlichung des Romans selbst, auch nicht der Versuch der Deutung seiner Gefangenschaft oder der Wunsch nach sozialer Rehabilitierung wie bei Walter Kempowski. Loests Absicht war vor allem das Bewahren der Erinnerungen:

„[...] das Sichern von Erinnerungen war dabei wichtiger als der Gedanke an Publikation.“<sup>578</sup>

Aus diesem Grund sollte das Buch ursprünglich mit *Spurensicherung* betitelt werden, der Titel erwies sich aber als nicht mehr frei.<sup>579</sup> Der endgültige Titel wurde einem offiziellen Trauergedicht auf den Tod Stalins, geschrieben von Kulturminister Johannes R. Becher entnommen, in dem der Dichter über Stalins Tod klagt:

„Es irrt auf den Feldern ein Bangen,  
die Ähren klagen im Wind.  
Wohin ist er von uns gegangen?  
Himmel, wolkenverhangen,  
Fenster, wie tränenblind.

<sup>577</sup> Erich Loest: *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau / Leipzig 1990. (Auszug aus Stasi-Akten, Information über die Ergebnisse der Aussprache des Stellv. Ministers für Kultur, Gen. Höpke, mit dem Schriftsteller Erich Loest am 9.1.1980). S. 178.

<sup>578</sup> Erich Loest: Eine Notiz des Autors zum Buch *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*. Leipzig 1981/90. S. 416.

<sup>579</sup> Vgl. Heinz Klunker: *Eine Kaderakte geht in Revision. Zeit der Schuldig – Schuldlosen*. Erich Loest: „*Durch die Erde ein Riß*“. In: Die Zeit. Nr. 45. 5. 11. 1982. S. 59.

[...]

Er war unsrer Träume Erfüller.

[...]

Und durch die Erde ein Riß.“<sup>580</sup>

Der Titel *Durch die Erde ein Riß* wurde von Erich Loest gewählt, um auf ironische Weise zu zeigen, dass unsere Biographie durch die Zeitgeschichte determiniert ist:

„Indem er diese Zeile seiner Autobiographie zum Titel setzt, verweist Loest auf die unaufhebbare Kausalität zwischen Zeitgeschichte und Biographie, der jeder ausgeliefert ist.“<sup>581</sup>

Die Handlung des Romans, der in der Er-Form geschrieben ist, beginnt im April 1936 mit der Aufnahme des Erzählers in das Deutsche Jungvolk und endet am 25. September 1964 mit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Bautzen. Sie reicht mithin vom 10. bis zum 39. Lebensjahr Loests. Die Klammer des Erzählens bildet der Aufenthalt in Bautzen. Die sieben Gefängnisjahre sind demnach „Anfangs- und Fluchtpunkt des Erzählens“<sup>582</sup>. Sie sind laut dem Titel „der Riss, der durch die Erde geht, der Riss, der die Lebensgeschichte bis in die Grundfesten erschüttert.“<sup>583</sup>

Die Einleitung zum Buch bildet ein nicht nummeriertes Kapitel *Klammer auf*, das eine Szene aus dem Gefängnisalltag eines Inhaftierten darstellt:

„Dreinzwanzsch, komm Se!“

Der Strafgefangene 23/59 folgte dem Hauptwachmeister über Galerien und Treppen hinunter. Es war ein beschaulicher Vormittag, die Brigaden steckten in der Arbeit, die Einzelhäftlinge liefen still und in Abständen über die Nordtreppe zur Freistunde ab, ein Kalfaktor fummelte am Geländer.<sup>584</sup>

---

<sup>580</sup> Johannes R. Becher: ein Gedicht zum Tode Stalins. (Titel unbekannt) Zit. nach: Rainer – K. Langner: *Heimkehr in ein halbes Neu – Land*. Erich Loest: „*Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*“. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 143 – 144.

<sup>581</sup> Rainer – K. Langner: *Heimkehr in ein halbes Neu – Land*. Erich Loest: „*Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*“. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 143 – 146, hier S. 144.

<sup>582</sup> Peter Braun: „*Durch die Texte ein Riss*“. *Beobachtungen zu den autobiographischen Büchern von Erich Loest*. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 130 – 153, hier S. 132.

<sup>583</sup> Ebd., S. 132.

<sup>584</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 7.

Der Protagonist des Kapitels ist der Strafgefangene 23/59, der in der Einzelhaft sitzt. Der Leser kennt den Namen des Häftlings nicht. Der Gefangene besitzt illegal eine Bleistiftmine (die er zum heimlichen Lösen von Kreuzworträtseln benutzt), er hat auch die Arbeit in der Materialausgabe verweigert, denn er will in seiner Gefängnisbrigade keine Schlüsselfunktion übernehmen. Trotzdem gilt er als ein ordentlicher Gefangener. Aus den weiteren Beschreibungen geht hervor, dass er Jungenschaftsführer und Fähnleinführer beim Deutschen Jungvolk, Reserveoffiziersbewerber, Redakteur und Bezirksvorsitzender im Schriftstellerverband war. Es sind Fakten aus dem Leben Erich Loests, auch die Nummer des Gefangenen stimmt mit der von Loest überein, somit kann man schlussfolgern, dass der Erzähler mit dem Schriftsteller identisch ist. Diese Ansicht bestätigt auch die Tatsache, dass der Gefangene am 27. November 1961 genau seit 4 Jahren und 14 Tagen in Haft sitzt und dass ihm bis zur Entlassung noch 3 Jahre, 5 Monate und 16 Tage geblieben sind, was der Haftzeit des Schriftstellers entspricht. Auch die Einstellung des Erzählers zur Machtausübung über die Mitgefangenen gleicht der Einstellung von Loest. Der Schriftsteller weigert sich so wie der Erzähler, auf irgendeine Weise Macht auszuüben:

„Während seiner Bautzener Inhaftierung lehnte er alle Positionen, die ihm Macht über Mitgefange verliehen hätten, konsequent ab und äußerte ein Lebensziel: ‚Nie wieder, wenn er erst draußen war, wollte er sich einen Teil der Gewalt zu lehen geben lassen, auf daß er heraufgehoben wäre und fallengelassen werden könnte, gehorchte er denen über ihm nicht mehr.‘“<sup>585</sup>

In weiteren Kapiteln nennt sich der in der dritten Person schreibende Erzähler „Chronist“<sup>586</sup>. Er ist ein Mittfünfziger, der sich die Aufgabe der Rekonstruktion der Vergangenheit folgendermaßen darstellt:

„Der Chronist, ein Mittfünfziger, lauscht, äugt, tastet zurück, um dieses Bürschleins habhaft zu werden, das in seiner Erinnerung hochschnellt, sächsisch spricht, marschiert, sich ängstigt, hofft.“<sup>587</sup>

---

<sup>585</sup> Andrea Sahlmen: *Das Vehikel der Imagination. Loests Erzählwerk als Reflexion innerdeutscher Diskrepanzen*. Frankfurt / Main 1992. S. 23.

<sup>586</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 17.

<sup>587</sup> Ebd., S. 17.

Er will sich an seine Vergangenheit genau erinnern und überprüfen, ob die Reminiszenzen der damaligen Realität entsprechen. Er liefert Zeitdokumente, Zitate aus Zeitungen, Romanen oder Gesprächsprotokollen. Bei der Rekonstruktion der Erinnerungen helfen ihm auch Gespräche mit seiner Frau Annelies und mit anderen Familienmitgliedern. Dadurch berichtet er chronologisch und liefert übergreifende Sinnbezüge und Vergleiche.<sup>588</sup>

Auch wenn der Roman durch Dokumente ergänzt ist, hängen die darin dargestellten Ereignisse weitgehend vom menschlichen Gedächtnis ab. Wie Roy Pascal anmerkt, ist das Gedächtnis lückenhaft sowie irreführend und deshalb verfälscht es die faktische Wahrheit.<sup>589</sup> Der Erzähler in *Durch die Erde ein Riß* gibt zu, dass er den wirklichen Sachverhalt nicht immer erfassen kann. Er schreibt: „Der Chronist entsinnt sich nicht [...]“<sup>590</sup>, „Der Chronist erinnert sich weder an dem Raum, noch an die Stimmung, er weiß nicht mehr [...]“<sup>591</sup>, „[...] der Chronist kann es nur den Vermutungen anderer nachvermuten“<sup>592</sup>, „Das gibt das Gedächtnis nicht her [...]“<sup>593</sup>, „Das alles zählt für den Chronisten zu den nie mehr aufzuhellenden Räumen“<sup>594</sup>. Die Wiederherstellung der Vergangenheit ist nicht nur im Bereich der Fakten unmöglich, vor allem aber in Hinsicht auf die Gefühle und die autobiographischen Beschreibungen sind nur Projektionen des Gedächtnisses des Erzählers, die sich im Laufe der Zeit verändern.<sup>595</sup>

Der Loestsche Chronist nennt sich einmal den künftigen Pimpf, Pimpfanwärter L., den kleinen Loest, ein anderes Mal das Bürschlein, einen kleinen Sachse, das Führerchen, das dünne Loestchen, den kleinen E. L., den Schriftsteller L., Erich Loest, vor allem aber L. Diese Darstellungsform und Inszenierungsformen ermöglichen dem Autor:

---

<sup>588</sup> Vgl. Rainer – K. Langner: *Heimkehr in ein halbes Neu – Land. Erich Loest: „Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf“*. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 143 – 146, hier S. 146.

<sup>589</sup> Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965. S. 90.

<sup>590</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 103, 106.

<sup>591</sup> Ebd., S. 138.

<sup>592</sup> Ebd., S. 226.

<sup>593</sup> Ebd., S. 345.

<sup>594</sup> Ebd., S. 351.

<sup>595</sup> Vgl. Hans–Edwin Friedrich: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000. S. 28.

„[...] den eigenen Lebenslauf aus dem Reichtum je gelebter Tage, aus den guten und bitteren Erfahrungen zu kommentieren, die Singularität des Lebens als Parabel auf alle Biographie zu erzählen.“<sup>596</sup>

Die distanzierte und objektivierende Er-Perspektive erweckt den Eindruck, als ob der sich erinnernde Schriftsteller und die erinnerte Hauptfigur andere Personen wären. Er betrachtet sich nicht als „involviertes subjektives Ich, sondern als distanzierter und objektivierender ‚Chronist‘“<sup>597</sup>. Mit Hilfe der beiden erzählerischen Mittel – einmal der Trennung von Erzähler und Protagonist, das andere Mal durch das Anreichern von faktischem Material – gelingt es dem Autor, weit über die übliche Memoiren-Literatur hinauszugehen und dadurch das Vertrauen der Leser zu gewinnen.<sup>598</sup>

Die eigentliche Handlung des Romans beginnt, wie bereits erwähnt, im Jahre 1936, als L. als zehnjähriger Junge in das Deutsche Jungvolk aufgenommen wird. Dann werden die Ereignisse aus dem Leben des Protagonisten chronologisch dargestellt: seine Tätigkeit in der Hitlerjugend (L. war „kein begeisterter Hitlerjunge“<sup>599</sup>), die Schulzeit (die Schule war für ihn viel wichtiger als die HJ) und der Krieg<sup>600</sup>. Der Chronist schildert dann das Nachkriegsleben von L., unter anderem seine ersten journalistischen Versuche, die Arbeit in den *Leipziger Neuesten Nachrichten* und das literarische Debüt *Nacht über dem See* und *Jungen, die übriggeblieben* (beide 1950 veröffentlicht). Er stellt auch die Ereignisse vom 17. Juni 1953 dar und geht auf den als Reaktion darauf entstandenen Artikel *Elfenbeinturm und Rote Fahne* ein, in dem L. seine Meinung zu dem Aufstand äußert (L. meint, man hätte die Demonstrationen verhindern können, wenn in den Medien das Negative nicht verschwiegen und das Positive nicht übertrieben dargestellt worden wäre<sup>601</sup>). Der Artikel verursacht den kurzfristigen Ausschluss des Protagonisten aus dem Schriftstellerverband und eine Rüge seitens der Parteigenossen. Der Chronist berichtet auch von einer Reihe von Verhaftungen, die im

<sup>596</sup> Rainer – K. Langner: *Heimkehr in ein halbes Neu – Land*. Erich Loest: „Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf“. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 143 – 146, hier S. 146.

<sup>597</sup> Günter Waldmann: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und –modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000, S. 149.

<sup>598</sup> Vgl. Peter Braun: „Durch die Texte ein Riss“. Beobachtungen zu den autobiographischen Büchern von Erich Loest. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 130 – 153, hier S. 145 – 146.

<sup>599</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 26.

<sup>600</sup> Die Familie des Chronisten geriet in finanzielle Schwierigkeiten, denn sein Vater verweigerte den Eintritt in die NSDAP, L. selbst wurde 1944 einberufen, ab März 1945 war er Werwolf, im Mai 1945 ergab er sich den Amerikanern.

<sup>601</sup> Vgl. Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 218.

November 1956 mit der Inhaftierung Wolfgang Harichs begann. Harich war Philosophieprofessor und Journalist, der im Schauprozess im März 1957 wegen Bildung einer konspirativen staatsfeindlichen Gruppe zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt wird.<sup>602</sup> Mit ihm und in einem weiteren Prozess erhalten auch Bernhard Steinberger und Manfred Hertwig sowie Walter Janka, Gustav Just, Richard Wolf und Heinz Zöger mehrjährige Zuchthausstrafen. L. wird aus der Partei ausgeschlossen, denn er hat seinen Freund Gerhard Zwerenz, der als Staatsfeind angesehen wurde, finanziell unterstützt. Am 14. November 1957 wird L. verhaftet und nach Leipzig transportiert.

Von diesem Moment an beginnt die Schilderung der Gefangenschaft von L. Sie fängt mit der Beschreibung der ersten Vernehmung an, die 30 Stunden dauert. L. wird nach seinen Kontakten zu Harich, Zwerenz, Bloch und Just gefragt sowie nach dem Treffen mit dem polnischen Journalisten Tadeusz Kupis<sup>603</sup> (sein Name wird in *Durch die Erde ein Riß* nicht genannt, er kommt erst im Loests Buch *Prozesskosten* (2007) vor). Die Vorwürfe gegen L. lauten:

„Bildung einer staats- und parteifeindlichen Gruppe, die sich das Ziel gesetzt hatte, die Regierung der DDR zu stürzen und ein antisozialistisches System an ihrer Stelle zu setzen.“<sup>604</sup>

L. bestreitet die Vorwürfe, unterschreibt das Vernehmungsprotokoll und wird in die Zelle geführt. Die neue Situation ist für ihn sehr unheimlich, er verliert jedoch die Hoffnung auf die Entlassung nicht:

„Alles wirkte unwirklich, gespenstisch. [...]“

L. dachte: Übermorgen hat Vater Geburtstag. Die Hauptsache, du bist bis dahin wieder raus.“<sup>605</sup>

Er sitzt anfangs in der Zelle mit einem Mann, dann alleine. Seine Zelle und den Alltag beschreibt er folgendermaßen:

---

<sup>602</sup> Wolfgang Harich wurde am 29. November 1956 wegen Bildung einer staatsfeindlichen Gruppe festgenommen und als Leiter der oppositionellen "Harich-Gruppe" (es war eine informelle Gruppe von Intellektuellen, die partiintern Reformen einforderte) am 9. März 1957 zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Durch eine Amnestie wurde er Ende 1964 aus der Haft entlassen. In: Chronik zur Geschichte der DDR und ihres Ministeriums für Staatssicherheit <[http://www.bstu.bund.de/cln\\_028/nn\\_713806/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Chronik-DDR-MfS/chronik-1950\\_59\\_inhalt.html\\_nnn=true](http://www.bstu.bund.de/cln_028/nn_713806/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Chronik-DDR-MfS/chronik-1950_59_inhalt.html_nnn=true)> Datum des Zugriffs: 24.06.2009.

<sup>603</sup> Tadeusz Kupis – polnischer Journalist und Buchautor.

<sup>604</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 319.

<sup>605</sup> Ebd., S. 318.

„Die Zelle war drei mal drei Meter groß. Zwei mal drei Meter maß die Pritsche, Holz von Wand zu Wand, vorn abgeschlossen und so hoch, daß einer, saß er darauf, die Füße nicht aufstellen konnte. Die Matratze lag tagsüber quer und durfte nicht benutzt werden. Es war ein hartes Sitzen, erst nach Wochen hatte sich der Hintern ans Holz gewöhnt. Keine Lehne außer der kalten Wand. [...] In der Ecke war das Klosett, das von draußen gespült wurde. Glasziegel vor dem Fenster in doppelter Reihe, dazwischen eine Luftklappe. Hinaussehen war unmöglich. Über der Tür eine schwache Glühbirne hinter Glas und Draht. Früh und abends wurden Handtuch, Seife und Zahnbürste hereingegeben, früh warmes Wasser. Duschen und Wäschewechsel jede Woche. Ein sauberer Knast, immerhin.“<sup>606</sup>

Es folgen weitere Verhöre. Die Situation dauert wochenlang. Endlich drohen die Verwalter L. an, dass sie seine Frau verhaften, falls er die Vorwürfe nicht bestätigt. Er verbringt Weihnachten im Gefängnis und Anfang 1958 erfährt er vom Untersuchungsrichter während eines Verhörs, dass sich seine Frau auch in Haft befindet. Es wird ihr Mitwisserschaft vorgeworfen.

Im Februar 1958 bekommt L. Magenschmerzen und es wird bei ihm ein Magengeschwür diagnostiziert. In dieser Zeit beginnt er aus Verzweiflung einen Hungerstreik, den er erst nach Versicherungen der Verwaltung, dass seine Kinder bei den Großeltern sicher sind, abbricht. Im April erfährt er, dass seine Frau entlassen wurde. Im November, nach einem Jahr der Gefangenschaft, erleidet er einen Nervenzusammenbruch:

„Ende November, an einem besonders trüben Tag, klappte er zusammen. Er mußte heulen wie seit Kindertagen nicht mehr, Tränen, er konnte sie nicht halten.“<sup>607</sup>

L. bekommt Tabletten und tagsüber Liegeerlaubnis, nach einer Woche kommt er wieder zu sich. Im Dezember wird er nach Halle befördert, wo sein Prozess stattfindet. Der Verteidiger kennt seine Akten fast gar nicht und L. bemerkt, dass seine Erklärungen und Argumente vor dem Gericht angesichts der Anklage sinnlos sind:

„L. fühlte sich wie in einem Glaskäfig, hinter den durchsichtigen Gittern lief Geschehen ab, unbeeinflußt von ihm, unbeeinflußbar. Jetzt aufspringen und schreien: Aber es war doch alles ganz anders! Erstaunt würden Richter und Schöffen und

---

<sup>606</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 322.

<sup>607</sup> Ebd., S. 339.

Staatsanwalt die Köpfe schütteln: Zwei Tage lang hatten alle hier im Saal schlimme, bedauerliche Wahrheiten begriffen, nur einer, einer wollte das alles nicht verstehen. Ein Saal mit hundert klugen, einsichtigen Menschen darin, in ihrer Mitte ein einziger Narr.“<sup>608</sup>

L. wird wegen konterrevolutionärer Gruppenbildung zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus und zum Entzug des Vermögens verurteilt. Das Ausmaß der Strafe kann er kaum fassen:

„Siebeneinhalb Jahre, eine nicht zu begreifende Zeit.“<sup>609</sup>

„Zeit war zu morden, sechseinhalb Jahre mußten totgeschlagen werden, genauer sechs Jahre, vier Monate und zwanzig Tage. Er rechnete um in Monate, Wochen, Stunden.“<sup>610</sup>

In einem Interview erzählt Loest, wie ein Dreißigjähriger darum umgeht, wenn er ein langjähriges Urteil bekommt:

„Er denkt beständig: Das ist unmöglich, ein Irrtum, dass muss doch jemand einsehen. Im Knast denken alle, es gibt bald Amnestien, Weihnachten sind wir zu Hause, und legen sich Gründe für eine Amnestie zurecht, die Außenministerkonferenz in London oder ein anderes politisches Ereignis. Weihnachten waren wir natürlich nicht zu Hause, dann heulte einer, ein anderer sagt: Jungs, haut ran, Ostern klappt es. So lügt man sich nach vorn.“<sup>611</sup>

Im März 1959 wird er nach Bautzen in die Strafvollzugsanstalt Bautzen II gebracht. Dort bekommt er die Nummer 23/59, damit soll er sich an- und abmelden. Im Zuchthaus erfährt er, dass sein Verteidiger ihn betrogen hatte, indem er ihm statt des Paragraphen 13 (Faschismus-Propaganda und Hetze gegen Arbeiter- und Bauernmacht – Strafe unter 3 Monaten), weswegen er angeklagt und verurteilt wurde, den Paragraphen 19 (Versuch der Beseitigung der Staats- oder Gesellschaftsordnung,

---

<sup>608</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 350.

<sup>609</sup> Ebd., S. 352.

<sup>610</sup> Ebd., S. 354.

<sup>611</sup> Carsten Gansel: „Hemingway ist eine Stilfrage, Fallada eine Inhaltsfrage“. Erich Loest im Gespräch mit Carsten Gansel. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 282 – 310, hier S. 298. Das Gespräch wurde am 22. Oktober 2009 und 9. Juni 2010 geführt.

Behinderung der Tätigkeit des Präsidenten, des Ministerrates o. Ä., Loslösung eines Teils der DDR) vorlas.<sup>612</sup>

Der Chronist überlegt vielerorts in seinem Text, von welchen Ereignissen aus den Gefangenschaftsjahren er berichten soll. In der Haft gibt es fröhliche Momente kaum, es dominieren vor allem Wut und Ärger:

„Die spaßigen und grotesken Begebenheiten aber füllten kein Promill der Zeit. Dumpfe Wut, Apathie, Streit um Läppisches, bis sich zwei an die Kehle gingen, das gab's öfter.“<sup>613</sup>

L. sitzt in der Zelle mit einem Mann, der im Buch „Kumpel“<sup>614</sup> genannt wird. Beide versuchen, die Monotonie des Gefängnisalltags zu überwinden, indem sie sich verschiedene Geschichten aus ihrem Leben und Einzelheiten aus den Prozessen erzählen. L. erzählt alle Romane von Thomas Mann und sein Mitgefangener versucht, ihm Russisch beizubringen. Die Gefangenen dürfen zwar Bücher lesen, aber in den ersten Jahren von L.s Gefangenschaft kommt dies selten vor. Den Inhaftierten ist es auch erlaubt, wenn sie sich ordentlich benehmen, alle zwei Wochen einen Film in einem großen Raum (der früher als Kirche und jetzt als Kino dient) anzuschauen.

Die Alltagsmonotonie wird erträglicher, als L. seine erste Arbeit bekommt, die auf dem Loslösen von Kabelenden von Isolationen beruht und die er in seiner Zelle leistet.<sup>615</sup> Nach fast zwei Jahren wird er einer Brigade zugeteilt – sie legen Drahtspulen in die Ständer von Elektromotoren ein.<sup>616</sup> Er kommt dort mit Schwerverbrechern zusammen, mit Mördern, Spionen und Saboteuren. L. distanziert sich von ihren obszönen Gesprächen, nimmt aber an Diskussionen gern teil. Es wird über Verschiedenes debattiert:

„Als er in diese Brigade kam, tobte gerade die Zuckerdebatte, jeder wußte etwas und keiner alles, wütend schmissen sie Begriffe hin: Milchzucker, Rübenzucker, Blutzucker, Rohrzucker, Zuckerkrankheit. Kein Nachschlagewerk konnte konsultiert werden, es gab keinen Experten. Jeder hatte schon alles in den Streit geworfen, was er je gehört hatte, jetzt wurde auf Argumente zurückgegriffen wie: Mensch, mein Onkel

---

<sup>612</sup> Vgl. Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik 1957, S. 643  
<<http://www.verfassungen.de/de/ddr/strafrechtsergaenzungsgesetz57.htm>> Datum des Zugriffs: 25.04.2009.

<sup>613</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 360 – 361.

<sup>614</sup> Ebd., S. 357.

<sup>615</sup> Vgl. ebd., S. 361.

<sup>616</sup> Vgl. ebd., S. 363.

hatte in Schlesien 'ne Zuckerfabrik! L. kannte noch von der Schule her die Formel für Zucker und wußte ein wenig über die Umwandlung in Alkohol. Na, und was ist Melasse?

Oder die Flunderdebatte. Wie war das nun, lag die Flunder immer flach auf dem Meeresgrund, oder schwamm sie als Kleinfisch munter wie jeder andere Fisch, verschob sich das Auge allmählich, wurde sie erst im Laufe ihrer Entwicklung platt? Da prallten die Meinungen aufeinander: Du Arschloch, ich hab drei Jahre in Rostock gewohnt, mir machste nischt vor!

Ein besonders guter Arbeiter war er nicht; zu gern unterhielt er sich ein bißchen nebenher. Wie schwer war der sowjetische Panzer T 34, wie stark seine Kanone? War Prien, der U-Boot-Kommandant, in einem KZ umgekommen? War Thomas Mann Jude?“<sup>617</sup>

Allmählich gewinnt L. Anerkennung in der Brigade, doch er kommt bald wieder in Einzelhaft. Er kennt den Grund dieser Entscheidung nicht und kann sich damit nicht abfinden. Seine Mitgefanganen geben ihm einen nützlichen Rat:

„Ein richtiger Knastrologe bist du erst nach fünf Jahren, wart's in Ruhe ab.“<sup>618</sup>

Ein wichtiges Kapitel in Loests Romans bildet *Sein albanisches Wunder*, ein Abschnitt, der Phantasien und Tagträume des Erzählers darstellt. L., eingeschlossen in einer Einzelzelle, phantasiert vier Monate lang über ein „Projekt Sonnenküste“<sup>619</sup> – ein Urlaubsparadies der DDR, das eine Quelle des Wohlstands und ein Kern der Industrialisierung für Albanien wäre:

„Er [L. – G. M.] stand zwischen Ulbricht und Hager an einem Modell und zeigte auf die weißen Klötzchen: die Hotels. Die Mole. Weiter hinten das Dorf für die Albaner. „Hier werden ausschließlich Albaner wohnen. Die hole ich mir aus den Dörfern und schule sie in Rostock. Oder Leipzig, Dresden. Kleine Cafés, Hammelbratstuben im heimischen Stil. [...]“<sup>620</sup>

Tagelang überlegt L., wie er seine Idee verwirklichen kann. Die Schilderungen seiner Pläne vermischen sich mit der Beschreibungen der Haftwirklichkeit (der Verpflegung,

---

<sup>617</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 363 – 364.

<sup>618</sup> Ebd., S. 364.

<sup>619</sup> Ebd., S. 367.

<sup>620</sup> Ebd., S. 367.

der Spaziergänge), wobei die realen Ereignisse nur beiläufig erwähnt werden. Vorrangig ist für ihn sein abstraktes Vorhaben:

„[...] sein Projekt war moralisch, sozialistisch. Es gab keine Geleimten dabei, keine Ausgebeuteten, keine Bonzen. [...] Also Beteiligung der Albaner von Anfang an, die DDR mietete das Gelände auf zwanzig Jahre, dann fiel es an Albanien zurück. Die DDR bildete die Leute umsonst aus und zahlte anständige Gehälter, so viel wie hier in einem Monat verdienten sie sonst in zwei Jahren.“<sup>621</sup>

Nach vier Monaten wird ein Mann in L.s Zelle gelegt und die beiden bekommen eine Arbeit. Damit endet das Träumen des Protagonisten.

Im August 1961, als die Hälfte der Strafe vorbei ist, bemerkt L., dass es den Gefangenen in Bautzen II immer besser geht: die Häftlinge haben einen selbst gebauten Volleyballplatz zur Verfügung, aus dem Lautsprecher auf dem Gang können sie Musik hören, es fehlt nicht an Arbeit, die ihnen ein bisschen Geld bringt und die Einkäufe (Lebensmittel, Zeitungen und Zigaretten) ermöglicht.

In Loests Schilderungen der Gefangenschaft finden wir die Geschichte eines Gefangenen, der in Bautzen als „Löffel-Franz“<sup>622</sup> bekannt wurde. Der Text entstand 1975, doch wegen des Versagens der DDR-Behörden wurde er erst in der BRD im Erzählband *Pistole mit sechzehn* (1979) unter dem Titel *Löffel-Franz* veröffentlicht. In dem Roman *Durch die Erde ein Riß* kommt die gekürzte Fassung der Erzählung vor. Es ist die authentische Geschichte eines Bautzen-Häftlings, der aus Protest gegen seine Inhaftierung einen Löffelstiel schluckt. Man hält ihn für verrückt, doch als er die Nachricht von dem Tode seines Sohns erhält, wird er von allen bemitleidet. Nach ein paar Tagen erweist sich die Nachricht als falsch. Doch einige Monate später verunglückt der Sohn tatsächlich tödlich. L. und andere Gefangene helfen ihm, die schwere Zeit zu überstehen. Wenn Franz frei ist, schreibt er einen Brief an L., doch dann bricht der Kontakt zwischen den beiden ab und erst später erfährt L., dass Löffel-Franz gestorben ist. Diese Geschichte ist ein Beispiel dafür, dass Loest in der Haft viele außergewöhnliche Leute getroffen hat. Durch diese Bekanntschaften hat er viel gelernt:

„Zu meinen spannendsten Abenden im Zuchthaus Bautzen II gehörte es, den Erzählungen der alten Geheimdienst-Struppenzieher aus Kreuzberg, vom

---

<sup>621</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 372 – 373.

<sup>622</sup> Ebd., S. 384.

Gesundbrunnen und dem Wannsee zu lauschen. Fritze, ‚Seemann‘, Winne, ‚Lederohr‘, seid bedankt.“<sup>623</sup>

„Er war Dutzenden Menschen begegnet, die er sonst nie getroffen hätte, hatte unglaubliche Geschichten gehört, um die ihn Schriftstellerkollegen später beneiden sollten. Er kannte miese Deserteure und große Hasardspieler, rüde Burschen und Feiglinge, und maß die eigenen Grenzen genauer als vorher. Das wog nicht auf, aber was dann?“<sup>624</sup>

Im Gegensatz zu Walter Kempowski, der zwar seine Haftzeit ironisch als „ein Segen“<sup>625</sup> bezeichnete, aber auch positive Seiten der Gefangenschaft bemerkte, beurteilt Loest seine Bautzener Jahre nicht als Gewinn. Im Gegenteil – er betrachtet diese Zeit als Verlust:

„Die Haftzeit hatte seinen Kindern eine böse Jugend beschert und ihnen Kerben geschlagen, die sich vermutlich nicht glätten werden. Sieben Jahre fehlten im Leben und in der Arbeit – fehlten sie? Sein Magen war nur noch ein Dreck [...].“<sup>626</sup>

„Natürlich habe ich eine Menge gelernt, habe viele Menschen und Schicksale kennengelernt, auch mich selber lernte ich besser kennen. Nur dafür hätten drei Jahre auch genügt, was dann kam, war Wiederholung und Stumpfsinn.“<sup>627</sup>

Loest ist mit dem, was ihm widerfahren ist, nicht fertig und seine traumatischen Erfahrungen lassen sich schriftstellerisch nicht mitteilen:

„Es bleibt ein Rest, ein Riss, der auch durch das wiederholte, lebensgeschichtliche Erzählen nicht abzuarbeiten, nicht zu kitten ist.“<sup>628</sup>

Die unterschiedliche Auffassung von Gefangenschaft bei Kempowski und Loest hat mehrere Gründe. Im Moment der Verhaftung war Kempowski ein achtzehnjähriger, unerfahrener Junge. Loest dagegen war schon einunddreißig, er war Familienvater und

<sup>623</sup> Erich Loest: *Welch wilder, wirrer Tag*. Rede zum 50. Jahrestag des 17. Juni 1953 im Sächsischen Landtag zu Dresden. In: Erich Loest: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 49 – 56, S. 56.

<sup>624</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 413.

<sup>625</sup> Walter Kempowski, Dirk Hempel: Gespräche mit Walter Kempowski 1995 - 2003. Zit. nach: Dirk Hempel: *Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 72.

<sup>626</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 413.

<sup>627</sup> Ursula Homann: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5 – 6, hier S. 6.

<sup>628</sup> Peter Braun: „*Durch die Texte ein Riss*“. *Beobachtungen zu den autobiographischen Büchern von Erich Loest*. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 130 – 153, hier S. 136.

Journalist, hatte also Lebens- und Berufserfahrung. Für ihn bildet die Haftzeit eine Unterbrechung im Alltag; Kempowski dagegen betrachtet es als eine Möglichkeit, um neue Erfahrungen zu gewinnen.

Der Roman *Durch die Erde ein Riß* endet mit der Entlassung des Protagonisten aus Bautzen am 25. September 1964. L. verbringt 7 Jahre in der Gefangenschaft, davon zweieinhalb in Einzelhaft. Er wird zwanzig Mal verlegt. Als ihn der Oberleutnant der Staatssicherheit kurz vor der Entlassung nach seinem Berufswunsch fragt, lautet die Antwort: „Schriftsteller“<sup>629</sup>. Nie wieder hat Loest das Zuchthaus betreten, er befürchtete, seine Nerven „hielten das nicht aus“<sup>630</sup>.

Die Gefangenschaft hat dem Schriftsteller Stoffimpulse fürs Schreiben gegeben, sie war Inspiration für viele seiner Werke. In Bautzen war ihm das Schreiben, trotz der Anträge, die er immer wieder an die Verwaltung stellte, verboten. Ähnlich war es im Falle Walter Kempowskis, der arbeitete aber als Schreiber, hatte Zugang zu Schreibzeug und Papier und hat illegal kurze Formen, wie zum Beispiel ein Jambenepos, geschrieben. Das Einzige hingegen, was Loest in der Gefangenschaft verfasst hat, waren die Briefe an seine Frau. Da er in Bautzen kein Papier zum Schreiben zugeteilt bekam, war er gezwungen, eine Reihe von Texten im Kopf zu entwerfen. Die auf diese Weise entstandene Lücke in seinem Schaffen wird gleich nach der Entlassung aus Bautzen gefüllt: Er schreibt in elf Jahren neunzehn Bücher. Die Ideen und der Stoff dafür entstanden teilweise noch in der Gefangenschaft:

„Ich habe an Projekten, die ich zu Hause liegen hatte, im Geiste weitergebaut und Bücher bis in die Formulierung hinein im Kopf vorbereitet. Dabei habe ich kein sehr gutes Gedächtnis, ich kann nicht allzuviel speichern – aber ich memorierte ganze Seiten im Kopf und spielte sie immer wieder vor mich hin – ich hatte ja Zeit dazu. Als ich dann entlassen wurde, setzte ich mich am nächsten Morgen, früh um 5, wie das geplant war, an den Schreibtisch. Seitdem ist eine unglaubliche Anzahl von Büchern zustande gekommen [...].“<sup>631</sup>

Auch seine Themen verdankt Loest den bitteren Haft erfahrungen:

---

<sup>629</sup> Vgl. Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 412.

<sup>630</sup> Erich Loest: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 137.

<sup>631</sup> Karl Corino: *Gespräch mit Erich Loest*. In: Andras W. Mytze (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 1 – 7, hier S. 4.

„Natürlich, seinen Roman ‚Schattenboxen‘ hätte er ohne Bautzener Erfahrung nie geschrieben. ‚Etappe Rom‘ und ‚Kein Mann für diese Welt‘ sind Knastgeschichten – ohne seinen Umweg über Bautzen hätte er natürlich andere Erlebnisse gehabt, sie hätten ihn zu freundlicheren Stoffen geführt.“<sup>632</sup>

Obwohl die meisten Texte im Kopf des Schriftstellers entstanden sind, gelang es ihm zum Ende seiner Gefangenschaft ein Manuskript verfassen:

„Einmal, ganz zum Ende, kam ich doch an ein wenig Papier und an eine Schreibmine, ich weiß nicht, woher. Und da schrieb ich ein Filmmanuskript, das habe ich heute noch. Es sollte eine Liebesgeschichte sein. Ich hatte bereits die Schauspieler, die mitspielen sollten im Kopf, Gisela May und so weiter. Auch den ‚Doktor Ley‘ habe ich im Kopf entworfen und die Doppelgängerschaft mit Ley erfunden.“<sup>633</sup>

Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass im Gegensatz zu Walter Kempowski, der zwei seiner Romane und viele kürzere Formen dem Thema der Gefangenschaft und der Zelle gewidmet hat, bei Erich Loest diese Thematik eher zweitrangig ist. Weder in den von seinen Haftexperienzen inspirierten Erzählungen *Etappe Rom* (1975), *Kein Mann für diese Welt* (1983) und *Karl-May-Novelle* (1975), noch in der Autobiographie *Durch die Erde ein Riß* werden seine Knasterfahrungen ausführlich dargestellt. Man kann sogar die These riskieren, dass die Haftexperienzen in Loests Werken nur ansatzweise beschrieben wurden. Der Schriftsteller selber gab 2009 in einem Interview zu, dass er ein Kapitel aus seinem Leben noch nicht ausführlich bearbeitet habe, und zwar die Zuchthauserfahrung:

„[...] das schiebe ich noch eine Weile vor mir her.“<sup>634</sup>

Die Reaktion der Kritik auf den Roman *Durch die Erde ein Riß* blieb zurückhaltend. Das Buch war nicht sensationell, zumal Loest die Personalien seiner

---

<sup>632</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 414.

<sup>633</sup> Carsten Gansel: „Hemingway ist eine Stilfrage, Fallada eine Inhaltsfrage“. Erich Loest im Gespräch mit Carsten Gansel. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 282 – 310, hier S. 300 – 301. Das Gespräch wurde am 22. Oktober 2009 und 9. Juni 2010 geführt.

<sup>634</sup> Tino Dallmann: Erich Loest in einem Interview mit Tino Dallmann. In: Radio Mephisto. 22.03.2009. <<http://mephisto976.uni-leipzig.de/sendungen/m19/beitrag/artikel/erich-loest-auf-der-buchmesse.html>> Datum des Zugriffs: 13.05.2009.

Mitgefangenen verschwiegen und nur Spitznamen benutzt hat. Die Kritiker haben auch auf die Schwierigkeiten mit dem Katalogisieren des Buches hingewiesen:

„Belletristik, ‚schöne Literatur‘, ist das gewiß nicht; das politische Sachbuch eines Literaten, wie die Nominierung in der Liste des Bayerischen Rundfunks vermuten lassen könnte, ist es aber ebenso wenig. Loests ‚Lebenslauf‘ ist schwer zu katalogisieren, das Buch steht quer zum Rumor des bundesdeutschen Literaturbetriebs.“<sup>635</sup>

Wolfgang Paulsen lobt Loests Erzähltechnik und seinen Stil, beschreibt sie jedoch als nicht besonders anspruchsvoll:

„Er erzählt lebhaft und mit Schwung, ohne irgendwelchen stilistischen Ambitionen, mit der Sprache eines erfahrenen Schriftstellers, aber man spürt die Aufrichtigkeit seiner Empörung.“<sup>636</sup>

Wolfgang Emmerich urteilt in seiner *Kleinen Literaturgeschichte der DDR*, dass Loests Roman einen Ersatz für viele Geschichtsbücher sein könnte, weil er so viele Aufschlüsse über die Gefangenschaftswirklichkeit gibt.<sup>637</sup> Emmerich unterstreicht auch die distanzierte Darstellungsweise Loests:

„Aber es ist auch eine wichtige literarische Autobiographie, die das Genre der bloßen Memoiren hinter sich läßt. [...] Loests Buch ist trotz allem kein Widerruf, ist frei von Haßtiraden und missionarischer Attitüde.“<sup>638</sup>

Auch Heinz Klunker betont die Authentizität des Berichtes und die Distanz zum Erlittenen, indem er in seiner Rezension in der „Zeit“ schreibt:

„Dieser Lebensbericht, der Dokumente zitiert, Anschauung und Reflexion ebenso mischt wie Erfahrung und Interpretation, der auch das mittelbar Private nicht scheut, ist weder emotionale Anklage noch wehleidige Verteidigung – ein Brocken Zeitgeschichte aus der Perspektive der Opfer, unorthodoxes Zeugnis vom moralischen

---

<sup>635</sup> Heinz Klunker: *Eine Kaderakte geht in Revision. Zeit der Schuldig – Schuldlosen. Erich Loest: „Durch die Erde ein Riß“*. In: Die Zeit. Nr. 45. 5. 11. 1982. S. 59.

<sup>636</sup> Wolfgang Paulsen: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen 1991. S. 156.

<sup>637</sup> Vgl. Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR. 1945 – 1988*. Frankfurt / Main 1989. S. 339.

<sup>638</sup> Ebd., S. 340.

Gewinn oder Niederlage, selbst erlittenes Pläoyer eines melancholischen Machtverweigerers.“<sup>639</sup>

Nach der Lektüre der Romane von Erich Loest und Walter Kempowski, die das Haftthema ansprechen, kann man das Fazit ziehen, dass vor allem die Lebenserfahrung darüber entscheidet, wie ein Mensch die Gefangenschaft verträgt. Beide Schriftsteller verbüßten ihre Strafen im Zuchthaus Bautzen, also ihre Haftbedingungen ähnelten einander. Kempowski war jünger, unerfahren und handelte aus Idealismus. Er hat zwar eine unglaublich hohe Zuchthausstrafe von 25 Jahren bekommen, verbrachte aber im Gegensatz zu Loest „nur“ ein paar Monate in der Isolation. Loest verbüßte von seiner siebenjährigen Freiheitsstrafe zweieinhalb Jahre in der Einzelhaft. Kempowski wurde zwar immer wieder von Schuldgefühlen der Mutter gegenüber geplagt, hatte aber viele Möglichkeiten, seine Haftzeit produktiv zu verbringen, um nicht zu viel an seine Lage zu denken: Er konnte lesen, im Kirchenchor singen und sich an dem Kulturleben in der Anstalt aktiv beteiligen. Er wartete auf seinen Prozess nur einen Monat, Loest dagegen über ein Jahr. Es muss auch bemerkt werden, dass die Gründe der Verhaftung der Schriftsteller unterschiedlich waren. Loest war ein typisch politischer Gefangener, das heißt, er war politisch engagiert, äußerte sich öffentlich gegen die Politik der SED und rechnete damit, dass ihm seine Haltung in Schwierigkeiten bringen kann. Kempowski dagegen handelte unüberlegt, er war Idealist, der das Unrecht, das seiner Heimat angetan wurde, ans Licht bringen wollte. Bemerkenswert ist auch, dass Kempowski in seinen Haftromanen vor allem auf sich selber und auf seine physischen und psychischen Leiden konzentriert ist. Loest dagegen grenzt seine Person aus der Handlung aus und ist bemüht, an seinem Beispiel das Schicksals der anderen Gefangenen zu zeigen.

Den Werken der beiden Schriftsteller ist die Sprache gemeinsam. Sie ist lakonisch, emotionslos und kühl. Es lässt sich eine Distanz zum beschriebenen Geschehen beobachten. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass man die Gefangenschaft nur dann realitätsnah darstellen kann, wenn man eine lapidare Sprache benutzt.

---

<sup>639</sup> Heinz Klunker: *Eine Kaderakte geht in Revision. Zeit der Schuldig – Schuldlosen. Erich Loest: „Durch die Erde ein Riß“*. In: Die Zeit. Nr. 45. 5. 11. 1982. S. 59.

## 5.5 E. Loests Erzählungen: *Etappe Rom* (1975), *Kein Mann für diese Welt* (1983), *Karl-May-Novelle* (1975)

In seinen Erzählungen *Etappe Rom* (1975), *Kein Mann für diese Welt* (1983) und *Karl-May-Novelle* (1975) setzt sich Erich Loest wieder mit dem Thema der Gefangenschaft auseinander. Die Werke unterscheidet jedoch von seinem autobiographischen Roman *Durch die Erde ein Riß* die Tatsache, dass sie nicht direkt auf die Haftexperienz des Schriftstellers zurückgehen. Es gibt hier keinen autobiographischen Helden, die Umstände sind auch anders als im Falle des erwähnten Romans. Es steht jedoch außer Zweifel, dass die Themen der Erzählungen von Loests Haftfahrungen inspiriert worden sind.

In der Erzählung *Kein Mann für diese Welt* werden ein paar Monate aus dem Leben eines vierundzwanzigjährigen Agenten namens Hans Käpitz dargestellt, und zwar die letzten Wochen seiner Spionagetätigkeit bis zu seiner Verhaftung und zum Schuldgeständnis.

Der Protagonist arbeitet bei der Deutschen Reichsbahn und spioniert seit 4 Jahren für Großbritannien. Käpitz reist mit der Bahn auf der Strecke Ostberlin – Westberlin und überprüft mittels eines Geigerzählers, ob und wie viel Uran die Russen aus der DDR in die Sowjetunion transportieren. Seine Untersuchungen helfen dabei, die Anzahl der sowjetischen Atombomben zu berechnen.

Käpitz will seine Spionagetätigkeit aus Angst aufgeben. Sein Vorgesetzter Wilkins will dies nicht erlauben und bittet ihn um Zeit, um einen Ersatzagenten zu finden. Nach einigen Wochen wird Käpitz entlassen. Nach einem halben Jahr meldet er sich wieder bei Willkins, um seinen Lohn zu bekommen. Er wird jedoch nach Rostock geschickt und seine Frau Gerda soll sein Geld abholen. Dabei wird sie verhaftet und ihre Kinder in ein Heim geschickt. Auch Käpitz wird festgenommen. Schon an dieser Stelle lassen sich gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Roman *Durch die Erde ein Riß* und der Erzählung *Kein Mann für diese Welt* feststellen und somit kann man annehmen, dass auch nicht autobiographische Texte Loests von seinem Lebenslauf inspiriert sind. Die Verhaftung der Frau des Protagonisten, die in beiden Büchern dargestellt wurde, war sicherlich von den Erfahrungen des Schriftstellers inspiriert. Sowohl Käpitz, als auch L. werden in das Ministerium für Staatssicherheit eingeliefert und dort verhört. Auch die Vernehmungen werden in den beiden Büchern ähnlich dargestellt, so dass

man schlussfolgern kann, dass sie auf authentischen Erlebnissen des Autors basieren. Einige Passagen bei der Beschreibung der Verhöre sind in den Werken fast identisch:

„[...] Nun packen Sie endlich aus!“

,Gibt nichts auszupacken!“<sup>640</sup>

„Der Vernehmer sagte: ,Wollen Sie nicht doch auspacken?“

,Gibt nichts auszupacken.“<sup>641</sup>

Während des ersten Verhörs wird dem Protagonisten das Foto von Willkins gezeigt. Käpitz sagt jedoch, dass er ihn nicht kennt. Er bestreitet auch, dass er zusammen mit seiner Frau die sowjetischen Panzer gezählt und die Daten an den britischen Geheimdienst verkauft hat. Nach drei Tagen wird Käpitz in die Untersuchungshaft nach Berlin transportiert und dort tagelang verhört. Nach zehn Tagen erlebt er einen Zusammenbruch, nur mit Mühe hält er sich zurück, die Wahrheit zu gestehen. Nach sechs Wochen hören die Vernehmungen auf. Er sitzt tagelang allein in der Zelle, ohne irgendeine Nachricht über das Schicksal seiner Familie und über seine eigene Zukunft zu bekommen. Die Einsamkeit ist so unerträglich, dass Käpitz endlich seinen Widerstand aufgibt. Die Erzählung endet in dem Moment, wo er ein Geständnis ablegt.

In der Erzählung *Kein Mann für diese Welt* wird zwar das Thema der Gefangenschaft behandelt, aber nicht so ausführlich wie im Roman *Durch die Erde ein Riß*. Es kommen in der Erzählung keine Tatsachen aus dem Leben Erich Loests vor. Trotzdem lassen sich zwischen der Handlung des Buches und dem Lebenslauf des Schriftstellers Parallelen beobachten. Somit kann man feststellen, dass die Authentizität der Erzählung ohne die Hafterfahrung des Autors kaum möglich wäre.

*Etappe Rom* sind zehn Geschichten, die fünfte gibt dem Band den Titel. Sie enthalten autobiographische Züge, es charakterisiert sie eine sachliche und nüchterne Sprache. Ähnlich wie der Protagonist der Erzählung *Kein Mann für diese Welt*, sind auch hier Loests Helden auf der Suche nach Glück:

„Sie alle werden in einer Etappe ihres Lebens gezeigt, die entscheidend ist für die Verwirklichung ihrer Wünsche und Vorstellungen.“<sup>642</sup>

---

<sup>640</sup> Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 318.

<sup>641</sup> Erich Loest: *Kein Mann für diese Welt*. (1983) In: Erich Loest: *Bauchschnüsse*. Zehn Erzählungen. München 1990. S. 68.

Die Erzählung *Etappe Rom* stellt die Geschichte des deutschen Fliegers und Unteroffiziers der Luftwaffe Lutz Hoffmann dar, der 1943 in Rom bewusstlos, ohne Waffe und Uniform von einer italienischen Polizeistreife gefunden wurde. Die eigentliche Handlung beginnt mit dem Verhör Hoffmanns. Der Soldat hat das Verbot verletzt, Rom zu betreten. Er soll auch seine Pistole und Uniform verkauft haben. Hoffmann behauptet jedoch, vor einer Kaserne in Cermala (er ist dort auf dem Fliegerhorst stationiert) überfallen und nach Rom transportiert worden zu sein.

Lutz Hoffmann versucht sich mit der neuen Situation abzufinden und sich selber die Gefangenschaft so auszumalen, dass sie nicht mehr so entsetzlich erscheint. Es ist aber nicht einfach, was seine Überlegungen bestätigten:

„Er war gefangen; das war ein Zustand, den er aus Büchern kannte und vor dem ihn beim Lesen gegraust hatte, aber dieses Grausen war durch die Gewißheit gemildert worden, nie in solch eine Lage zu geraten.“<sup>642</sup>

[...]

Er saß im Knast wie tausend andere mit ihm, wie vor ihm Hunderttausende, vielleicht Millionen. Immerhin: Das da in der Ecke war ein Abort. In den Büchern las man von stinkenden Kübeln, die der Kalfaktor morgens abholte. Es hätte also schlechter kommen können.“<sup>643</sup>

Hoffmann wird in der Zelle mit einem anderen Soldaten namens Robert Ziehm eingesperrt. Dieser verständigt sich durch das Klopfen mit Gisela, einer Frau aus der Nebenzelle. Hoffmann ist anfangs an dem Kontakt zu Gisela nicht interessiert, bald jedoch bringt ihm Robert das Klopfen bei und gleich nach seiner Verlegung beginnt der Pilot mit der Frau zu klopfen. Er denkt immer öfter an Gisela und verliebt sich allmählich in sie. Er wird fast jeden Tag verhört, einmal sogar 32 Stunden ohne Pause, trotzdem bekennt er sich nicht schuldig. Von den Verhören erzählt er seiner Nachbarin aus der Nebenzelle. Nach drei Wochen ihrer Bekanntschaft wird Gisela entlassen. Hoffmann ist traurig, erst später freut er sich über ihre Freiheit. Nach sieben Tagen wird auch er freigelassen, weil seine Schuld nicht beweisbar war.

Gleich nach seiner Entlassung begibt er sich zum Fliegerhorst und erfährt, dass er am kommenden Morgen in Marsch nach Wien und dann nach Osten gesetzt wird. Er

---

<sup>642</sup> Erich Loest: *Etappe Rom*. Zehn Geschichten. Umschlagtext. Berlin 1975.

<sup>643</sup> Erich Loest: *Etappe Rom*. In: Erich Loest: *Etappe Rom*. Zehn Geschichten. Berlin 1975. S.139 – 187, hier S. 147.

beschließt, sich mit Gisela zu verständigen, aber sie ist telefonisch nicht erreichbar. Da Hofmann sie unbedingt sehen will, geht er ein Risiko ein und verlässt den Flugplatz ohne Erlaubnis. Dabei wird er erschossen.

Die Erzählung endet mit einem Gespräch zwischen Hoffmanns Vernehmer und zwei Gefangenen, bei der herauskommt, dass der Zellennachbar des Piloten, genauso wie der sich als Gisela ausgebende Köhler, Spitzel waren und dass sie von Anfang an nach dem Plan handelten, Hoffmanns Geständnis hinterlistig zu erzwingen.

Die Erzählung *Etappe Rom* hängt nicht direkt mit Erich Loests biographischen Erlebnissen zusammen. Es ist vor allem eine novellistisch zugesetzte Geschichte, die die Probleme eines jungen Menschen darstellt. Aber auch im Falle dieses Buches sind biographische Züge aus dem Leben des Schriftstellers wahrzunehmen. Hätte Loest die Haftfahrung nicht durchgemacht, hätte er die Gefühle, die Zweifel eines jungen Menschen, der plötzlich im Gefängnis landet und sich mit der neuen Lage abzufinden versucht, nicht so ausdrucksvooll und authentisch beschreiben können.

Aus dem Erzählband *Etappe Rom* stammt auch die *Karl-May-Novelle* (1975), die auch das erste Kapitel des Romans *Swallow, mein wackerer Mustang* (1980) bildet. Der Protagonist ist der Schriftsteller Karl May. Die Novelle zeigt den rückfälligen Straftäter May in einem entscheidenden Moment seines Lebens: er landet zum dritten oder sechsten Mal (es ist nicht genau bestimmt) im Gefängnis, im Zuchthaus Waldheim. Es werden ihm Hochstapelei, Betrügerei und Diebstahl vorgeworfen. Nach einem kurzen Verhör wird May zu vier Jahren Kerkerhaft verurteilt und kommt für eine Woche in den Karzer. Dort sitzt er in Dunkelheit, bekommt dürftiges Essen und erinnert sich an seine Kindheit (bis zum fünften Lebensjahr war er blind). Dann wird er in eine Einzelzelle verlegt. Da May im Gefangenmilieu als ein wunderbarer Geschichtserzähler mit großer Phantasie auftritt und da er mit seinem bisherigen Leben brechen will, kommt er nach einiger Zeit zum Schluss, er möchte Schriftsteller werden:

„Zwei Jahre sieben Monate und fünf Tage sind vorbei, der Rest wird vergehen. Ob er bis dahin diese Dämonen besiegen kann, die ihn getrieben und gefoltert haben? Er wird kein Räuber wieder sein wollen. Er wird schreiben, dichten.“<sup>644</sup>

Bei der Erfüllung dieses Wunsches hilft ihm der Hilfsgeistliche der Anstalt, der Katechet Kochta, der ihm zuerst Bücher und nach ein paar Tagen Papier, Tinte und

---

<sup>644</sup> Erich Loest: *Karl-May-Novelle*. In: Erich Loest: *Etappe Rom. Zehn Geschichten*. Berlin 1975. S. 5 – 38, hier S. 19.

Feder bringt, damit sich May von seinen „bösen Vorstellungen“<sup>645</sup> befreien kann. Der Inhaftierte ist vom Schreiben begeistert. Das Verfassen von literarischen Texten, in denen sich der Schriftsteller als Held darstellt, verursacht, dass er sich nicht mehr gezwungen fühlt, rechtswidrig zu handeln. Er kann jetzt seine Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer schriftlich verwirklichen:

„Auf dem Papier kann May der große Mann sein, der er sein möchte, ohne daß er stehlen muß.“<sup>646</sup>

Die Schreibtherapie erweist sich wirksam, das Schreiben „verdrängt Dämonen“<sup>647</sup>. Jeden Abend verfasst May mehrere Seiten, die dann vom Katecheten zum Vater des Schriftstellers geschickt werden. Dieser findet schnell einen Verleger, der Mays Buch veröffentlichen will. Somit wird die Heilfunktion des Schreibens in der Gefangenschaft verdeutlicht.

Ein wichtiges Motiv für die Beschäftigung Loests mit Karl May liegt darin, dass der Leipziger Schriftsteller einige Parallelen fand, die Mays Leben zu seiner eigenen Biographie aufweist:

„[...] mich hat der Mensch Karl May schon immer ungewöhnlich fasziniert. Wir haben viele Gemeinsamkeiten. Ich bin Sachse wie er, nicht weit von seinem Heimatort und unter dem gleichen Sternzeichen geboren, er am 25., ich am 24. Februar; ich in Mittweida, wo er verurteilt wurde. Ich habe wie er sieben Jahre im Knast gesessen. Und wenn es so etwas gibt, könnte ich mir vorstellen, daß ich in meinem früheren Leben Karl May gewesen bin [...].“<sup>648</sup>

Loest verfasste diese Novelle, weil er dadurch seine eigenen Haftexperienz aufarbeiten wollte, um sich „davon zu befreien und zu erleichtern“<sup>649</sup>. In einem Interview gab der

---

<sup>645</sup> Erich Loest: *Karl-May-Novelle*. In: Erich Loest: *Etappe Rom. Zehn Geschichten*. Berlin 1975. S. 5 – 38, hier S. 27.

<sup>646</sup> Ebd., S. 29.

<sup>647</sup> Ebd., S. 32.

<sup>648</sup> Erich Loest am 8. 4. 1986 in der Fernsehsendung „Autoren-Scooter“. Text nach: Inform. Beilage der Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft. Nr. 68 (1986), S. VIII. In: Ralf Schönbach: *Karl May - So war sein Leben? Die Karl-May-Romanbiographien*. Eine ursprüngliche Fassung des Horen-Artikels (Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Bd. 178 (1995), S.81-103.) wie der Verfasser sie auf seiner Festplatte hatte. <<http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/horen178/81.htm>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009.

<sup>649</sup> Interview mit Erich Loest, das am 22.07.1980 im RIAS II gesendet wurde. In: Erich Loest: *Die Stasi war mein Eckermann oder: mein Leben mit der Wanze*. Göttingen 1991. S. 81.

Schriftsteller zu, dass seine Zuchthauserfahrungen eine direkte Inspiration für die Entstehung der Geschichte von Karl May waren:

„Sicherlich, Ausgangspunkt waren hier meine eigenen Haft erfahrungen, ohne die ich das Buch vermutlich nie geschrieben hätte.“<sup>650</sup>

Auch die westdeutsche Literaturkritik interpretierte die *Karl-May-Novelle* und seinen Roman *Swallow, mein wackerer Mustang* im Kontext der Zuchthauserfahrungen von Loest:

„Warum schreibt ein Schriftsteller unserer Tage Biographie eines toten Kollegen, noch dazu von zweifelhaftem Ruf? Da war sicher vor allem die Betroffenheit des ‚tua fabula narratur‘, der eigenen Geschichte [...] Der Leipziger Erich Loest [...] kennt nicht nur die geographischen Verhältnisse seines Stoffes; die zwielichtige Welt seines Helden ist ein Stück weit auch die eigene, bis hin zu Beschuldigungen, Verfolgungen, Absturz. Da gewinnt das Verhältnis von Literatur und Leben eine andere Bedeutung, auch eine andere Brisanz von anderswo.“<sup>651</sup>

---

<sup>650</sup> Ursula Homann: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5 – 6, hier S. 6.

<sup>651</sup> Erich Loest: *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau 1990. S. 187. Loest zitiert hier Gert Uedings Rezension *Karl Mays Ritt über den Salzsee* aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 11.10.1980. Zit. nach: Lutz Hagedstedt: „Auch Geschriebenes ist erlebt, auch Gedachtes gewesen.“ *Zum Verhältnis von Biographie und Autobiographie bei Erich Loest*. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 45 – 61, hier S. 47 – 48.

## 5.6 W. Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* (1989), *Spuren eines Lebens* (1991)

1989 erschienen unter dem Titel *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* drei Kapitel aus der zwei Jahre später veröffentlichten Autobiographie Jankas *Spuren eines Lebens* (1991). Der Erinnerungsband rief eine große Sensation hervor.<sup>652</sup> Am 28. Oktober 1989 las der Schauspieler Ulrich Mühe im Deutschen Theater in Berlin aus Jankas *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* – diese Lesung sowie das Buch selbst markieren den Anfang der Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit.<sup>653</sup> Die Reaktionen auf Jankas Erlebnisse waren nach dieser Lesung sehr vielfältig. Viele Betroffene fanden durch ihn den Mut, sich erstmals öffentlich zu äußern.

Das Buch *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* stellt eine genaue Wiedergabe von Jankas Verhaftung und seines Prozesses dar und beschäftigt sich in erster Linie mit dem politischen Hintergrund dieser Ereignisse. Es besteht aus drei Teilen: *Der Minister*, *Die Verhaftung* und *Der Prozeß*. Im ersten Kapitel stellt der Autor die Umstände dar, die zu seiner Verhaftung geführt haben sowie die Rolle des ersten Präsidenten des Kulturbundes der DDR Johannes R. Becher hierbei. Janka und Becher haben sich Anfang der fünfziger Jahre im Ministerium für Kultur kennen gelernt und sie respektierten einander, der Minister tat aber nichts, um die Verhaftung und Verurteilung des Verlegers zu verhindern. Das zweite Kapitel ist, wie der Titel sagt, Jankas Verhaftung gewidmet. Der Autor beschreibt, wie er am 6. Dezember 1956 von der Staatssicherheit der DDR im Verlag verhaftet und in die Untersuchungshaft in Berlin-Hohenschönhausen transportiert wurde. Er schildert die flüchtige Untersuchung und das Einsperren in einer Einzelzelle. Das dritte Kapitel ist dem Prozess gewidmet, es endet mit der Ankunft Jankas in Bautzen.

Der Autor stellt in dem Buch seine Gefangenschaft nur ansatzweise dar. Er konzentriert sich auf den Prozess, berichtet (in der dritten Person) ausführlich von seinem Verlauf und den Verhören samt der manipulierten Zeugenaussagen (Entlassungszeugen wurden zum Prozess nicht zugelassen) und über das Plädoyer des Generalstaatsanwalts der DDR, Dr. Melsheimer. Das Buch war vor allem diesem

---

<sup>652</sup> Fritz J. Raddaz: *Vom Verrat der Genossen. Walter Jankas todtrauriger Bericht aus der DDR*. In: Die Zeit. Nr. 46. 10.11.1989. S. 15 – 16, hier S. 15.

<sup>653</sup> Vgl. Anonym: *Walter Janka (1914 – 1994)* <<http://www.mdr.de/mdr-figaro/literatur/132777-hintergrund-5616792.html>> Datum des Zugriffs: 15.07.2009.

Thema gewidmet, obwohl der Prozess und die Haft eine zweitrangige Bedeutung hatten. Wichtiger war für Janka die Tatsache, dass er seine Weltanschauung revidieren musste:

„Wenn ich meine Gedanken rekonstruiere, mit den Erkenntnissen der späteren Jahre vervollständige, muß ich zugeben, daß mir das Mühen um ein neues Selbstverständnis nicht leichtgefallen ist. Der durch und durch verlogene Prozeß, die Haftbedingungen waren dabei von sekundärer Bedeutung. Größer waren die Schwierigkeiten, die mir die alten Dogmen bereiteten, die ich so lange geglaubt und mit Eifer vertreten hatte.“<sup>654</sup>

Wie bereits erwähnt, wurden die in *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* beschriebenen Ereignisse dann noch einmal in Jankas Autobiographie *Spuren eines Lebens* dargestellt. Sie wurden leicht geändert, ergänzt und vor allem um die Beschreibungen der Gefühle des Autors erweitert. Janka hat sich nicht mehr ausschließlich auf die Darstellung der politischen Seite seiner Verhaftung und auf den Prozess konzentriert, sondern hat seine Gefangenschaft in einem breiteren, sozialpolitischen Spektrum gezeigt. Bemerkenswert ist, dass der Autor in *Spuren eines Lebens* nicht mehr in der dritten, sondern in der ersten Person schreibt. Dies resultiert meines Erachtens daraus, dass Janka sich anfangs vor allem als Opfer der politischen Verfolgung sah und sich deshalb in *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* in erster Linie als einen Geschädigten darstellte. In seiner Autobiographie dagegen beschreibt er sein Leben aus größerer Distanz und vermeidet Beschuldigungen und Anklagen.

Als Impuls für das Verfassen von *Spuren eines Lebens* nennt Janka die Rechtfertigung seiner selbst, denn seine öffentliche Rehabilitierung erfolgte nicht:

„Ich mußte schließlich den Spuren meines Lebens nachgehen, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Alle Versuche, eine öffentliche oder parteiinnere Rehabilitierung durchzusetzen, waren zurückgewiesen worden. Und schon deshalb wollte ich endlich aufschreiben, was vielleicht später zur Aufarbeitung unserer Geschichte einmal von Interesse sein könnte.“<sup>655</sup>

Jankas Autobiographie, vom Schriftsteller als „Bericht über mein Leben“<sup>656</sup> oder „Erinnerungen“<sup>657</sup> bezeichnet, wurde erst fünfzehn Jahre nach ihrer Entstehung

---

<sup>654</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 411.

<sup>655</sup> Ebd., S. 9.

<sup>656</sup> Ebd., S. 9.

<sup>657</sup> Ebd., S. 10.

veröffentlicht. Die Gründe für ein so langes Zögern mit der Publikation waren vor allem politischer Natur. Der Autor erklärt sie folgendermaßen:

„An eine Veröffentlichung war nicht gedacht. Denn zur Destabilisierung der DDR wollte ich nicht beitragen. Meine Absicht war die Veränderung der Verhältnisse: Die DDR habe ich trotz meiner Kritik an diesem Staat und der Erfahrungen, die ich mit ihm gemacht hatte, als Alternative zur kapitalistischen Bundesrepublik für unverzichtbar gehalten. Ein DDR-Verlag hätte für ein solches Buch ohnehin keine Druckgenehmigung bekommen. Und werden meine Erinnerungen nur im Westen erschienen, hätte man mich als Dissidenten bezeichnet. Aber genau das wollte ich nicht sein. Zu keiner Zeit. [...] Nach meinem Ableben sollte das Manuskript einem Archiv übergeben werden. Bei diesem Vorsatz wäre es geblieben, wenn nicht Vorkommnisse ein Umdenken erfordert hätten.“<sup>658</sup>

Durch die Verfassung der Autobiographie aus zeitlicher Distanz wurden Jankas Erinnerungen an die Haftzeit durch nachfolgende Lebensphasen im autobiographischen Gedächtnis verändert und durch die Rekonstruktionen ersetzt. Somit lässt sich feststellen, dass seine Gefangenschaftsdarstellungen nicht nur Fakten, sondern auch Elemente der Fiktion enthalten.

Zu den „Vorkommnissen“, die Janka zur Veröffentlichung seiner Autobiographie bewegt haben, gehörte ein Ereignis aus dem Jahr 1989: nach seinem 75. Geburtstag wurde dem Verleger ohne seine Zustimmung der Vaterländische Verdienstorden in Gold „in Würdigung hervorragender Verdienste beim Aufbau und bei der Entwicklung der sozialistischer Gesellschaftsordnung in der Deutschen Demokratischen Republik“<sup>659</sup> verliehen. Da aber seine Rehabilitierung nicht erfolgte, empfand Janka die Aufzeichnung als eine Beleidigung, als ob ihn die Partei dadurch zum Stillhalten verpflichten wollte.<sup>660</sup> Er hat dann sein Schweigen gebrochen, indem er *Spuren eines Lebens* veröffentlichte.

In seiner Autobiographie berichtet Janka sehr ausführlich unter anderem über seine Gefangenschaft in den Jahren 1933 – 1935 im KZ Sachsenburg und im Zuchthaus Bautzen. Ich werde mich jedoch auf seine Schilderungen der Jahre 1956 – 1960

---

<sup>658</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 9.

<sup>659</sup> Ebd., S. 9.

<sup>660</sup> Vgl. ebd., S. 9 – 10.

konzentrieren, weil diese Periode seiner Inhaftierung dem Gegenstand meiner Untersuchungen entspricht.

Walter Janka wird am 6. Dezember 1956 verhaftet und in die Untersuchungshaft in Berlin-Hohenschönhausen eingeliefert. Gleich danach wird er verhört und in einer Einzelzelle eingeschlossen, die er folgendermaßen beschreibt:

„Sie war so lang, daß eine Holzpritsche darin Platz hatte. Daneben blieb ein Gang von einem halben Meter Breite. In der oberen Ecke stand ein hoher Eisenkübel. Sonst war nichts vorhanden. Kein Fenster, kein Heizkörper. In der Wand, über der eisernen Tür, glimmte hinter Drahtgitter eine Glübirne.“<sup>661</sup>

Seine Zelle befindet sich im Keller, in dem sogenannten „U-Boot“<sup>662</sup>. Nach einiger Zeit wird er zum ersten Verhör geholt. Die Untersuchungsrichter werfen ihm vor, dass er eine „staatsfeindliche Konzeption“<sup>663</sup> entwickelt wollte:

„[...] Sie haben im Verlag eine konterrevolutionäre Gruppe gebildet, die das Ziel verfolgte, die Regierung Otto Grotewohl<sup>664</sup> und das Politbüro der SED unter Führung des ersten Sekretärs, Walter Ulbricht, zu stürzen.“<sup>665</sup>

Janka weist jedoch die Vorwürfe entschieden zurück. Die Vernehmung dauert die ganze Nacht und endet mit dem Unterschreiben des Protokolls, dann wird Janka zurück in seine Zelle gebracht. Nach einem kurzen Schlaf werden ihm die Fingerabdrücke genommen, er wird fotografiert und ärztlich untersucht. Der Verleger wird acht Monate lang täglich von zehn bis zwölf Stunden verhört. Da er nach ein paar Wochen sehr abgenommen hat, wird er in eine Krankenzelle verlegt, die etwas besser ausgestattet ist:

„Ein nach oben geöffnetes Klappenfenster. Vergittert. Trotz Eisenblende fiel etwas Licht ein. In der Ecke ein Eisenbett mit Matratze. Frische Bettwäsche aufgezogen. Unter dem Fenster ein Tisch mit Wachstuchdecke. Davor ein Stuhl. In der Ecke ein Kübel. Er war nur halb so hoch wie im Keller. Der Geruch weniger penetrant. Auch die

---

<sup>661</sup> Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 71.

<sup>662</sup> Das Kellergefängnis in der Untersuchungshaft Berlin-Hohenschönhausen wurde „U-Boot“ genannt, weil es ein Trakt mit fensterlosen, bunkerartigen Zellen war, in denen Tag und Nacht Licht brannte und ständig das Geräusch der Belüftungsanlage hörbar war, was den Bedingungen in einem U-Boot ähnelte. In: Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen <[http://www.stiftung-hsh.de/document.php?nav\\_id=CAT\\_165&subcat\\_id=CAT\\_180&recentcat=CAT\\_165&back=1&special=0](http://www.stiftung-hsh.de/document.php?nav_id=CAT_165&subcat_id=CAT_180&recentcat=CAT_165&back=1&special=0)> Datum des Zugriffs: 25.07.2009.

<sup>663</sup> Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 74.

<sup>664</sup> Otto Grotewohl (1984 – 1964) – deutscher Politiker, von 1949 bis 1964 Ministerpräsident der DDR.

<sup>665</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 325.

Wände unterschieden sich. Im Keller waren sie dunkelgrau. Hier grün. Die Decke weiß.“<sup>666</sup>

Die Erleichterung der Haftbedingungen verbessert Jankas Gesundheitszustand nicht. Er leidet unter Schlaflosigkeit, hat Probleme mit den Rücken und mit der Leber.

Nach ein paar Wochen wird er nach Lichtenberg transportiert, um dort mit dem Zeugen Paul Merker konfrontiert zu werden. Dieser belastet sowohl den Verleger, als auch Wolfgang Harich mit seinen Aussagen. Merker und Janka waren befreundet, sie waren zusammen in den Internierungslagern in Frankreich, emigrierten zusammen nach Mexiko und nach Merkers Ausschluss aus der Partei hat ihn Janka finanziell unterstützt. Deshalb ist die Enttäuschung des Autors über die Aussagen des ehemaligen Freundes groß:

„Nach dem Wiedersehen mit Merker war ich unsagbar deprimiert und müde. Ich weiß nicht, warum ich so erschöpft war. Wahrscheinlich war es die Enttäuschung, die mir der alte Genosse und Freund bereitet hatte, für den ich so lange gearbeitet und für den ich mich selbstlos eingesetzt hatte.“<sup>667</sup>

Janka bleibt in seinen Kommentaren zu den falschen Aussagen sehr kritisch. Er gibt jedoch die vermutlichen Gründe an, die Merker dazu gezwungen haben:

„Physisch geschwächt, psychisch erschöpft, vor die Wahl gestellt, entweder im Keller zu enden oder sich schuldig zu bekennen, in der Hoffnung auf Gnade, vielleicht noch einmal das Tageslicht zu erblicken, die Freiheit wieder zu erleben, brach Merker zusammen. Er bekannt sich als vierfacher Agent: für die Gestapo, die Franzosen, die Amerikaner, die Juden. Genau so, wie es verlangt wurde.“<sup>668</sup>

Auch im Falle der Aussagen von Wolfgang Harich vermutet Janka, dass dem Philosophen die Todesstrafe angedroht wurde.

Nach ein paar Wochen wird der Verleger zum zweiten Mal nach Lichtenberg gebracht, um dort mit seinem Anwalt zu sprechen. Janka verlangt eine politische Verteidigung, es erweist sich aber unmöglich, denn laut den DDR-Gesetzen gab es nur kriminelle Verbrechen.<sup>669</sup> Im Auftrag seiner Frau versichert ihm der Anwalt, dass es

---

<sup>666</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 330.

<sup>667</sup> Ebd., S. 346.

<sup>668</sup> Ebd., S. 354.

<sup>669</sup> Vgl. ebd., S. 397.

seiner Familie gut geht. Erst nach seiner Entlassung erfährt Janka, dass seine Frau in dieser Zeit ernsthaft erkrankte, sein Sohn in einem Kinderheim war und seine Tochter bei den Freunden wohnte.

Der Prozess findet vom 23. bis zum 26. Juli 1957 statt. Janka wird wegen „konterrevolutionärer Verschwörung“<sup>670</sup> zu fünf Jahren Zuchthaus mit verschärfter Einzelhaft verurteilt. So wie Erich Loest und Walter Kempowski bemerkt auch er mit Ironie die groteske Seite der Verhandlung:

„Einer gewissen Komik entbehrte die Zeugenvernehmung nicht. Die vorgeladenen Lektoren und Redakteure aus dem Verlag – mit einer Ausnahme – legten gute Zeugnisse für die Angeklagten ab.“<sup>671</sup>

Nach dem Prozess bekommt Janka Gefangenekleidung und drei Tage später wird er nach Lichtenberg abgeschoben. Ähnlich wie Walter Kempowski vergleicht er sein Leben im Gefängnis mit der Lebenssituation der kafkaesken Figuren:

„Alle, die in Lichtenberg Dienst machten, wußten nichts von Kafka. Auch die meisten Gefangenen werden wenig oder nichts von ihm gelesen haben, obwohl sie so gelebt haben, wie es Kafka beschrieben hat.“<sup>672</sup>

Jankas Aufenthalt in den DDR-Gefängnissen in Lichtenberg und Hohenschönhausen ist durch seine Apathie und Stumpfsinn gekennzeichnet:

„Hier wie dort war mein Leben kein Leben mehr. Nur die Schließer erinnerten mich daran, daß ich noch lebte.“<sup>673</sup>

Am 7. Februar 1958 wird Janka nach Bautzen transportiert. Dort begrüßen ihn die Wärter mit Maschinenpistolen, denn man hält ihn für einen gefährlichen Verbrecher.<sup>674</sup> Dann wird er ins letzte Stockwerk in eine Einzelzelle geführt. Erst später erfährt der Gefangene, dass die Zellen in der obersten Etage seit Jahren nicht mehr belegt wurden und wegen ihrer Lage auch im Winter ungeheizt bleiben. Seine Zelle ist so vernachlässigt, dass er Angst bekommt:

---

<sup>670</sup> Michael Hinze: *Wie es besser zu machen ist. Die Erinnerungen des ehemaligen Aufbau – Verlegers Walter Janka*. In: Der Tagesspiegel. Nr. 13413. 15.11.1986. S. XIV.

<sup>671</sup> Walter Janka: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 94.

<sup>672</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 397.

<sup>673</sup> Ebd., S. 397.

<sup>674</sup> Vgl. ebd., S. 400.

„Die Zelle starrte vor Schmutz. Die Fenster waren undurchsichtig. Jahrelang nicht geputzt. Wo ich hinsah, Spinnweben. Das Klappbett, die muffige Matratze, das an der Wand befestigte Tisch- und Sitzbrett, alles war mit dickem Staub bedeckt. Und die Luft war zum Ersticken. Das Atmen wurde schwer. Was tun? Wie sollte ich in diesem Dreck überleben? Mir wurde regelrecht bange.“<sup>675</sup>

Janka erhält die Nummer 3/58. Er darf die Zelle nur zur zwanzigminütigen Freistunde verlassen. Seine mehrmaligen Beschwerden über die Kälte bleiben unbeantwortet. Es wird ihm die Lesemöglichkeit entzogen (erst nach zwei Jahren und wegen des Protestes seiner Frau wird er in eine andere Zelle verlegt, er bekommt dann auch eine Arbeit). Die ständige Kälte ist so qualvoll, dass sie vom Autor mit einer Folter verglichen wird:

„Das Leben in einer ungeheizten Zelle ist schwer zu beschreiben. Die ständige Kälte war eine lautlose Folter. Zumal die Bekleidung völlig unzureichend war. Richtig erwärmen konnte ich mich in der kalten Jahreszeit überhaupt nicht. [...]“

Bald hinderte mich die Kälte wieder am Schlafen. Das Stilllegen und Frieren auf der sechzig Zentimeter breiten Pritsche war so qualvoll wie das ewige Aufundabgehen am Tage.“<sup>676</sup>

Janka leidet nicht nur unter Kälte, aber auch unter der Einsamkeit. Sieben Monate lang hat er keine Beschäftigung und keine Lesemöglichkeit (sowohl Bücher, als auch eine auf seinen Kosten gelieferte Zeitung wurden ihm entzogen). Um der Langeweile zu entfliehen, denkt er sich verschiedene Beschäftigungen aus. Durch Zufall entdeckt er zum Beispiel, dass man mit der Seife an den Wänden schreiben und malen kann und dass sich das mit dem Taschentuch spurlos abwischen lässt. So löst Janka mathematische Aufgaben und macht topographische Aufzeichnungen, bis er eines Tages auf frischer Tat ertappt wird, was mit dem Entzug der Seife und mit der Durchsuchung der Zelle endet. Der Gefangene gibt jedoch nicht auf und versucht weiter, gegen die Langeweile zu kämpfen. Er entwirft Dialoge und führt Selbstgespräche. Er hängt seinen Erinnerungen an die Vergangenheit nach, bis er begreift, dass man so nicht leben kann und beginnt über die Zukunft nachzudenken. Nach einiger Zeit verzichtet er darauf und macht ein Gedächtnistraining: er sagt Gedichte auf, die er als Kind gelernt oder die er irgendwann gelesen hat. Auch damit

---

<sup>675</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 401.

<sup>676</sup> Ebd., 404 – 405.

hört er bald auf und versucht, selbst Gedichte im Kopf zu verfassen. Mit dem Ergebnis ist er jedoch nicht zufrieden:

„Schließlich machte ich selbst Verse. Das ging noch schneller zu Ende. Die Verse waren miserabel. Und es gab schließlich schon genug schlechte Gedichte.“<sup>677</sup>

Es beschäftigen ihn auch Wachträume: Janka erzählt sich authentische oder erdachte Ereignisse aus seiner Vergangenheit, vor allem Liebesgeschichten. Diese Tätigkeit hat eine selbsttherapeutische Funktion, denn die Wachträume stärken Jankas Selbstvertrauen:

„Vielleicht waren das die besten Wachträume in diesen Jahren. So merkwürdig das anmuten mag, sie festigten mein Selbstvertrauen.“<sup>678</sup>

Wenn man unter solchen Bedingungen in der absoluten Isolation lebt, verliert das Leben seinen Sinn. Auch Janka erlebt Momente der Verzweiflung, zumal er keine Beschäftigung hat, kein Buch lesen kann und dass die schlechte Verpflegung eine zusätzliche Strafe ist.<sup>679</sup> Vergeblich versucht er zu verstehen, warum ihm so eine Ungerechtigkeit widerfahren ist, er empfindet nur Verbitterung und erlebt eine Glaubenskrise:

„Ich begann Gott und die Welt zu verfluchten. Nie zuvor war ich so verbittert wie in dieser elenden Zelle, in der ich täglich vierundzwanzig Stunden über meine Vergangenheit und Zukunft nachdenken mußte. Ich wollte und konnte nicht begreifen, warum sie mich so behandelten. Ich hätte es auch dann nicht begriffen, wenn ich schuldig gewesen wäre. [...] Das ganze Gebäude meiner so festgefügten Gedankenwelt brach zusammen. Ich stand vor einem wüsten Trümmerhaufen. Wie nach einem verlorenen Krieg. Aufgeben oder neu beginnen. Das war die Frage.“<sup>680</sup>

Trotzdem gibt er nicht auf und versucht, auch in der unmenschlichen Situation seine Identität zu bewahren und „nicht auf das Niveau eines Tieres herabzusinken“<sup>681</sup>. Der Autor erwägt, ob man die Gefangenschaft ohne psychische und physische Schäden überstehen kann. Aus seinen Überlegungen geht hervor, dass es unmöglich ist: die

---

<sup>677</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 415.

<sup>678</sup> Ebd., S. 415.

<sup>679</sup> Vgl. ebd., S. 405.

<sup>680</sup> Ebd., S. 406.

<sup>681</sup> Ebd., S. 405.

Inhaftierung hat immer anhaltende, negative Folgen, wie Zorn, Enttäuschung und Verachtung gegenüber den Leuten, die die Menschenrechte verletzen:

„Was tat ich in den Jahren, die ich unter solchen Bedingungen verbringen mußte? [...] Kann denn ein Mensch solche Jahre überdauern, ohne physische und psychische Schäden mitzunehmen? In der Regel jedenfalls nicht. Eine Folge bleibt für alle Zeiten: Zorn und Verachtung für jene, die so tun, als hätte man die Menschlichkeit für sich gepachtet, sie aber in Wirklichkeit mit Füßen treten.“<sup>682</sup>

Der Aufenthalt in der Zelle, so folgenschwer er auch war, stärkte Jankas Selbstbewusstsein, was er als eine positive Seite der erlebten Not empfindet.<sup>683</sup> Aus diesen Überlegungen lässt sich folgendes Fazit ziehen: wenn man die Gefangenschaft überstehen will, muss man seine Welt neu konstruieren. Diese These bestätigen die Worte des Verlegers:

„Um neu zu beginnen, muß man das Alte überwinden. Was nicht von selbst stürzt, muß abgetragen werden. Aber mit dem Abtragen ist es ja nicht getan. Man muß auch wissen, worin das Neue besteht, wie es zu machen ist.“<sup>684</sup>

An dem Beispiel von Janka lässt sich feststellen, dass das Überleben unter extremen Bedingungen möglich ist, wenn man nicht in Apathie und Stumpfsinn verfällt, und wenn man einer geistigen Arbeit nachgeht:

„Ich habe mich nicht kaputtmachen lassen. Meinen Charakter haben sie nicht brechen können. Das mag wenig sein. Und selbst wenn es nicht mehr gewesen sein sollte, das erzwungene Nachdenken hat mich davor bewahrt, mein Selbstvertrauen zu verlieren.“<sup>685</sup>

Während seiner Gefangenschaft hat Janka mehrere Solidaritätsbeweise seitens prominenter Persönlichkeiten erfahren. Katia Mann schrieb einen Brief an Chruschtschow, in dem sie um „Intervention in Sachen Janka“<sup>686</sup> bat. In einem Schreiben an den Präsidenten der DDR Wilhelm Pieck forderte der isländische Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Halldór Laxness Jankas Entlassung und

---

<sup>682</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 405 – 406.

<sup>683</sup> Ebd., S. 406.

<sup>684</sup> Ebd., S. 406.

<sup>685</sup> Ebd., S. 444.

<sup>686</sup> Ebd., S. 335.

bezeichnete ihn als seinen „einzigen Freund in Deutschland“<sup>687</sup>. Obwohl diese Proteste erfolglos blieben, machten sie der Parteileitung bewusst, dass der Fall des Verlegers nicht anonym ist.

In Jankas Schilderung der Bautzener Gefangenschaft findet man, wie im Falle Kempowskis oder Loests, die Beschreibungen der physischen Leiden des Autors. Janka leidet unter Ohren-, Hals- und Zahnschmerzen. Er hat auch Zysten in der Leber, man schlägt ihm sogar in Bautzen eine Operation vor, den Vorschlag lehnt er jedoch ab. Bald danach, am 21. Dezember 1960, wird Janka auf Ulrichts Beschluss aus Bautzen entlassen. Auf dem Weg zum Bahnhof zieht er Bilanz aus den Jahren der Gefangenschaft. Er betrachtet diese Zeit einerseits als einen Verlust: für ihn als einen Menschen, für seine Familie und für die zerstörte berufliche Karriere; andererseits sieht er darin auch einen Gewinn: er hat nicht aufgegeben und hat sein Selbstvertrauen sowie seinen Charakter bewahrt.<sup>688</sup> Ob die Bilanz insgesamt positiv oder negativ ausfällt, ist für Janka nicht zu entscheiden:

„Sie [die Jahre in der Gefangenschaft – G. M.] waren [...] ein großer Verlust. [...] Und doch waren sie auch Gewinn. Was da schwerer wog, vermochte ich nicht zu entscheiden. Keine Waage und keine Bilanz kann das aufrechnen.“<sup>689</sup>

Mit dem Niederschreiben seiner Autobiographie wollte Janka nicht nur seine Erinnerungen sichern, aber auch zeigen, dass er trotz Hafterfahrungen nicht zugrunde gegangen ist und dass er in der extremen Situation seine Identität bewahren hatte. In *Spuren eines Lebens* betont der Verleger mehrmals, dass er immer seinen Ansichten treu war, auch wenn er bittere Folgen davon tragen musste. Als Beispiel kann hier die Situation vorgeführt werden, in der Janka die ihm vorgeschlagene Leberoperation in Bautzen abgelehnt hatte und eine Haftaussetzung beantragen wollte, weil er kein Vertrauen zu den Ärzten und zur Verwaltung des Zuchthauses hatte:

„Was heißt Haftaussetzung‘, mischte sich der Anstaltsleiter ein. ‚Kommt überhaupt nicht in Betracht.‘ Böse insistierte er: ‚Haben Sie kein Vertrauen zu uns? Glauben Sie denn, daß wir einer Haftaussetzung zustimmen?‘

„Herr Direktor, zu Ihnen habe ich kein Vertrauen.“<sup>690</sup>

---

<sup>687</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 335.

<sup>688</sup> Vgl. ebd., S. 444.

<sup>689</sup> Ebd., S. 444.

<sup>690</sup> Ebd., S. 420.

Der Autor beschreibt die Konsequenzen seiner Entscheidung folgendermaßen:

„Die Ablehnung der Operation sollte für mich noch üble Folgen haben. Das Weißbrot ließ der Direktor sofort entziehen. Auch die Liegeerlaubnis. Und bis die Strafhaft zu Ende ging, sah ich keinen Arzt mehr. Ich bekam nicht einmal Tabletten gegen Zahnschmerzen. Wenn ich mich zum Arzt meldete, nahmen die Schließer keine Notiz davon. Alles nur deshalb, weil ich dem Direktor auf seine Frage nach dem Vertrauen mit einem entschiedenen Nein geantwortet hatte.“<sup>691</sup>

Auch während der Verhöre gibt sich Janka mutig und selbstbewusst:

„Welche Ansichten haben Sie in den letzten Monaten vertreten?“  
„Es ist nicht mein Wunsch, mit Ihnen über meine Ansichten zu sprechen.“  
„Aber Sie haben Ansichten? Und Sie haben sie vertreten?“  
„Ich habe Ansichten. Und es hat mir nie an Mut gefehlt, sie zu vertreten.“<sup>692</sup>

In Jankas Darstellung der Gefangenschaft fällt die schmucklose und lapidare Sprache auf, der sich in ihren Schilderungen auch Loest und Kempowski bedienten. Alle drei Autoren benutzen in ihren Beschreibungen fast ausschließlich kurze Sätze, ohne stilistische Verschönerungen. Der im Unterschied zu Loest und Kempowski aufgrund von Verleumdungen verurteilte Janka spricht viel mehr als die beiden Schriftsteller von negativen Folgen der Haft sowie von negativen Emotionen, die die Gefangenschaft begleiten, wie Zorn, Enttäuschung und Vergeltungsgefühle. Sein Haftbericht ist außerdem durch wechselhafte die Stimmungslage des Erzählers geprägt, Hoffnung und Verzweiflung überstürzen sich.

---

<sup>691</sup> Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 423.

<sup>692</sup> Ebd., S. 320.

## 6. Schlussfolgerungen

Die in der vorliegenden Arbeit durchgeführten Analysen bieten eine Übersicht über die Gefangenschaftsdarstellung, die Erich Loest, Walter Kempowski und Walter Janka in ihren Werken entworfen haben. Die Analysen zeigen, inwieweit die Haft Erfahrung das Leben und Werk der Autoren beeinflusst hat: sie war für sie eine der wichtigsten und schwierigsten Erfahrungen, hat das Leben der Künstler weitgehend geprägt und war Inspiration für die Entstehung ihrer Bücher.

Das Bild der Gefangenschaft basiert in den analysierten Büchern auf den autobiographischen Erlebnissen der Autoren. Trotz der verschiedenen Anschauungen der Literaturwissenschaftler weisen die analysierten Bücher die wesentlichen Merkmale von Autobiographien auf. Man kann aber die Werke nicht als „reine“ Autobiographien bezeichnen.

Die Motivationen zur Darstellung der Gefangenschaft waren bei den Verfassern unterschiedlich. Kempowski versuchte seiner Haftzeit einen Sinn zu geben, wollte sozial anerkannt werden und die Schuldgefühle der Mutter gegenüber zu verarbeiten. Die Vorstellung, mit der Haft nicht nur die individuelle Schuld für den erzwungenen Verrat an der Mutter, sondern auch die historische Schuld der Deutschen auf sich geladen zu haben, wird zuerst in jenem Titel, den Kempowski bereits in seinen im Nachlass befindlichen *Vorfassungen und Studien* aus den fünfziger Jahren erwägt und auf einem Zettel mit dem Titel *Buch über Bautzen* handschriftlich notiert: „Titel auch: Der Vertreter“<sup>693</sup>. Diese Vorstellung Kempowskis wird auch im *Ein Kapitel für sich* aufgegriffen:

„Wir müßten die Schuld annehmen und *stellvertretend* leiden für die anderen, draußen, die man nie erwischt.“<sup>694</sup>

Diese Vorstellung wird bis zu einem der letzten Pressegespräche aufrechterhalten.<sup>695</sup> Knapp drei Monate vor seinem Tod stellt der Schriftsteller mit Blick auf Bautzen fest:

---

<sup>693</sup> Kai Sina: *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Göttingen 2012. S. 47.

<sup>694</sup> Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 331.

<sup>695</sup> Vgl. Kai Sina: *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Göttingen 2012. S. 48.

„Aber man muss bedenken, welche Schreckliche Schuld die Deutschen auf sich geladen haben. Und die muss ja auch irgendjemand tragen. [...] Ich habe stellvertretend gebüßt.“<sup>696</sup>

Für Loest war bei der Darstellung der Gefangenschaft vor allem das Bewahren von Erinnerungen wichtig. Janka wollte das erfahrene Unrecht beschreiben und daran erinnern. Trotz der verschiedenen Schreibmotivationen lassen sich in der Gefangenschaftsdarstellung der einzelnen Autoren gemeinsame Züge beobachten. Sie alle sind bemüht, ihre Haft möglichst wahrheitsgetreu und präzise zu beschreiben. Sie bedienen sich einer lakonischer Sprache, berichten schmucklos, lapidar und nüchtern. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass die emotionslose Sprache die Gefangenschaft objektiv und realitätsnah wiederzugeben ermöglicht.

Nicht nur auf der Sprachebene, sondern auch in den Beschreibungen von Details ähneln die analysierten Bücher. In allen Werken schildern die Autoren präzise das Aussehen der Zellen, die Verpflegung, die Tagesordnung sowie ihr immer schlechterer Gesundheitszustand. Auch die Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen ist ähnlich: die Schriftsteller zeigen sie als eine Farce.

Auffällig ist, dass sich die Gefangenen im Zuchthaus Bautzen das Leben so zu gestalten versuchten, dass es das wahre Leben draußen nachahmt. So entwickelte sich unter diesen harten Bedingungen ein Kulturleben (die Autoren beschreiben zum Beispiel Chorauftritte, Filmvorführungen, Theateraufführungen), die Häftlinge bildeten Kreise (Bekanntengruppen). Der Kontakt zur Kultur war jedoch sehr begrenzt, die Gefangenen haben beispielsweise kaum die Möglichkeit, Bücher zu lesen. Es galt auch Schreibverbot, wobei sich die Schriftsteller allerdings nicht daran gehalten haben. Kempowski hatte Zugang zu Schreibzeug und zu Papier während seiner Arbeit in der Sattlerei und verfasste illegal kurze Formen, außerdem schrieb er mit Schlemmerkreide auf den Schüsselboden. Loest konnte nur Briefe an seine Frau schreiben, er dachte aber literarische Texte aus und repetierte sie im Kopf, um sie nach der Entlassung niederzuschreiben. Janka malte und schrieb mit Seife an den Wänden seiner Zelle. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass das Schreiben in der Gefangenschaft ein

---

<sup>696</sup> Peer Teuwsen: „Ich bin vergiftet worden“. Der todkranke Schriftsteller Walter Kempowski über die Ignoranz des Literaturbetriebs, Grauen und Glück – und die letzten Wünsche. In: Frankfurter Rundschau, 4.8.2007. Zit. nach: Kai Sina: Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski. Göttingen 2012. S. 48.

notwendiges Bedürfnis der Schriftsteller war, was die Aussage Walter Kempowskis bestätigt, dass das Schreiben ihm fast das Leben gerettet hat.<sup>697</sup>

Nicht nur das Schreiben, sondern auch andere Beschäftigungen dienten den Schriftstellern als „Überlebensstrategien“<sup>698</sup>. Das Erinnern (vor allem an die Familie und an die Kindheit) und Phantasieren (z.B. das Vorhaben Kempowskis, auf der UNO-Versammlung eine Rede über seine Haftzeit zu halten oder der „albanische Traum“ von Loest) halfen ihnen dabei, die Gefangenschaft zu überstehen. Die Tagträume waren Flucht aus der Realität, einige (wie Bienek in der *Zelle*) führten sie zu umfangreichen Geschichten weiter. Alle diese Strategien hatten laut Janka zum Ziel, die Welt neu zu konstruieren und somit die Wirklichkeit möglichst erträglich zu machen, um die eigene Identität unter den inhumanen Bedingungen zu bewahren.<sup>699</sup>

In den Gefangenschaftsdarstellungen der drei Schriftsteller ist bemerkenswert, dass sie mehrere Jahre gebraucht haben, um über ihre Zuchthauserfahrungen zu berichten. Die Zeit seit der Entlassung bis zur Veröffentlichung des ersten Haftbuches hat bei Kempowski 13, bei Loest 17 und bei Janka 19 Jahre betragen. Das lange Zögern mit dem Niederschreiben ihrer Erlebnisse resultiert daraus, dass die Autoren nach der Entlassung zuerst ihr Leben neu gestalten mussten und sich von ihrer Vergangenheit distanzieren wollten, um objektiv davon zu berichten. Erst dann konnten sie sich dem Sammeln von Materialien und dem Schreiben widmen. Eine Ausnahme ist hier Walter Kempowski, der bald nach der Entlassung seine Erfahrungen zu verzeichnen begann, es waren jedoch nur Ansätze und das eigentliche Buch wurde – wie im Falle anderer Autoren – erst Jahre nach dem Hafterlebnis veröffentlicht.

Der lange Zeitabstand zwischen erlebter Gefangenschaft und Veröffentlichung der Haftbücher hat die Darstellung der Erlebnisse von Janka, Loest und Kempowski beeinflusst. Durch die Verfassung der Autobiographie aus zeitlicher Distanz berücksichtigen die Autoren alle Erfahrungen, die sie seit der Zeit der berichteten Ereignisse gewonnen haben. Die ursprünglichen Erinnerungen an die Inhaftierung wurden allmählich durch nachfolgende Lebensphasen im autobiographischen Gedächtnis der Schriftsteller verändert und durch die Rekonstruktionen ersetzt. Man kann feststellen, dass diese Gefangenschaftsschilderungen nicht nur Fakten, sondern

---

<sup>697</sup> Vgl. Walter Kempowski: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978. S. 37.

<sup>698</sup> Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 10.

<sup>699</sup> Vgl. Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 406.

auch Elemente der Fiktion enthalten und somit eine Begründung für die Gedächtnistheorien von Aleida Assmann und Maurice Halbwachs liefern.

Bei der Rekonstruktion der Vergangenheit spielt nicht nur individuelles, sondern auch kollektives Gedächtnis eine große Rolle. Durch Kommunikation und Interaktion mit anderen Häftlingen (zum Beispiel mit Mitgefangenen aus einer Zelle) haben die Schriftsteller auch an denjenigen Ereignissen teilgenommen, die sie selbst nicht miterlebt haben. Sie erinnern sich also nicht nur das, was sie selbst erfahren haben, sondern auch das, was ihnen von anderen erzählt wurde.

Beachtlich ist auch die spezifische Darstellung der Erzähler in den analysierten Werken. In Jankas *Spuren eines Lebens* sowie in Kempowskis Werken kommt der Ich-Erzähler vor. Dagegen wird in *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* von Janka und in *Durch die Erde ein Riß* von Loest in der dritten Person erzählt. Die Perspektive der dritten Person ermöglicht dem Leser sowohl eine fiktionale, als auch eine reale Leseart und Rezeption des Buches. Die Erzählungen Erich Loests sowie einer der ersten literarischen Versuche Kempowskis *Restaurator* bilden hier eine Ausnahme – sie sind nur indirekt mit den Autobiographien ihrer Verfasser verbunden und die Autoren kommen hier als Erzähler nicht vor.

Bei der Analyse der Gefangenschaftsbücher von Erich Loest, Walter Kempowski und Walter Janka fällt auf, dass das Alter und die Lebenserfahrung entscheidende Kriterien beim Erleben und bei der Verarbeitung der Gefangenschaft sind. Im Moment der Verhaftung war Kempowski 19, Loest 31 und Janka 42 Jahre alt, sie befanden sie also in verschiedenen Lebensphasen. Anhand der Analyse ihrer Texte kann man feststellen, dass das Alter die Wahrnehmung und die Aufarbeitung der Gefangenschaft erheblich beeinflusst. Je älter nämlich der Autor ist und je reicher die Vergangenheit, die er hat, desto „leichter“ findet er sich mit der Situation der Gefangenschaft ab. Es zeugen davon sowohl die Berichte des reifen Janka, die in Opposition zu vielerorts symbolischen Gefangenschaftsdarstellungen des jungen Kempowski stehen, als auch die Aussagen von Margarete Kempowski in *Ein Kapitel für sich*, die ihre Lage ergeben hinnimmt, während ihr jüngster Sohn sich gegen sein Schicksal auflehnt. Gemeint ist hier nicht die totale Gehorsamkeit den Mächtigen gegenüber, sondern eher die Anerkennung der Gegebenheiten, in denen man lebt. Das hilft den Gefangenen, ihre Identität in der unmenschlichen Welt zu bewahren und hinterlässt nicht so viele traumatische Spuren:

„Die tiefe psychologische Wahrheit dieser Feststellung [Gehorsamkeit bedeutet Tod. Die einzige Hoffnung aufs Überleben liegt im Widerstand – G. M.] liegt [...] darin, daß Anpassung an ein Todesprinzip [...] trotz momentaner Vorteile nur Kontaminierung mit dem Tode selber bedeuten kann. Umgekehrt kann sich eine vollwertige, lebensfähige Identität des Opfers nicht anders gestalten denn als Protest gegen den Unterdrücker.“<sup>700</sup>

Die Werke von Janka und Loest haben ohne Zweifel einen großen dokumentarischen Wert, sie werden in Anlehnung an authentische Dokumente verfasst und es lässt sich feststellen, dass die Autoren bemüht sind, die objektive Wahrheit ohne Verschönerungen so weit wie möglich zu bezeugen, wobei sie sich des eigenen Kommentars nicht entziehen. Ihr Gegenpol ist Kempowski, dessen Gefangenschaftsdarstellungen Elemente literarischer Fiktion enthalten. In seinen Büchern sind die Elemente der Autokreation des Schriftstellers spürbar. Trotz hohes Realitätsanspruchs wirken somit Kempowskis Werke nicht so wahrheitsgetreu, wie die Gefangenschaftsschilderungen Jankas und Loests.

In den Haftbüchern versuchen die Schriftsteller eine Bilanz ihrer Gefangenschaft aufzustellen. Alle drei Autoren zählen die positiven und die negativen Seiten ihrer Erlebnisse auf, die Bewertung fällt jedoch unterschiedlich aus. Walter Kempowski erkannt zwar die dunklen Seiten der Hafterfahrung an, er bezeichnet sie jedoch als „eine große Gnade“<sup>701</sup> und „einen Segen“<sup>702</sup>. Diese Einschätzung ist durch die starke Überzeugung geprägt, dass er dank der traumatischen Erfahrung viel gelernt hat und zum Schriftsteller wurde.<sup>703</sup> Trotz der positiven Seiten der Gefangenschaft betrachtet Erich Loest die Bautzener Jahre als einen Verlust.<sup>704</sup> Walter Janka ist noch kritischer – er sieht nur einen Vorteil seiner Gefangenschaft, nämlich die Bewahrung seines Charakters in der inhumanen Welt.<sup>705</sup>

---

<sup>700</sup> Gaetano Benedetti: *Die Identität der Verfolgten und Heimatlosen (Konzentrationslagerinsassen) in der Kriegszeit*. In: Gaetano Benedetti, Louis Wiesmann (Hrsg.): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität*. Göttingen 1986. S. 163 – 175, hier S. 171.

<sup>701</sup> Walter Kempowski: *Pädagogische Arbeit im Zuchthaus*. (Ein Erfahrungsbericht). Die Examensschrift. 1959. Zit. nach: Manfred Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981. S. 30.

<sup>702</sup> Walter Kempowski, Dirk Hempel: Gespräche mit Walter Kempowski 1995 - 2003. Zit. nach: Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 72.

<sup>703</sup> Vgl. Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004. S. 74 – 75.

<sup>704</sup> Vgl. Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß*. Leipzig 1981. S. 413.

<sup>705</sup> Vgl. Walter Janka: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991. S. 444.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

- Janka, Walter: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989.
- Janka, Walter: *Spuren eines Lebens*. Berlin 1991.
- Kempowski, Walter: *Ein Kapitel für sich*. Hamburg 1978.
- Kempowski, Walter: *Im Block. Ein Haftbericht*. München 1969.
- Loest, Erich: *Durch die Erde ein Riß*. Ein Lebenslauf. Leipzig 1981.
- Loest, Erich: *Etappe Rom*. In: Loest, Erich: *Etappe Rom*. Zehn Geschichten. Berlin 1975. S.139-187.
- Loest, Erich: *Karl-May-Novelle*. In: Loest, Erich: *Etappe Rom*. Zehn Geschichten. Berlin 1975. S. 5-38.
- Loest, Erich: *Kein Mann für diese Welt*. (1983) In: Loest, Erich: *Bauchschüsse*. Zehn Erzählungen. München 1990. S. 37-74.

### Sekundärliteratur:

- Aichinger, Ingrid: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. S. 170 – 199.
- Alfs, Günter; Rabes, Manfred: „*Genauso war es...*“: *Kempowskis Familiengeschichte „Tadellöser & Wolf“ im Urteil des Publikums*. Oldenburg 1982.
- Anonym: „*Die Stasi war mein Eckermann*“. Wie und warum der Schriftsteller Erich Loest in Leipzig jahrelang überwacht wurde. In: Der Spiegel 38 / 1990. 17. 09. 1990. S. 240 – 258.
- Anonym: *Ein Kapitel für sich in Bildern*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 65.
- Assmann, Aleida: *Die Legitimität der Funktion. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Kommunikation*. München 1980.
- Assmann, Aleida: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin 2011.

Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.

Assmann, Aleida: *Falsche Erinnerungen: Der Fall Grosjean, Dössecker, Wilkomirski*. In: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Antropologie. Freie Universität Berlin (Hrsg.): *Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Antropologie*. Bd. 9. Heft 2. 2000. S. 91 – 103.

Assmann, Aleida: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Welzer, Harald (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 103 – 122.

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

Assmann, Jan: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Assmann, Jan; Hölscher, Tonio (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1988. S. 9 – 19.

Assmann, Jan; Hölscher, Tonio (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1988.

Barwasser, Karlheinz A. (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind. Verständigungstexte von Inhaftierten*. Tübingen 1982.

Barwasser, Karlheinz A.: Gespräch zwischen H. J. Vincenti Dudek und K. A. Barwasser. In: Barwasser, Karlheinz A. (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind. Verständigungstexte von Inhaftierten*. Tübingen 1982. S. 18 – 27.

Becker, Rolf: *Herr Hitler müsse es wissen. Rolf Becker über Walter Kempowski: „Tadellöser & Wolf“*. In: Der Spiegel 18/1971. 25. Jahrgang. 26. 4. 1971. S. 179.

Becker, Rolf: *Kempowski und Fechner. Anmerkungen zu einem Glücksfall*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 182 – 190.

Benedetti, Gaetano: *Die Identität der Verfolgten und Heimatlosen (Konzentrationslagerinsassen) in der Kriegszeit*. In: Benedetti, Gaetano; Wiesmann, Louis (Hrsg.): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität*. Göttingen 1986. S. 163 – 175.

Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd: *Auswahlbibliographie. Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. In: Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 285 – 307.

Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd: Vorwort. *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. In: Berg, Nicolas; Jess,

- Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 7 – 11.
- Bernig, Jörg: *Literaturlandschaft im Wandel*. Gespräch mit Erich Loest. In: Loest, Erich: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008. S. 26 – 42.
- Bette, Willibald: *Einsamkeit*. In: Barwasser, Karlheinz A. (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind. Verständigungstexte von Inhaftierten*. Tübingen 1982. S. 54.
- Biedermann, Hans: *Knaurs Lexikon der Symbole*. München 1989.
- Bienek, Horst: *Das allmähliche Ersticken von Schreien. Sprache und Exil heute. Münchner Poetik-Vorlesungen*. München / Wien 1987.
- Bienek, Horst: *Gefängnisspiele*. In: Gehlhoff – Claes, Astrid (Hrsg.): *Bis die Tür aufbricht. Mit Worten unterwegs. Literatur hinter Gittern*. Düsseldorf 1982. S. 134 – 147.
- Bienek, Horst: *Ich verlange meine Rehabilitierung. Offener Brief an den Generalsekretär der KPdSU Michail Gorbatschow*. In: Die Zeit. Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur. Nr. 47. Hamburg 13. 11. 1987. S. 69.
- Bienek, Horst: *Jede Menge Barcelona. Horst Bienek über Walter Kempowski: „Im Block“*. In: Der Spiegel 24/1969. 23. Jahrgang. 9. 6. 1969. S. 160.
- Bienek, Horst: *Sterben in der Tundra. Workuta – Erinnerung an ein Lager des Schreckens*. In: Süddeutsche Zeitung. Münchner neueste Nachrichten aus Politik, Kultur, Wirtschaft, Sport. Nr. 178. München 5/6. 8. 1989. S. 127.
- Bienek, Horst: *Die Zelle*. München 1968.
- Bilke, Jörg Bernhrd: *Unerwünschte Erinnerungen. Gefängnisliteratur 1945/49 bis 1989*. In: Deutscher Bundestag (Hrsg.): Materialien der Enquete-Kommission. „*Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland*“ (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages). Nomos Verlagsgesellschaft, Frankfurt - Baden Baden 1995, Bd. III, Teil2, S. 796 – 825.
- Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Erster Band. Frankfurt / Main 1959.
- Blöcker, Günter: *Walter Kempowskis verschämte Apotheose*. In: Merkur 1973. 27. Jahrgang. Heft 297. S. 86 – 87.
- Bock, Lilli: *Willi Bredel*. Berlin 1969.
- Boetzel, Claus-Eberhard: *Spätfolgen der Lagerhaft für die Gesundheit*. In: Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004. S. 102 – 107.

Borkowski Dieter: *Für jeden kommt der Tag... Stationen einer Jugend in der DDR*. Frankfurt / Main 1981.

Brand, Peter: „Das wird wieder endlose Fragereien geben“. Der Roman „Letzte Grüße“ von dem Hintergrund des Gesamtwerks. In: Damiano, Clara A.; Drews, Jörg; Plöschberger, Doris (Hrsg.): „Was das nun wieder soll?“ Von „Im Block“ bis „Letzte Grüße“. Zu Werk und Leben Walter Kempowskis. Göttingen 2005. S. 247 – 262.

Brand, Peter: *Walter Kempowski – Auswahlbibliographie (1969 – 2005)*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. I/06. München 2006. S. 94 – 105.

Braun, Peter: „Durch die Texte ein Riss“. Beobachtungen zu den autobiographischen Büchern von Erich Loest. In: Gansel, Carsten; Jacob, Joachim (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 130 – 153.

Brodersen, Ingke (Hrsg.): *Der Prozeß gegen Walter Janka*. Eine Dokumentation. Reinbek bei Hamburg 1990.

Bruss, Eisabeth W.: *Die Autobiographie als literarischer Akt*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Französischen übersetzt von Ursula Christmann. S. 258 – 279.

Combrink, Thomas: *Eine Ästhetik der Leerstellen. Lakonismus als Erzählverfahren in Walter Kempowskis Haftbericht „Im Block“*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. I/06. München 2006. S. 53 – 58.

Corino, Karl: Gespräch mit Erich Loest. In: Mytze, Andras W. (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 1 – 7.

Damiano, Clara A.: *Walter Kempowski: Lehrer und Schriftsteller. Das Montage-/Collage-Prinzip als Baustein des Unterrichts und des Schreibens*. In: Damiano, Clara A.; Drews, Jörg; Plöschberger, Doris (Hrsg.): „Was das nun wieder soll?“ Von „Im Block“ bis „Letzte Grüße“. Zu Werk und Leben Walter Kempowskis. Göttingen 2005. S. 171 – 188.

Decker, Andreas: *Von Potsdam nach Workuta*. In: Fein, Elke (Hrsg.): *Von Potsdam nach Workuta*. S. 93 – 115.

Denis, Doris: *Posttraumatische Störungen nach politischer Inhaftierung in der DDR*. In: Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004.

- Dettmar, Dirk; El Atrache, Samir; Jelinic, Ivan: *Lettre circulaire*. In: Ingeborg – Drewitz – Literaturpreis für Gefangene (Hrsg.): *Gestohlener Himmel. Widerstehen im Knast*. Leipzig 1995. S. 63 – 77.
- Dierks, Manfred: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*. München 1981.
- Dierks, Manfred: *Text – Vorstufen zu Walter Kempowskis „Im Block“ (1969). Zu einigen Bedingungen der Modifizierung biographischer „Wirklichkeit“ durch ihre literarische Darstellung*. In: Matthes, Joachim; Pfeifenberger, Arno; Stosberg, Manfred (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 207 – 219.
- Dierks, Manfred: *Walter Kempowski*. München 1984.
- Drewitz, Ingeborg: *Prosa aus dem Zettelkasten*. In: Die neue Rundschau. Heft I. 1973. S. 171 – 175.
- Drewitz, Ingeborg; Tammen, Johann P. (Hrsg.): *So wächst die Mauer zwischen Mensch und Mensch. Stimmen aus dem Knast und zum Strafvollzug*. Bremerhaven 1980.
- Drews, Jörg: „*Die Dämonen reizen – und sich dann blitzschnell umdrehen, als sei es nichts*“. Über Walter Kempowski. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur*. I/06. München 2006. S. 44 – 52.
- Drews, Jörg: *Stimmen aus der Vergangenheit. Walter Kempowskis und Paul Wührs Gespräch mit Alltagsdokumenten und mit deutschen Dichtern der Vergangenheit. Zwei Arten, Erinnerung zu stiften*. In: Fischer, Gerhard; Roberts, David (Hrsg.): *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989 – 1990*. Tübingen 2001. S. 99 – 111.
- Durzak, Manfred: *Die Ergänzung der Literatur durch die Fernsehadaptation: Gespräch mit Walter Kempowski*. In: Durzak, Manfred: *Literatur auf dem Bildschirm. Analysen und Gespräche mit Leopold Ahlsen, Rainer Erler, Dieter Forte, Walter Kempowski, Heinrich Kipphardt, Wolfdietrich Schnurre und Dieter Wellershoff*. Tübingen 1989. S. 197 – 199.
- Eberhard, Gero: *Richtig belichtet*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 179 – 181.
- Eichhorn, Alfred; Reinhardt, Andreas (Hrsg.): *Nach langem Schweigen endlich sprechen. Briefe an Walter Janka*. Berlin / Weinheim 1990.

- Emmerich, Wolfgang: *Kleine Literaturgeschichte der DDR. 1945 – 1988*. Frankfurt / Main 1989.
- Enenkel, Karl A. E.: *Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik der frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarcha bis Lipsius*. Berlin 2008.
- Enzensberger, Hans Markus: zu walter kempowski, *in der stadt (rowohlt)*. 6. 3. 1962. In: Akademie der Künste, Walter Kempowskis Archiv 97.
- Eppendorfer, Hans: *Barmbeker Kuß. Szenen aus dem Knast*. Reinbek bei Hamburg 1981.
- Erll, Astrid: *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier 2003.
- Esbach, Wolfgang: *Gedenken oder Erforschen. Zur sozialen Funktion von Vergangenheitsrepräsentation*. In: Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 131 – 144.
- Fechner, Eberhard: *Familiengeschichte als Zeitgeschichte*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „Tadellöser & Wolf“, „Ein Kapitel für sich“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 31 – 46.
- Feraru, Peter: *Ich bin in Worten*. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 116 – 119.
- Feraru, Peter: *Schreib-Prozesse*. In: Barwasser, Karlheinz A. (Hrsg.): *Schrei Deine Worte nicht in den Wind. Verständigungstexte von Inhaftierten*. Tübingen 1982. S. 9 – 14.
- Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin 1999.
- Finck, Almut: *Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*. In: Pechlivanos, Miltos; Rieger, Stefan; Struck, Wolfgang; Weitz, Michael (Hrsg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar 1995. S. 283 – 294.
- Fink – Eitel, Hinrich: *Michael Foucault zur Einführung*. Hamburg 2002.
- Fischer, André; Höppner, Stefan; Ihle, Nadine: *Kempowski, Walter*. In: Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. Bd. 6. Berlin 2009. S. 361 – 365.

- Fischer – Lichte, Erika; Lehnert, Gertrud: *Einleitung*. In: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Antropologie. Freie Universität Berlin (Hrsg.): Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Antropologie. Bd. 9. Heft 2. 2000. S. 9 – 17.
- Foucault, Michael: (*Mikrophysik der Macht*). *Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin*. Berlin 1976.
- Foucault, Michael: *Das Asyl*. (Aus: Wahnsinn und Gesellschaft, 1961). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 382 – 389.
- Foucault, Michael: *Das Gefängnis*. (Aus: Überwachen und Strafen, 1975). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 389 – 394.
- Foucault, Michael: *Der Kerker-Archipel*. (Aus: Überwachen und Strafen, 1975). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 394 – 396.
- Foucault, Michael: *Die große Einsperrung*. Gespräch mit dem Tagesanzeiger Magazin. 1972. In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 396 – 409.
- Foucault, Michael: *Die tagische Vertikalität*. (Aus: Einleitung zu Traum und Existenz, 1954). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 97 – 101.
- Foucault, Michael: *Traum und Tod*. (Aus: Einleitung zu Traum und Existenz, 1954). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 94 – 97.
- Foucault, Michael: *Traum, Imagination, Selbstmord*. (Aus: Einleitung zu Traum und Existenz, 1954). In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001. S. 101 – 106.
- Foucault, Michael: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt / Main 1976.
- Frank, Michael C.; Rippl, Gabriele (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007.
- Franke, Konrad: *Besondere Vorkommnisse: keine*. In: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik. 1969. Heft 6. S. 452 – 453.
- Fricke, Karl Wilhelm (Hrsg.): *Der Wahrheit verpflichtet. Texte aus fünf Jahrzehnten zur Geschichte der DDR*. Berlin 2000.

- Fricke, Karl Wilhelm; Klewin, Silke: *Bautzen II. Sonderhaftanstalt unter MfS-Kontrolle 1956 bis 1989. Bericht und Dokumentation*. Leipzig 2001.
- Fried, Erich: *Über die Relevanz von Schriftstellern*. In: Schnell, Ralf (Hrsg.): „*Schreiben ist ein monologisches Medium*“. *Dialoge mit und über Peter – Paul Zahl*. Berlin 1979. S. 128 – 140.
- Fried, Erich; Novak, Helga M., Initiativgruppe Peter Paul Zahl: *Am Beispiel Peter Paul Zahl*. Eine Dokumentation. Frankfurt 1990.
- Friedrich, Hans–Edwin: *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945 – 1960)*. Tübingen 2000.
- Frühwald, Wolfgang: *Bienek, Horst*. In: Killy, Walter (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 1. Gütersloh / München 1988. S. 503.
- Fuchs, Jürgen: *Tagesnotizen. Gedichte*. Reinbek bei Hamburg 1979.
- Gansel, Carsten; Jacob, Joachim: *Der Wirklichkeit auf der Spur – Erich Loest*. In: Gansel, Carsten; Jacob, Joachim (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2001. S. 10 – 15.
- Gansel, Carsten; Jacob, Joachim (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2001.
- Gansel, Carsten: „*Hemingway ist eine Stilfrage, Fallada eine Inhaltsfrage*“. Erich Loest im Gespräch mit Carsten Gansel. In: Gansel, Carsten; Jacob, Joachim (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2001. S. 282 – 310.
- Gedenkstätte Bautzen/Stiftung Sächsische Gedenkstätten (Hrsg.): *Gedenkstätte Bautzen*. Besucherinformation (Prospekt). Berlin 2005.
- Geese, Sabine: *Herzog, Marianne*. In: Killy, Walter (Hrsg.): *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 5. Gütersloh / München 1989. S. 268.
- Gehlhoff – Claes, Astrid (Hrsg.): *Bis die Tür aufbricht. Mit Worten unterwegs. Literatur hinter Gittern*. Düsseldorf 1982.
- Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt / Main 1972.
- Görtz, Franz, Josef: *Walter Kempowski als Historiker*. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur. 20. Jahrgang. 1973. S. 242 – 254.
- Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004.
- Groth, Michael: *Sterben hinter den Mauern von Bautzen*. In: Bajohr, Walter (Hrsg.): *Das Erbe der Diktatur*. Bonn / Berlin 1992. S. 40 – 44.

- Gusdorf Georges: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1989. S. 121 – 147.
- Haas Stanley, Patricia: *An Examination of Walter Kempowskis „Ein Kapitel für sich“*. In: South Atlantic Review. 1982. S. 38 – 50.
- Hage, Volker; Kempowski, Walter: *Eine Art Gedächtnistraining*. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur. 19. Jahrgang. 1972. S. 340 – 349.
- Hagedest, Lutz: „*Auch Geschriebenes ist erlebt, auch Gedachtes gewesen.“ Zum Verhältnis von Biographie und Autobiographie bei Erich Loest*. In: Carsten Gansel, Joachim Jacob (Hrsg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen 2011. S. 45 – 61.
- Hahn, Alois: *Habitus und Gedächtnis*. In: Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007. S. 31 – 45.
- Hahn, Alois: *Inszenierung der Erinnerung*. In: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Antropologie. Freie Universität Berlin (Hrsg.): Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Antropologie. Bd. 9. Heft 2. 2000. S. 21 – 42.
- Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt / Main 1985.
- Halbwachs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt / Main 1985.
- Hartinger, Walfried: *Texte nach der Wende. Versuch eines Überblicks*. In: Berliner LeseZeichen. Literaturzeitung. Heft 6 / 7. Juni 1995. S. 46 – 76.
- Hein, Norbert: *Kommunikation im Gefängnis: Am Beispiel der Sonderanstalt Wien-Favoriten*. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenensliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 31 – 47.
- Heinzer, Bruno: *Gestohlener Himmel*. In: Ingeborg – Drewitz – Literaturpreis für Gefangene (Hrsg.): *Gestohlener Himmel. Widerstehen im Knast*. Leipzig 1995. S. 83 – 92.
- Hempel, Dirk: *Autor, Erzähler und Collage im Walter Kempowskis Gesamtwerk*. In: Damiano, Clara A.; Drews, Jörg; Plöschberger, Doris (Hrsg.): „Was das nun wieder soll?“ Von „Im Block“ bis „Letzte Grüße“. Zu Werk und Leben Walter Kempowskis. Göttingen 2005. S. 21 – 34.
- Hempel, Dirk: *Kempowskis Lebensläufe*. Berlin 2007.
- Hempel, Dirk: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München 2004.

- Hennig, Horst: *Workuta – Vergessene Opfer*. In: Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004. S. 90 – 91.
- Herzog, Harald im Gespräch mit Edda Seippel: „... stellte ich mir eine kleine wohnliche Ecke zusammen.“ In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 157 – 166.
- Heyme, Torsten: „*Ich kam mir vor wie'n Tier*“ – *Knast in der DDR*. Berlin 1991.
- Heynitz von, Benno: Gleitwort. In: Bautzen – Komitee (Hrsg.): *Das gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten 1945 – 1956*. München / Berlin 1997. S. 9 – 12.
- Hinck, Walter: *Heimatdichter, Weltbürger, Schutzpatron. Zum sechzigsten Geburtstag des Schriftstellers Horst Bienek*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Nr. 105. Frankfurt / Main 7. 5. 1990. S. 36.
- Hinze, Michael: *Wie es besser zu machen ist. Die Erinnerungen des ehemaligen Aufbau – Verlegers Walter Janka*. In: Der Tagesspiegel Nr. 13413. 15.11.1986. S. XIV.
- Hoffmann, Paul: *Straflager und Zuchthäuser der sowjetischer Besatzungszone Deutschlands*. In: Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004. S. 15 – 69.
- Holdenried, Michaela: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg 1991.
- Homann, Ursula: *Erich Loest – ein Schriftsteller zwischen Ost und West*. Ein Interview mit Erich Loest. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 1 / 83. Januar 1983. S. 5 – 6.
- Ingeborg – Drewitz – Literaturpreis für Gefangene (Hrsg.): *Gestohlener Himmel. Widerstehen im Knast*. Leipzig 1995.
- Jäger, Manfred: *Kultur und Politik in der DDR. Ein historischer Abriß*. Köln 1992.
- Janka, Walter: ... bis zur Verhaftung. *Erinnerungen eines deutschen Verlegers*. Berlin 1993.
- Janka, Walter: *Der Verleger Walter Janka im Gespräch mit Werner Mittenzwei*. 6. Mai 1993. In: Janka, Walter: ... bis zur Verhaftung. *Erinnerungen eines deutschen Verlegers*. Berlin 1993. S. 156 – 200.
- Janka, Walter: *Die Unterwerfung. Eine Kriminalgeschichte aus der Nachkriegszeit*. München / Wien 1994.

- Jaroszewski, Marek: *Abschied von der DDR. Zur Memoirenliteratur der endachtziger und neunziger Jahre*. In: Honsza, Norbert; Mechtenberg, Theo (Hrsg.): *Die Rezeption der deutschsprachigen Literatur nach der Wende 1989*. Wrocław 1997. S. 36 – 58.
- Jenker, Siegfried: *Erinnerungen politischer Häftlinge an den GULAG. Eine kommentierte Biographie*. Erweiterte Neuausgabe 2005; die erste Auflage erschien 2003 in der Schriftenreihe "Berichte und Studien" (Nr. 41) des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung e.V. an der Technischen Universität Dresden. S. 1 – 46.
- Jurt, Joseph: *Autobiographische Fiktion – Fiktionale Autobiographie (Céline, Nizan, Ernaux)*. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 34. Jahrgang. Berlin 1993. S. 347 – 361.
- Jurt, Joseph: *Jean Cayrol: Lazarenisches Schreiben*. In: Schmitz, Walter (Hrsg.): *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden*. Thelem w.e.b. 2003. S. 251 – 280.
- Just, Gustav: *Zeuge in eigener Sache*. Berlin 1990.
- Kempowski, Walter: *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*. Januar und Februar 1943. Band 1. 1. bis 17. Januar 1943. München 1993.
- Kempowski, Walter / Ilo von Waltershausen: Gespräch Walter Kempowski mit Ilo von Waltershausen. In: Inter Nationales Kultureller Tonbanddienst (Hrsg.): *Deutsche Autoren heute*. Teil 5. Bonn 19 . S. 44 – 62.
- Kempowski, Walter: *Ein Kapitel für sich. Anmerkungen zu einem Film*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979.
- Kempowski, Walter: Ein Interview. In: Börsenblatt. 02.09.1977. S. 96.
- Kempowski, Walter: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990.
- Kempowski, Walter: *Tagebuch auf Klopapier*. In: Zeitmagazin. Nr. 26. 20. 06. 1975. S. 5, 8, 10 – 12, 29.
- Kempowski, Walter: *Wenn das man gut geht! Aufzeichnungen 1956 – 1970*. München 2012.
- Kempowski, Walter: *Zeitgeschichte und Biographie. Der Zusammenhang meiner Romane* (Vortrag am 21. 2. 1980). In: Matthes, Joachim; Pfeifenberger, Arno; Stosberg, Manfred (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 199 – 205.
- Keßler, Nicola: *Schreiben, um zu überleben. Studien zur Gefangenenliteratur*. Godesberg 2001.

- Kilank, Rudolf: *Nachwort*. In: Bautzen – Komitee (Hrsg.): *Das gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten 1945 – 1956*. München / Berlin 1997. S. 307 – 310.
- Kirsten, Wulf: *Bienek vor Bienek*. In: Bayerische Akademie der Schönen Künste (Hrsg.): *Jahrbuch 14. Schaftlach 2000*. S. 792.
- Klein, Uta; Koch, Helmut H.: *Gefangenentaliteratur*. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 269 – 273.
- Klein, Uta; Koch, Helmut H.: *Gefangenentaliteratur. Übersicht über ihre wissenschaftliche Rezeption*. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 146 – 160.
- Klein, Uta; Koch, Helmut H.: Vorwort. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 9 – 13.
- Klunker, Heinz: *Eine Kaderakte geht in Revision. Zeit der Schuldig – Schuldlosen*. Erich Loest: „*Durch die Erde ein Riß*“. In: Die Zeit. Nr. 45. 5. 11. 1982. S. 59.
- Koch, Helmut H.: *Klage, Anklage, Widerstand. Zur Gefangenentaliteratur nach 1945*. In: Klein, Uta; Koch, Helmut H. (Hrsg.): *Gefangenentaliteratur. Sprechen – Schreiben – Lesen in deutschen Gefängnissen*. Hagen 1988. S. 88 – 115.
- Körte, Mona: *Der Krieg der Wörter. Der autobiographische Text als künstliches Gedächtnis*. In: Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 201 – 214.
- Krauss, Hannes; Kasper, Elke: *Loest, Erich*. In: Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. Bd. 7. Berlin / New York 2010. S. 485 – 487.
- Kreiler, Kurt (Hrsg.): *Sie machen uns langsam tot. Zeugnisse politischer Gefangener in Deutschland 1780 – 1980*. Darmstadt / Neuwied 1983.
- Kröll, Friedhelm: *Imagination und Dokumentation. Zu Manfred Dierks: Text – Vorstufen zu Walter Kempowskis „Im Bock“ (1969)*. In: Matthes, Joachim; Pfeifenberger, Arno; Stosberg, Manfred (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981. S. 221 – 230.

- Krzemiński, Adam: *Nur mit dem Kopf im Westen*. Ein Gespräch mit Horst Bienek. In: Frankfurter Rundschau. Unabhängige Tageszeitung. Nr. 25. Frankfurt / Main 30. 1. 1988. S. ZB3.
- Książek-Czermińska, Małgorzata: *Autobiografia i powieść czyli pisarz i jego postacie*. Gdańsk 1987.
- Kuczynski, Jürgen: *Probleme der Autobiographie*. Berlin / Weimar 1983.
- Kunze: *Deckname „Lyrik“*. Eine Dokumentation. Frankfurt / Main 1990.
- Langer, Horst: *Herr Walldorf, was macht die Kunst? Erich Loest: „Schattenboxen“*. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. Heft 8. August 1974. S. 147 – 151.
- Langner, Reiner – K.: *Heimkehr in ein halbes Neu – Land*. Erich Loest: „*Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*“. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 143 – 146.
- Leiser, Erwin: „... da schaust du lieber nicht hin.“ *Notizen nicht nur zu Kempowski und Fechner*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 191 – 200.
- Leitner, Hartmann: *Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie*. Frankfurt / New York 1982.
- Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt / Main 1994.
- Lennartz, Franz: *Bienek, Horst*. In: Lennartz, Franz (Hrsg.): *Deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit. Einzeldarstellung zur Schönen Literatur in deutscher Sprache*. Stuttgart 1974. S. 64.
- Liersch, Werner: Gespräch mit Erich Loest. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 455. Heft. November 1990. S. 84 – 89.
- Linder, Christian: „*Ich hasse die Natur*“. Gespräch mit Walter Kempowski. In: Linder, Christian: *Schreiben & Leben*. Gespräche mit Jürgen Becker, Peter Handke, Walter Kempowski, Wolfgang Koeppen, Günter Wallraff, Dieter Wallershoff. Köln 1974. S. 47 – 59.
- Loest, Erich: *Als Alles vorbei war. Wunschträume eines Schriftstellers, der in der DDR die Freiheit verlor und im Westen die Gleichgültigkeit fand*. In: Die Zeit. Nr. 13. 24. 03. 1989. S. 69 – 70.
- Loest, Erich: *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. Künzelsau 1990.
- Loest, Erich: *Die Stasi war mein Eckermann oder: mein Leben mit der Wanze*. Göttingen 1991.

- Loest, Erich: *Die Ungnade meiner Geburt*. In: Loest, Erich: *Zwiebeln für den Landesvater. Bemerkungen zu Jahr und Tag*. Göttingen 1994. S. 27 – 31.
- Loest, Erich: *Eine Zelle – mitten in Leipzig*. In: Loest, Erich: *Zwiebeln für den Landesvater. Bemerkungen zu Jahr und Tag*. Göttingen 1994. S. 75 – 81.
- Loest, Erich: *Einmal Exil und zurück*. Göttingen 2008.
- Loest, Erich: *Prozesskosten. Bericht*. Göttingen 2007.
- Loest, Erich: *Vorbemerkung zum Bilke-Bericht*. In: Mytze, Andras W. (Hrsg.): europäische ideen. Heft 77. 1991. S. 29 – 30.
- Lorou, Blé Richard: "Erinnerung entsteht auf neue Weise": *Wende und Vereinigung in der deutschen Romanliteratur*. Kiel 2003.
- Lubas-Bartoszyńska, Regina: *Między autobiografią a literaturą*. Warszawa 1993.
- Ludorowska, Halina: *Strategien der Selbstdarstellung In Schriftstellerautobiographien aus der DDR*. Lublin 2006.
- Ludorowska, Halina: *Współczesna niemieckojęzyczna powieść dziennikowa po roku 1960*. Warszawa / Łódź 1985.
- Mahrholz, Werner: *Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1989. S. 72 – 74.
- Marschall, Judith: *Aufrechter Gang im DDR-Sozialismus. Walter Janka und der Aufbau-Verlag*. Münster 1994.
- Mecklenburg, Norbert: *Faschismus und Alltag in deutscher Gegenwartsprosa. Kempowski und andere*. In: Wagener, Hans (Hrsg.): *Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Deutsche Autoren in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit*. Stuttgart 1977. S. 16 – 23.
- Meier, Cordula: *Anselm Kiefer. Christian Boltanski. On Kawara. Rebecca Horn. Zur künstlerische Konstruktion von Erinnerung*. In: Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 267 – 284.
- Maier, Hans: *Chronos im Originalton. Laudatio auf Walter Kempowski*. In: Rüther, Günther (Hrsg.): *Verleihung des Literaturpreises der Konrad – Adenauer – Stiftung an Walter Kempowski. Dokumentation*. Weimar 1994. S. 10 – 11.
- Mierendorff, Marta: *Der Fall Markus Wolf*. In: Mytze, Andras W. (Hrsg.): europäische ideen. Heft 76. 1991. S. 49 – 50.

- Müller-Dietz, Heinz: *Zum Bild des Strafvollzugs in der modernen Literatur*. In: Zeitschrift für Strafvollzug. Heft 1. 1979. S. 31 – 45.
- Müthel, Eva: *Für dich blüht kein Baum*. Frankfurt / Main 1957.
- Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt / Main 1970.
- Niggel, Günter: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998.
- Niggel, Günter: *Symposium. Die Autobiographie im 20. Jahrhundert*. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 34. Jahrgang. Berlin 1993. S. 215 – 220.
- Nijssen (Nijmegen), Hub: *Die Generation 1900 – 1915: (Auto)Biographien unter Legitimierungszwang*. In: Izabela Sellmer (Hrsg.): *Die bibliographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto)Biographien unter Legitimierungszwang*. Frankfurt / Main 2003. S. 125 – 142.
- Pascal, Roy: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1998. Aus dem Englischen übersetzt von Hildegard Heydenreich. S. 148 – 157.
- Pascal, Roy: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart 1965.
- Paulsen, Wolfgang: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen 1991.
- Picard, Hans Rudolf: *Anthropologische Funktionen der modernen Autobiographie in Frankreich: Leiris, Roy, Sartre, Sarraute*. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 34. Jahrgang. Berlin 1993. S. 361 – 377.
- Plöschberger, Doris: „*Als Mörder neige ich zum Erwürgen*“. Zur Radikalität der Inszenierung in Walter Kempowskis Tagebüchern „*Sirius*“ und „*Alkor*“. In: Damiano, Clara A.; Drews, Jörg; Plöschberger, Doris (Hrsg.): „*Was das nun wieder soll?*“ Von „*Im Block*“ bis „*Letzte Grüße*“. Zu Werk und Leben Walter Kempowskis. Göttingen 2005. S. 189 – 206.
- Plöschberger, Doris: *Der dritte Turm. Die Tagebücher Walter Kempowskis*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. I/06. München 2006. S. 32 – 42.
- Raddaz, Fritz J.: *Vom Verrat der Genossen. Walter Jankas todtrauriger Bericht aus der DDR*. In: Die Zeit. Nr. 46. 10.11.1989. S. 15 – 16.
- Raddaz, Fritz J.: *Zur deutschen Literatur der Zeit 2. Die Nachgeborenen. Leseerfahrungen mit zeitgenössischer Literatur*. Reinbek bei Hamburg 1987.

- Rohrwasser, Michael: *Wer ist Walter Janka?* Eine Biographische Notiz. In: Janka, Walter: *Schwierigkeiten mit der Wahrheit*. Reinbek bei Hamburg 1989. S. 117 – 124.
- Rudolph, Ekkehart: *Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*. Tübingen / Basel 1977.
- Rüther, Günther (Hrsg.): *Verleihung des Literaturpreises der Konrad – Adenauer – Stiftung an Walter Kempowski*. Dokumentation. Weimar, 03.05.1994. S. 57.
- Rutschky, Michael: *Unbelebte Erinnerung*. In: Merkur 1973. 57. Jahrgang. Heft 1. S. 126 – 140.
- Sahlmen, Andrea: *Das Vehikel der Imagination. Loests Erzählwerk als Reflexion innerdeutscher Diskrepanzen*. Frankfurt / Main 1992.
- Schmidt, Siegfried J.: *Gedächtnis – Erzählen – Identität*. In: Assmann, Aleida; Harth, Dietrich (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt / Main 1991, S. 378 – 397.
- Schoeller, Wilfried F.: *Eine Realfiktion. Erich Loest veröffentlicht seine Geheimakten. Die Stasi: der wahre Eckermann*. In: Die Zeit. Nr. 42. 12. 10. 1990. S. 81.
- Scholmer Joseph: *Arzt in Workuta. Bericht aus einem sowjetischen Straflager*. München 1963.
- Schwab, Sylwia: *Autobiographik und Lebenserfahrung. Versuch einer Typologie deutschsprachiger autobiographischer Schriften zwischen 1965 – 1975*. Würzburg 1981.
- Schwartz, Stephan: *Sieben Monate Drehzeit – ich bin auf alles gefasst. Impressionen eines Schauspielers*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „*Tadellöser & Wolf*“, „*Ein Kapitel für sich*“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 167 – 174.
- Schwilk, Himo: *Wendezeit – Zeitwende. Beiträge zur Literatur der achtziger Jahre*. Bonn / Berlin 1991.
- Simon, Ralf – Axel: *Szenen einer Einzelhaft*. In: Ingeborg – Drewitz – Literaturpreis für Gefangene (Hrsg.): *Gestohlener Himmel. Widerstehen im Knast*. Leipzig 1995. S. 161 – 177.
- Sina, Kai: *Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Göttingen 2012.
- Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Foucault. Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar*. München 2001.

- Spits, Jerker: *Fakt und Fiktion. Die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Dissertation. Universität Leiden 5. Juni 2008.
- Standfuß, Werner: *Menschen haben ihre Probleme. Erich Loest: „Etappe Rom“*. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. Heft 1. Januar 1976. S. 156 – 160.
- Stern, Martin: *Autobiographie und Identität*. In: Benedetti, Gaetano; Wiesmann, Louis (Hrsg.): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität*. Göttingen 1986. S. 257 – 270.
- Stiegler, Bernd: *Robert Antelme, „Das Menschengeschlecht“. Erinnerung und Erzählung*. In: Berg, Nicolas; Jess, Jochimsen; Stiegler, Bernd (Hrsg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Kunst, Literatur*. München 1966. S. 145 – 158.
- Stolte, Dieter: *Eines jeden einzigen Kapitels. Über zwei Beispiele zur Vergegenwärtigung von Geschichte*. In: Kempowski, Walter; Fechner, Eberhard: „Tadellöser & Wolf“, „Ein Kapitel für sich“. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Mainz 1979. S. 7 – 19.
- Thierse, Wolfgang: „Workuta – Vergessene Welt“. In: Graffius, Klaus-Peter; Hennig, Horst (Hrsg.): *Zwischen Bautzen und Workuta. Totalitäre Gewaltherrschaft und Haftfolgen*. Leipzig 2004. S. 89.
- Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.): *Die Straflager und Zuchthäuser der Sowjetzone. Gesundheitszustand und Lebensbedingungen der politischen Gefangenen*. Bonn 1955.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart 2000.
- Waldmann Günter: *Autobiographisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiographischen Schreibens*. Hohengehren 2000.
- Walser, Martin: *Über Deutschland reden*. Frankfurt am Main 1989.
- Weber, Dietrich: *Walter Kempowski*. In: Weber, Dietrich (Hrsg.): *Deutsche Literatur der Gegenwart in Einzeldarstellungen*. Bd. II. Stuttgart 1977. S. 278 – 296.
- Weigel, Sigrid: „Und selbst im Kerker frei...!“. *Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur*. Marburg / Lohn 1982.
- Weigel, Sigrid: *Zensur und Selbstzensur. Zur Rezeption von Knast und Knastliteratur am Beispiel P. P. Zahl – ein Stück praktischer Wirkungsgeschichte*. In: Schnell, Ralf

- (Hrsg.): „*Schreiben ist ein monologisches Medium*“. *Dialoge mit und über Peter – Paul Zahl.* Berlin 1979. S. 75 – 94.
- Welzer, Harald: *Das kommunikative Gedächtnis und woraus es besteht*. In: Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München 2007. S. 47 – 62.
- Welzer, Harald: *Das soziale Gedächtnis*. In: Welzer, Harald (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001. S. 9 – 21.
- Welzer, Harald (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001.
- Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg.): *Duden - Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim 2001.
- Wurth, Marianne: *Antizipierendes Denken. Ernst Blochs Philosophie und Ästhetik des Noch-Nicht-Bewußten im Zusammenhang seiner Freud-Kritik*. Frankfurt am Main 1986.
- Yang, Rong: „*Ich kann einfach das Leben nicht mehr ertragen.*“ *Studien zu den Tagebüchern von Klaus Mann (1931 – 1949)*. Marburg 1996.
- Zahl, Peter – Paul, Schnell, Ralf: *Gespräch am 28. September 1978 in der Justizvollzugsanstalt Werl / Westfalen*. In: Schnell, Ralf (Hrsg.): „*Schreiben ist ein monologisches Medium*“. *Dialoge mit und über Peter – Paul Zahl.* Berlin 1979. S. 24 – 69.
- Zahl, Peter – Paul: *Isolation. Ein verbotenes Manuskript*. In: Schnell, Ralf (Hrsg.): „*Schreiben ist ein monologisches Medium*“. *Dialoge mit und über Peter – Paul Zahl.* Berlin 1979. S. 156 – 189.
- Zahl, Peter – Paul: ohne Titel. In: Morawietz, Kurt (Hrsg.): die horen. Heft 1. Frühjahr 1977. Hannover 1977. S. 64 – 67.
- Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin 2001.
- Zwerenz, Gerhard: *Der Widerspruch*. In: Mytze, Andras W. (Hrsg.): europäische ideen. Heft 23. 1976. S. 7 – 8.

### Internetquellen:

- Anonym: *Rhetorik der Überwachung von Bentham bis Big Brother*.  
 <<http://hosting.zkm.de/ctrlspace/d/intro>> Datum des Zugriffs: 14.11.2009.

- Anonym: *Walter Janka (1914 - 1994)* <<http://www.mdr.de/mdr-figaro/literatur/132777-hintergrund-5616792.html>> Datum des Zugriffs: 15.07.2009
- Ekert, Maria: *Kai Sina: Sühnewerk und Opferleben. Kunstreligion bei Walter Kempowski*. Eine Rezension. <<http://kempowski-geellschaft.de/forschung/rezensionen/sina-suehnewerk-und-opferleben.html>> Datum des Zugriffs: 06.08.2013
- Kunow, Tobias: *Die Zeitschrift „Freies Deutschland“*. <<http://golm.rz.uni-potsdam.de/Mexiko/Literaturgruppe/fd.htm>> Datum des Zugriffs: 21.07.2009.
- Berger, Michael: „*Sie kämpften für die Freiheit*“. *Deutsche im spanischen Bürgerkrieg*. <<http://www.vorwaerts.de/artikel/ae-sie-kaempften-fuer-die-freiheit-ae>> Datum des Zugriffs: 13.07.2009.
- Brandt, Sabine: *Tage der Deutschen Einheit. Tua res agitur: Erich Loests neuer Roman über den 17. Juni*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 06.10.2005, Nr. 232 / S. 36. <<http://www.faz.net/s/Rub79A33397BE834406A5D2BFA87FD13913/Doc~EF8D9DDF2B4F549EDB1455EC710457F12~ATpl~Ecommon~Scontent.html>> Datum des Zugriffs: 14.05.2009.
- Chronik zur Geschichte der DDR und ihres Ministeriums für Staatssicherheit: <[http://www.bstu.bund.de/cln\\_028/nn\\_713806/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Chronik-DDR-MfS/chronik-1950\\_59\\_inhalt.html\\_nnn=true](http://www.bstu.bund.de/cln_028/nn_713806/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Chronik-DDR-MfS/chronik-1950_59_inhalt.html_nnn=true)> Datum des Zugriffs: 24.06.2009.
- Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen: <<http://www.stiftung-hsh.de>> Datum des Zugriffs: 25.07.2009.
- Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik 1957. S. 643 <<http://www.verfassungen.de/de/ddr/strafrechtsergaenzungsgesetz57.htm>> Datum des Zugriffs: 25.04.2009.
- Hoppe, Bert: *Völkerrecht und Etappengeschwätz*. Gerd Hankel über die Vorläufer der Nürnberger Prozesse. In: Berliner Zeitung. 30.06.2003. <<https://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.cgi/2003/0630/sachbuch/0007/index.html>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009.
- Dallmann, Tino: Erich Loest in einem Interview mit Tino Dallmann. In: Radio Mephisto. 22.03.2009. <<http://mephisto976.uni-leipzig.de/sendungen/m19/beitrag/artikel/erich-loest-auf-der-buchmesse.html>> Datum des Zugriffs: 13.05.2009.

Koeppe, Klaus: *Über das Erwachsensein*.

<<http://www.koeppetraining.de/de/artikel/erwachsen.html>> Datum des Zugriffs: 12.07.2011

Łebkowska, Anna: *Bezgranicza i pogranicza fikcji*. In: Dekada Literacka 2002. Nr 1/2 (183/184). <<http://www.dekaliteracka.pl/?id=3523>> Datum des Zugriffs: 26.11.2009.

Matzigkeit, Michael: *Vom „Eleganten Dandy“ zum „politischen Menschen“. Der Schauspieler, Regisseur und Intendant Wolfgang Langhoff. Laudatio aus Anlass des 100. Geburtstags von Wolfgang Langhoff in der Mahn- und Gedenkstätte, Düsseldorf am 7.10.2001*.

<[http://www.duesseldorf.de/theatermuseum/th\\_dateien\\_download/langhoff\\_w\\_biogr.pdf](http://www.duesseldorf.de/theatermuseum/th_dateien_download/langhoff_w_biogr.pdf)> Datum des Zugriffs 15.12.2012.

Nahmmacher, Detlef: Ein Interview. In: Pankau, Matthias: *Singen gegen die Selbstmordgedanken*. In: einestages. Zeitgeschichten auf Spiegelonline. Veröffentlicht: 31.10.2008.

<[http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/3052/singen\\_gegen\\_die\\_selbstmordgedanken.html](http://einestages.spiegel.de/static/authoralbumbackground/3052/singen_gegen_die_selbstmordgedanken.html)> Datum des Zugriffs: 18.02.2009.

Niedermeier, Richard: *Erich Loest. Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* (1978). <<http://www.buchkritik.at/kritik.asp?IDX=1853>> Datum des Zugriffs: 14.05.2009.

Opitz, Michael: *Chronist deutscher Geschichte. Erich Loest „Löwenstadt“*.

<<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/944454/>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009.

Roxin, Claus: *Literaturbericht*. In: Roxin, Claus, Wollschläger Stolte und Hans (Hrsg.): Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. 1976. Hamburg 1976. S. 287 – 301.

<<http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/horen178/81.htm>> Datum des Zugriffs: 25.06.2009.

Schacht Ulrich: *Hohenecker Protokolle. Aussagen zur Geschichte der politischen Verfolgung von Frauen in der DDR. Russische Zehn Minuten dauern Jahre. Gespräch mit Wendelgard Trampota*. <<http://www.ulrich-schacht.de/>> Datum des Zugriffs: 21.08.2011.

Scheer, Udo: *Alles noch viel schlimmer. Erich Loests "Sommergewitter" ist der erste gültige Roman über den 17. Juni 1953*. In: Frankfurter Rundschau. 13.09.2005.

<[http://www.fr-online.de/in\\_und\\_ausland/kultur\\_und\\_medien/literatur/?em\\_cnt=725747&](http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/literatur/?em_cnt=725747&)> Datum des Zugriffs: 14.05.2009.

Schönbach, Ralf: *Karl May - So war sein Leben?! Die Karl-May-Romanbiographien*. Eine ursprüngliche Fassung des Horen-Artikels (Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Bd. 178 (1995), S.81-103.) wie der Verfasser sie auf seiner Festplatte hatte. <<http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/JbKMG/1976/index.htm>>

Datum des Zugriffs: 25.06.2009.

Theunissen, Georg: *Arbeitstexte zum Seminar „Zuhause sein – Wohntraining oder unterstütztes Wohnen?“*. <<http://www.ph-ludwigsburg.de/uploads/media/Arbeitstexte.WOHN.doc>> Datum des Zugriffs: 22.02.2008.